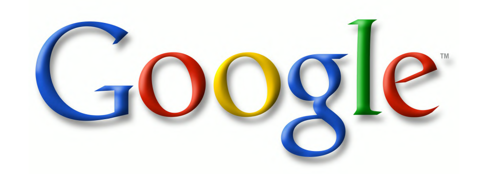


M. 8 3/5

S. werten Freunde Dr. Woodward
zur Erinnerung an die Studienzeit 1900
und unsere [illegible] in den W. H.
1908.
Eugen Brandis
London 24/10.08

Bansai!

J. werten Freund Dr. Woodward
zur Erinnerung an die Südseezeit
und unser Wiedersehen in den V. St.
1908. Eugen Brandeis
Lessen 24/10.

Bansai!

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Parabellum

Bansai!

Dritte Auflage

Elftes bis fünfzehntes Tausend



Leipzig
Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung
Theodor Weicher
1908

Published June 24th 1908.

Es hatte ganz harmlos und unauffällig angefangen, wie immer. Wie das alles gekommen ist, und wie es sich vorbereitet hat, wie die Strömungen in Fluß kamen, das zu erzählen, ist nicht meine Sache. Das mag den Garnspinnern und Quellensuchern der Geschichtsschreibung überlassen bleiben. Sie mögen feststellen, wann drüben in Asien der Gedanke, daß der Zusammenprall kommen müsse, und daß man die Frucht nicht erst reifen lassen dürfe, die Massen des japanischen Volkes zu erfassen begonnen hat.

Daß wir aber hier in Amerika jahrelang in einem Zustande gelebt haben wie einer, der die dumpfe Ahnung hat, daß irgend etwas Schreckliches plötzlich hereinbrechen werde, und der dieses innere Angstgefühl immer wieder mit schlechtem Gewissen durch den Trubel und die Unruhe des Alltagslebens ersticken und übertäuben läßt, das fühlen wir heute alle, da wir jetzt wissen, welcher Punkt unsern Blick damals hätte fesseln sollen, welcher Aufgabe unsere Kräfte hätten dienen müssen. Aber wir gingen wie Schlafwandler umher und wollten das nicht sehen, was Tausende wußten, was Tausende sahen, erstaunt und besorgt wegen unserer Sorglosigkeit.

Und wir hätten durch den Vorhang blicken können, der uns die Zukunft barg. Denn dieser Vorhang hat Löcher, wir beachten sie nur nicht. Aber viele haben doch hindurchgesehen. Der eine, wenn er die Zeitung las und sie dann langsam auf den Schoß sinken ließ und sinnend vor sich hinstarrte und die Gedanken in weite Fernen wandern ließ, aus denen zu seiner Seele der leise Klang von Waffenlärm und Kriegsgetümmel drang

wie das geheimnisvolle Summen und Rauschen der Meeresbrandung. Der andere, als er im Gewoge des Straßenlebens ein zufälliges Wort auffing und es eine Zeit lang mit sich herumtrug, bis es wieder versank im harten Wellenschlag des Werktages. Aber das Wort war nicht gestorben, es lebte weiter im Grunde des Bewußtseins, da wo unsere wühlenden Gedanken nicht mehr hindringen, und es erwachte wieder zu neuem Leben und ward nachts zu wilden Reitergeschwadern, die mit lautlosen Hufen über das kurze Steppengras dahinrasten. Es war Kanonendonner in der Luft, lange bevor die Geschütze geladen wurden.

Ich habe nicht mehr gesehen als andere. Als der Zukunft grauser Schrecken mich zuerst mit kaltem Hauch streifte, da habe auch ich es wieder vergessen. Es war in San Franzisco im Frühjahr 1907. Wir standen in einer Bar. Da entstand draußen auf der Straße wüstes Geschrei. Zwei Leute wurden drüben aus einem japanischen Speisehaus hinausgeworfen. In der Tür der Wirtschaft stand der japanische Wirt und stieß den Hut des einen mit dem Fuße über das Pflaster, daß er wie ein Fußball über die Straße kollerte.

„Hallo," rief mein Freund Arthur Wilcox, „der Jap greift die Gentlemen an."

Ich hielt ihn am Arme zurück, denn schon ergriff ein baumlanger irischer Polizist den Japaner, der laut Protest erhob und sich sträubte. Der Policeman faßte kräftig zu. Im nächsten Augenblick lag der Ire wie eine gefällte Fichte auf dem Pflaster. Mit einem Kunstgriff hatte der japanische Zwerg ihn scheinbar mühelos geworfen. Der Rest war eine wüste Rauferei.

Eine halbe Stunde später gingen in der völlig demolierten japanischen Wirtschaft nur noch ein paar Polizisten mit ihren Notizbüchern spazieren, unsre Leute hatten reinliche Arbeit gemacht. Wir standen noch lange in der Bar. „Das," meinte Arthur Wilcox, „haben unsere Enkel einmal auszukämpfen."

„Unsere Enkel nicht," sagte ich, „aber wir." Warum ich das sagte, wußte ich damals nicht.

„Wir?" lachte Wilcox mich aus, „nein, sieh mich an, sieh Dich an, sieh unser Volk an und sieh diese Zwerge an."

„Das haben die Russen auch gesagt: Sieh die Zwerge an."

Sie lachten mich aus, und ich lachte schließlich mit, aber ich konnte den Iren, wie er so unter dem Griff des Japaners zusammenknickte, nicht vergessen. Und plötzlich dämmerte in mir eine längst vergessene Erinnerung auf. Es war damals in Heidelberg, als ich in Deutschland studierte. Der Professor erzählte, wie der junge Goethe nach dem unrühmlichen Rückzug der preußischen Armee von Valmy mit den Offizieren am Wachtfeuer saß und man den Gründen der Niederlage nachsann. Als sie dann Goethe fragten, was er denke, sagte er wie von Sehergeist erfüllt: „Von hier und jetzt an beginnt eine neue Epoche der Weltgeschichte und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabei gewesen." Und ich sah die rote Glut des Biwakfeuers und sah die Offiziere der ruhmreichen Armee Friedrichs des Großen, die es nicht fassen konnten, daß man vor den abgerissenen Rekruten der Revolution davongelaufen sei. Und ich sah neben ihnen einen Menschen höherer Art, wie er sich auf den Zehenspitzen reckte und durch den dunklen Vorhang hindurch einen Blick in die Zukunft erhaschte.

Damals vergaß ich das alles bald wieder, ich vergaß die gleichgiltige Straßenprügelei und vergaß, daß mich hier der eisige Hauch des Kommenden angeweht hatte. Erst dann, als das Unheil da war, fiel es mir wieder ein. Als die Schwerter zusammenklirrten, da wußte ich erst, daß mit dem allen, was wir an der staubigen Heerstraße der Geschichte gleichgiltig übersehen hatten, sich die kommende Katastrophe angekündigt hatte.

Parabellum.

In Manila.

„Himmel Herrgott, noch einmal! Lassen Sie mich doch mit Ihren verdammten gelben Affen in Ruh!“ rief der Colonel Webster und schmetterte seine Faust dröhnend auf den Tisch, daß die Wisky- und Sodagläser erschreckt aufsprangen, sich dann ärgerlich wieder hinsetzten und noch ein paarmal mißbilligend mit den Köpfen wackelten, so daß die bernsteinhelle Flüssigkeit über den Rand schwappte und in kleinen perlengemusterten Pfützen auf der Tischplatte stehen blieb.

„Na, wie Sie wollen, Colonel, ich gebe es auf, mit Ihnen zu streiten,“ warf der Lieutenant-Kommander Harryman kurz hin, „Sie lassen sich ja doch nicht belehren.“

„Belehren, darum handelt es sich nicht. Aber Ihre Sucht, überall japanische Umtriebe zu wittern, die ganze Politik mit dem japanischen Generalnenner auszurechnen und in jedem Kuli einen japanischen Spion zu sehen, nimmt ja geradezu pathologische Formen an. Nein, da kann ich Ihnen nicht folgen,“ versetzte Webster, dem der explosive Ausbruch seines leidenschaftlichen Temperamentes schon leid zu tun schien.

„Wirklich nicht?“ fragte Harryman, indem er sich in seinem bequemen Korbstuhl Webster zuwandte und ihn halb ermunternd anblinzelte.

Solche erregten Auseinandersetzungen waren nichts seltenes im Kasino von Manila, boten sie doch auch das einzige Gegengift gegen die bleierne geisttötende Langeweile im grauen Einerlei des Garnisonsdienstes. Und seit dem neuen Aufstand auf Mindanao und im ganzen Süden des Archipels bot die Frage nach den eigentlichen Gründen der neuen Rebellion, vielmehr die nach ihren heimlichen Urhebern immer neuen Anlaß zu leidenschaftlichen

Diskussionen. Und wenn beide Parteien, die, die hinter allem japanische Umtriebe vermutete und die andere, die sie gewissermaßen aus elementaren Gründen erklären wollte, an die Pumpenstöcke griffen, so sprudelte der Quell der Debatte stets ziemlich lebhaft; immerhin eine geistige Anregung nach der Körper und Gedanken gleichmäßig zermürbenden Hitze des Tages, der auch abends keine Abkühlung folgte.

Der lautlos zwischen den Stühlen hin und her eilende chinesische Boy tilgte die Spuren des Websterschen Wetterschlages und setzte einige neue Sodaflaschen auf den Tisch, worauf die Offiziere mit Sorgfalt von neuem ihren Trank mischten.

„Auch wohl ein Spion?“ fragte Webster zu Harryman hinüber und deutete mit dem Daumen über die Schulter auf den sich entfernenden Boy:

„Selbstverständlich, haben Sie je etwas anderes angenommen?“

Webster zuckte die Achseln. Man stumpfte weiter dahin und suchte im trägen Dämmerzustande einzelne halbverlorene Gedankenfäden wieder zu erhaschen. Harryman kaute nervös auf seinen Schnurrbartspitzen. Der Dampf aus zwei Dutzend Shagpfeifen setzte sich wie ein Nebelstreifen in der schwülen Luft der Tropennacht ab, die durch die offenen Fenster hereinflutete. Träge schleppte sich in großen Pausen an den einzelnen Tischen die Unterhaltung fort. Nur das Knistern der Korbstühle und das Glucksen und Plätschern des Sodawassers, wenn einer der Offiziere nach langem Zaudern die Energie fand, sich sein Glas von neuem zu füllen, unterbrach zuweilen die Stille. Unbeweglich wie Seehunde auf einer Sanddüne in heißer Mittagsstunde dämmerten die Offiziere dem Augenblick entgegen, da man anstandshalber zu Bett gehen konnte.

„Schauderhaft,“ stöhnte der Oberst Mc Ollon, „in diesem verdammten Nest wird man noch kindisch, ich verblöde bald,“ und dann machte er seinen ständigen Witz des Abends, indem er hinzufügte: „Mein Morgengebet ist jeden Tag: Lieber Gott, laß es doch Abend werden, Morgen wird es schon wieder von selber,“ was durch ein pflichtschuldiges beifälliges Grunzen aus einigen Stühlen beantwortet wurde.

Der Leutnant Parrington, Kommandant des kleinen einst den Spaniern abgenommenen Kanonenbootes „Mindoro“ — seitdem das Kreuzergeschwader nach Mindanao abgegangen, aushilfsweise

wieder in Dienst gestellt — trat ein und ließ sich in einen Korbstuhl neben Harryman fallen, worauf der chinesische Boy fast unhörbar auf seinen breiten Filzschuhen neben ihm auftauchte und die Flaschen mit dem Painexpeller der Tropen vor ihn hinstellte.

„Kabelnachrichten, Parrington?“ fragte der Oberst Mc Ollon vom andern Tisch herüber.

„Gott bewahre,“ gähnte Parrington, „alles noch kaput. Wir sitzen hier noch immer wie unter der Glocke einer Luftpumpe.“

Harryman fiel es auf, daß der Boy wie erschreckt einen Moment Parrington anstarrte, dann aber sofort die mongolische Allerweltsunschuldsmiene aufsteckte und mit seinem gewohnten Grinsen schlangengleich wieder zur Tür hinausglitt.

Harryman hatte das fatale Gefühl eines augenblicklichen Unbehagens, konnte sich aber zu einem klaren Gedanken nicht durchringen und gab den Versuch, diesem instinktiven Empfinden auf den Grund zu gehen, ärgerlich wieder auf, indem er vor sich hinmurmelte: „Man wird noch verrückt in dieser tropischen Hölle.“

„Auch nichts von der Flotte?“ knüpfte Oberst Mc Ollon wieder an.

„Radikal nichts, weder drahtlich noch drahtlos. Es ist als ob die übrige Welt ins Bodenlose versunken wäre. Seit sechs Tagen nicht ein Sterbenswörtchen von der Außenwelt.“

„Glauben Sie an das Seebeben?“ warf Harryman spöttisch dazwischen.

„Warum denn nicht?“ gab der Oberst zurück.

Harryman sprang auf und ging mit langen Schritten ans Fenster, warf den Rest der Zigarette hinaus und zündete sich eine neue an. Beim Aufflammen des Streichholzes sah man in den scharf beleuchteten Gesichtszügen des Commanders ein ironisches Zucken; er war wieder in Kampfstimmung.

„Merkwürdig bleibt ja die Sache. Unser Heimatkabel schnappt zwischen Guam und hier ab, das Hongkong-Kabel versagt, sogar unsere Inselleitung ist unbrauchbar, es muß ja eine gewaltige Naturkatastrophe gewesen sein . . .“ echote es an einem anderen Tische.

„. . . Um so gewaltiger, als wir auf dem Lande nichts von ihr gemerkt haben,“ sagte Harryman, blies einen nachdenklichen Dampfstrahl von sich und schwang sich zwischen beiden aufgestützten Armen rückwärts auf die Fensterbrüstung.

„Gewiß, erscholl es zurück, aber wie wollen Sie sich das erklären?"

„Erklären", rief Colonel Webster dröhnend, „unser Kamerad von der U. S. A. glorreichen Marine hat für alles nur eine Erklärung, seinen japanischen Logarithmus, mit dem er alles ausrechnet. Wir werden jetzt hören, daß auch dieses Seebeben auf japanische Niederträchtigkeiten zurückzuführen ist, wahrscheinlich durch japanische Taucher oder gar Unterseeboote," und der Colonel begann herzhaft zu lachen.

Harryman ignorierte diese Wiederaufnahme des Streites von vorhin und paffte nur, den Kopf zurückgeworfen, nervös in die Luft.

„Im Ernst," begann der Oberst wieder, „Harryman haben Sie eine Erklärung?"

„Nein," versetzte Harryman kurz, „aber erinnern Sie sich vielleicht, wer uns die erste Aufklärung über das Versagen der Kabel gab? Der Kapitän der japanischen „Kanga Maru", die seit Dienstag neben dem „Monadnock" liegt, den ich die Ehre habe, zu kommandieren."

„Aber, verehrtester Harryman, Sie sehen Gespenster," wandte der Oberst ein, „der japanische Kapitän übergab die neusten Hongkonger Blätter dem Hafenamt und war ganz erstaunt, dort zu hören, daß unsere Kabel nicht funktionierten. . ."

„Als er eine Depesche nach Hongkong aufgeben wollte," versetzte Harryman scharf.

„Um seine Ankunft in Manila zu melden," bemerkte Colonel Webster trocken.

„Und die Hongkonger Blätter brachten doch bereits Schilderungen der Verheerungen des Seebebens, der Flutwellen, der Schiffskatastrophen" kam es von anderer Seite.

„Ganz besonders aus diesem Archipel, wo wir leider das Vergnügen haben, uns zu befinden, und wo wir nichts von dem allen gemerkt haben," gab Harryman zurück.

„Sie wollen doch wohl nicht behaupten," wandte der Oberst ein, „daß die Berichte über diese Katastrophen eine Erfindung purer Phantasie seien — eine Erfindung englischer Blätter in Hongkong?"

„Weiß ich nicht," versetzte Harryman, „Hongkonger Blätter sind für mich keine Beweismittel," und fügte dann leiser hinzu: „Ja der Mensch ist groß, und die Zeitung ist sein Prophet."

„Aber Sie wollen doch nicht bestreiten, daß ein solches Seebeben stattgefunden haben **kann**, wo wir doch die ekklatantesten Folgen seit sechs Tagen mit der Kabelunterbrechung vor uns haben“, fing Webster wieder an.

„Haben wir das wirklich?“ sagte Harryman, „sind Sie dessen sicher? Vorläufig haben wir als Beweismittel für dies angebliche Seebeben nur einen japanischen Kapitän, den ich übrigens scharf beobachten lasse und ein Bündel Hongkonger Zeitungsmakulatur. Was weiter die Gespensterseherei anbetrifft — er gab sich einen Schwung von der Fensterbank, ging auf Webster zu und hielt ihm einen Bogen Papier entgegen — so pflege ich andere Quellen zu benutzen als die englisch-japanischen Moniteure.“

Webster blickte flüchtig in das Blatt und sah dann Harryman fragend an: „Was ist das? Verstehen Sie das?“

„Ja“ sagte Harryman knapp. „Diese Bilderchen stellen unsern Ausrottungskrieg gegen die Indianer dar. Weidlich übertrieben und in das Blutig-Schauderhafte verzerrt, was übrigens kaum nötig war, denn diese Ereignisse sind kein Ruhmesblatt in der Geschichte unsers Volkes. Hier oben“ erklärte Harryman, während mehrere Offiziere, darunter der Oberst, an den Tisch traten, „sehen Sie die Geschichte mit den an die Indianer gelieferten infizierten Decken aus den Fieberhospitälern, hier die Abschlachtung eines Indianerstammes, hier als Gegenstück den Kampf um den Vulkankegel auf Ilo-Ilo, wo die Tagalen schließlich in die Kraeröffnung getrieben wurden. Und hier zum Schluß die Nutzanwendung für die Tagalen: Wie die Amerikaner den roten Mann vernichtet haben, so werdet auch ihr unter der Herrschaft Amerikas langsam zugrunde gehen. Sie haben auf Ilo-Ilo eure Volksgenossen in den Schlund des Vulkans gestürzt. Dieser Krater wird euch alle verschlingen, wenn ihr nicht die Waffen, die die spanische Knechtschaft einst brachen, jetzt gegen die Befreier von 1898 kehrt, die eure Bedrücker geworden sind.“

„Woher haben sie den Wisch?“ fragte der Oberst gespannt.

„Soll ich Ihnen hundert, Tausende besorgen?“ gab Harryman kühl zurück.

Der Oberst drückte die Asche in seiner Pfeife mit dem Daumen zusammen und fragte obenhin: „Sie verstehen japanisch?“

„Und Tagalisch,“ ergänzte Harryman schlicht.

„Und Sie meinen, daß Tausende. . . .?“

„Millionen von diesen Bilderbogen mit japanischem und malayischem Text auf den Philippinen vertrieben werden“ sagte Harryman bestimmt.

„Unter unsern Augen?“ fragte ein Leutnant naiv.

„Unter unsern Augen,“ entgegnete Harryman lächelnd, „die derlei Dinge sorglos übersehen.“

Kolonel Webster erhob sich und gab Harryman die Hand: „Ich habe Ihnen unrecht getan“ sagte er mit herzlichem Tone. „Ich gehöre jetzt zu Ihrer Partei.“

„Von Partei ist keine Rede,“ erwiderte Harryman mit Wärme, „oder vielmehr, es wird bald nur noch diese Partei geben.“

„Halten Sie,“ fragte der Oberst dazwischen, „den angeblichen japanischen Angriffsplan auf die Philippinen, den die „North China Daily News“ um die Jahreswende veröffentlichten, wirklich für echt?“

„Das kann man nur dann beurteilen“, entgegnete Harryman, „wenn man weiß, wer jenes Schriftstück dem Schanghaier Blatt und mit welcher Absicht gegeben hat.“

„Wieso?“

„Nun,“ fuhr Harryman fort, „es gibt doch nur zwei Möglichkeiten. Echt oder unecht. Echt, dann ist es eine Indiskretion eines Japaners, der sein Vaterland an ein englisches Blatt verrät, an ein englisches Blatt, das im Besitz dieses wichtigen Dokumentes nichts eiligeres zu tun hat, als dem verbündeten Japan mit dieser Veröffentlichung diplomatisch in die Suppe zu spucken. Bedenken Sie drei Unwahrscheinlichkeiten: Verrat, Indiskretion und dann dem verbündeten Japan den Knüppel zwischen die Beine. Das widerspricht einmal dem geradezu hysterischen Nationalitätsbewußtsein der Japaner, widerspricht ihrer absoluten Schweigsamkeit und Geheimniskrämerei, widerspricht auch der bisherigen Praxis unserer englischen Vettern seit ihrer wilden Ehe mit Madame Chrysantheme . . .“

„Also nicht echt?“ fragte der Oberst.

„Bedenken Sie doch, was wollte denn jener angebliche Kriegsplan. Japanischer Überfall auf Manila mit der Flotte und 80 000 Mann Landungstruppen und dann nach kubanischem Muster Eingeborenenaufstand, der unsere Truppen langsam ver-

braucht, während die Herren Japaner nichts weiter zu tun haben, als die Sache zur See zu erledigen, und Roschestwenskis Spuren dürften unsere Admirale schrecken.

„Meiner Ansicht immerhin das sicherste Verfahren, die Philippinen einzuheimsen," erwiderte der Oberst nachdenklich, „dazu daheim bei uns, als Bundesgenosse, die wachsende allgemeine Unlust, den Archipel zu halten und noch mehr Millionen in das asiatische Zweiggeschäft zu stecken."

„Ganz ohne Frage," fuhr Harryman hastig fort „wenn Japan weiter nichts will als die Philippinen."

„Aber was in aller Welt denn sonst noch?" warf Webster dazwischen.

„Die Herrschaft über den Pacific," sagte Harryman bestimmt.

„Handelsherrschaft?" fragte Parrington „oder . . .?"

„Nein, auch politisch, mit festen Brückenköpfen," entgegnete Harryman.

Der Oberst hatte sich wieder gesetzt und studierte das Flugblatt. Parrington pflückte zerstreut die Etikette seiner Wiskyflasche ab, die anderen schwiegen nachdenklich. Nebenan kündete eine Uhr mit hastigem singenden Schlage die zehnte Stunde und zerhackte das beklommene Schweigen in lauter kleine Stücke.

„Und wenn es nicht echt wäre," begann der Oberst wieder mit rauher Stimme, räusperte sich und wiederholte leise: „Und wenn es nicht echt wäre."

Harryman zuckte die Achseln.

„Dann wäre es eine Falle für uns, uns nach der falschen Seite hin zu orientieren," ergänzte sich der Oberst selber.

„In die wir bereits mit vollen Segeln hineinstürmen," fuhr Webster fort und betonte jedes einzelne Wort, wobei seine Gedanken aber anscheinend schon weiter vorauseilten.

Harryman nickte und drehte an seinem Schnurrbart.

„Was sagten Sie?" fuhr Parrington empor, und blickte von Webster zu Harryman, erhielt aber keine Antwort . . ., „hineintappen in die Falle?"

„Zwei Regimenter," sagte Webster mehr zu sich als zu den andern und fragte dann lebhaft zu Harryman hinüber: „Wann sollen die Transporter ankommen?"

„Die Steamer mit zwei Regimentern an Bord sind am 10. April

von Frisko abgegangen, müßten also — er zählte an den Fingern — jetzt hier sein."

„Nein, sie gehen gleich nach Mindanao," sagte Parrington.

„Direkt nach Mindanao?" Der Oberst sann schweigend nach. Dann wie plötzlich erwachend fuhr er fort: „Und seit sechs Tagen die Kabelstörung. . . . .!"

„Nein wir wissen nichts," gab Parrington dazwischen, „seit sechs Tagen weder von der Flotte noch sonst."

„Harryman," sagte der Oberst ernst, „glauben Sie an eine Gefahr? Wenn das alles eine Falle wäre, so wäre es ja das dümmste, was wir tun könnten, unsere Transporter ganz unbeschützt. . . Aber das ist ja alles Unsinn, die Hitze trocknet hier ja die Gedanken förmlich aus. Nein, nein, das kann ja alles nicht sein, das sind ja Fieberphantasien aus dem gärenden Brodem dieses gottverfluchten Landes!" Er drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel, hinter ihm erschien der Boy in der Tür: „Pailung, Soda!"

„Parrington, kommen Sie mit? Ich habe mein Boot um 10 Uhr bestellt" fragte Harryman.

„Harryman, Sie wollen schon gehen," widersetzte sich Webster, „Sie kommen noch zeitig genug an Bord Ihrer Schildkröte, oder wollen Sie auch nachts ihren Japaner von der — was für ein Maru war es noch . . .?" er vollendete nicht, da der Oberst ärgerlich auf den wieder eintretenden Boy deutete.

„Ach was," knurrte Webster mißgelaunt, „so'n Vieh, das sieht und hört nichts."

Der Oberst maß Webster kalten Blickes und mischte dann geräuschvoll seinen Trank.

Schweigend gingen Harryman und Parrington am dunklen Hafenkai entlang, laut hallten ihre Schritte auf den Steinplatten der Ufermauer durch die stille Nacht. Auf der andern Seite der Straße zeigten huschende Schatten an den erleuchteten Fenstern einiger Hafenspelunken, über denen trübbrennende Lampen baumelten, und verhaltener Stimmenlärm, daß es dort noch hoch herging. Nur wenige Schritte noch bis zu der Stelle, wo der gelbe Lichtkreis der Laternen die weißen Anzüge der Matrosen in den beiden Kriegsschiffsbooten erkennen ließ. Parrington blieb stehen. „Harryman," wiederholte er die Frage von vorhin, „glauben Sie an eine Gefahr. . .?"

„Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht," sagte Harryman erregt, dann ergriff er beide Hände Parringtons und fuhr hastig mit leiser Stimme fort: „Ich lebe seit Tagen schon wie in einem Traumzustande. Mir ist es, als läge ich in einer Fieberphantasie, mein Kopf brennt und die Gedanken müssen immer auf einen Punkt zurück, sie bohren und wühlen, und ich habe das Gefühl, als richte sich ein gräßliches Auge auf mich, dessen Blick ich nicht ausweichen kann. Ich habe das Empfinden, als könne ich jeden Augenblick aus diesem Dämmerzustande erwachen, und das Erwachen wäre noch furchtbarer."

„Harryman, Sie haben Fieber, Sie sind krank und stecken andere Leute an, nehmen Sie Chinin!" Parrington stieg in sein Boot, die Ruder setzten ein und rauschend durchschnitt der Bug das schwarze Wasser und verschwand in der Dunkelheit, aus der sich nur die von einem fahlen gelben Lichtschein umsäumte Silhouette des ersten Rudergastes, der die Bootslaterne verdeckte, wie ein seltsames Phantom heraushob.

Harryman blickte dem Boote der „Mindoro" ein paar Minuten sinnend nach und murmelte: „Der hat freilich kein Fieber, das mit Chinin nicht zu kurieren ist." Dann bestieg er sein eignes Boot, das alsbald auch von der schwülen Sommernacht verschluckt wurde, während das dunkle Wasser gluckernd und rauschend gegen die Planken schlug. Die hohe Kaimauer mit ihrer langen Reihe gelber und weißer Lichtflecken blieb zurück und sank langsam auf die Wasserlinie herab. Vorüber an der riesenhohen Wand eines englischen Dampfers, die die platschenden Ruderschläge in seltsam hohlem Echo zurückgab, und dann hinüber zum „Monadnock", der Hafenschildkröte, wie der Soldatenwitz den Monitor nicht ohne Berechtigung getauft hatte, ein unbeholfenes Fahrzeug, das sich mit seinem Deck nur wenig über der Wasserlinie erhob und mit seinen gewölbten Rücken, den niedrigen Drehtürmen und den dazwischen liegenden Aufbauten wirklich einer Schildkröte nicht unähnlich war. Harryman konnte nicht schlafen und ging zum wachthabenden Offizier auf die Brücke. Die leichte Brise, die von den Bergen herkam, gab dort wenigstens etwas Kühlung.

* * *

Parrington hatte an Bord der „Mindoro" den Befehl vorgefunden, am anderen Morgen die Ablösungsmannschaft für die

Funkspruchstation nach Mariveles zu bringen. Früh um 6 Uhr hatte das kleine Kanonenboot die Leute an Bord genommen und steuerte nun quer über die blaue Bucht von Manila auf die kleine Felseninsel Corregidor zu, die neuerdings schwer armiert wie ein spitzer Steinblock zwischen den mächtigen Bergkulissen mitten in dem Eingang zur Manilabai liegt. Unter dem grauen Sonnensegel hockten die Soldaten stumpfsinnig auf ihren Gepäckstücken. Einige schliefen, andere starrten über die Reeling in das blaue durchsichtige Wasser, das der Bug des kleinen Fahrzeuges in langen Wellenstreifen aufrollte. Aus dem offenen Skylight des Maschinenraumes scholl der scharfe Taktschlag der Maschine und der heiße Ölbrodem strich über das Deck, die glühende Hitze zur Unerträglichkeit steigernd. Der Mann am Ruder döste schläfrig vor sich hin. Parrington stand auf der Kommandobrücke und suchte mit seinem Glase die steilen Bergränder am Eingang der Bucht und die bizarren Formen der kleinen Vulkaninseln ab.

Auf der ganzen weiten Wasserfläche außer ein paar Fischerbooten mit ihren braunen Mattensegeln nicht ein Schiff zu sehen. Jetzt lenkte das Kanonenboot in die nördliche Einfahrt ein, die langen, in der Sonne matt blinkenden Geschützrohre in den Werken von Corregidor wurden sichtbar. Oben auf den in den Felsen gehauenen Batterien war nirgends ein lebendes Wesen zu entdecken, nur unten auf der kleinen Plattform mit dem Signalmast neben der Nordbatterie schritt ein Posten unter Gewehr langsam auf und ab. Parrington rief dem neben ihm stehenden Signalgast zu: „Geben Sie nach Corregidor das Signal hinüber: Wir lösen die Funkspruchmannschaft in Mariveles ab und laufen auf der Rückfahrt Corregidor an." Die Batterie von Corregidor antwortete mit einem Flaggenspruch und die bunten Fähnchen, die zwischen der Plattform und dem schlaff oben am Flaggenmast herunterhängenden Sternenbanner geschäftig auf- und niederkletterten, verständigten Parrington davon, daß der Colonel Prettyman ihn in Corregidor nachher zum Lunch erwarte. Langsam kroch die „Mindoro" an der Küste entlang bis zu der kleinen Felsenbucht von Mariveles, wo an den wenigen verwahrlosten Häusern des Ortes die abzulösende Hälfte des Funkspruchpostens, der auf der Höhe der Sierra de Mariveles seine Station hatte, bereits auf die Ankunft des Kanonenbootes wartete.

Die „Mindoro" machte am Pier fest. Der Austausch der

beiden Abteilungen vollzog sich schnell, die neue Mannschaft ging von Bord und verstaute ihr Gepäck auf zwei Maultierkarren, die es zu der steilen Bergeshöhe hinaufschaffen sollten, wo ein paar flache weiße Häuschen als helle Flecke an der grauen Bergwand die Lage der Funkspruchstation erkennen ließen, deren riesenhoher Mast mit seinen Drähten einsam in die blaue Luft ragte. Die abgelösten Funkspruchleute, denen man die Freude anmerkte, von diesem verlassenen, langweiligen Posten fortzukommen, machten es sich unter dem Sonnensegel bequem und begannen mit der Besatzung der „Mindoro“ über die alltäglichen Nichtigkeiten des militärischen Dienstes zu schwatzen. Ein heulender Ton aus der Dampfpfeife der „Mindoro“ hallte von den Bergwänden zurück, ein Abschiedsgruß an den kleinen Trupp, der gefolgt von den beiden Maultierkarren bereits langsam an der Berglehne emporkletterte. Die „Mindoro“ warf vom Pier los und wollte, nachdem sie um die Landzunge von Mariveles herum war, gerade die Richtung auf Corregidor nehmen, als der Signalgast auf der Kommandobrücke Parrington auf einen schwarzen Dampfer aufmerksam machte, der anscheinend unter großer Fahrt von der See her auf den Eingang der Manilabai zusteuerte. „Endlich mal wieder ein Schiff,“ sagte Parrington, „wollen doch abwarten, was für ein Bursche das ist.“ Während die „Mindoro“ fast ohne Fahrt schwerfällig auf den breiten Wogen hin und her schlingerte, blickte Parrington durch sein Glas nach dem fremdem Dampfer hinüber. Auch die Besatzung des Kanonenbootes war auf das Schiff aufmerksam geworden und erging sich in Vermutungen über die Nationalität dieses seit einer Woche für Manila so seltsamen Gastes. Die Funkspruchleute erzählten, daß sie den Dampfer bereits vor zwei Stunden von oben gesehen hätten. Parrington setzte sein Glas ab und sagte: „Ungefähr 4000 Tonnen, aber er hat keine Flagge. Da können wir rasch abhelfen“ und zum Signalgast: „Fordern Sie ihn auf, die Flagge zu zeigen“ und gleichzeitig riß er an der Schnur der Dampfpfeife, um den Fremden aufmerksam zu machen.

Nach wenigen Sekunden erschienen am Heck des einkommenden Dampfers die deutschen Farben, und die gleichzeitig am Fockmast hastig emporfliegenden Signalflaggen charakterisierten das Schiff als den deutschen Dampfer „Danzig“ von Hongkong kommend. Kurz darauf sah man, wie an Bord der „Danzig“ ein Boot

klargemacht wurde, dann stoppte der Dampfer; der weiße Kutter ging zu Wasser und steuerte direkt auf die „Mindoro" zu.

„Wirklich zu gütig," sagte Parrington, „daß er uns ein Boot schickt, was mag er wollen?" Er gab Befehl ebenfalls zu stoppen und das Fallreep klar zu machen und erwartete, den deutschen Kutter gespannt verfolgend, dessen Ankunft. Zehn Minuten später betrat der erste Offizier der „Danzig" die Kommandobrücke der „Mindoro", stellte sich ihrem Kommandanten vor und bat um einen Lotsen durch die Minensperre.

Parrington sah ihn erstaunt an, „Minensperre? Verehrtester, Minensperre? Wir haben keine Minensperre."

Der Deutsche starrte Parrington ungläubig ins Gesicht. „Sie haben keine Minensperre?"

„Nein," sagte Parrington, „wir pflegen unsere Häfen nur im Kriege mit Minen zu sperren."

„Im Kriege," sagte der Deutsche, dem anscheinend Parringtons Antwort ganz unverständlich war, „aber Sie befinden sich doch im Kriege."

„Wir im Kriege?" gab Parrington vollkommen fassungslos zurück, „wir im Kriege, mit wem denn, wenn ich fragen darf?"

„Ich denke, der Augenblick ist zu ernst zu unpassenden Scherzen," antwortete der Deutsche spitz.

In diesem Augenblick drang lauter Lärm vom Achterdeck der „Mindoro" herauf, erregtes Stimmengewirr und kräftige amerikanische Flüche. Parrington eilte an den Reeling und blickte ärgerlich hinüber. Es fand ein erregter Disput zwischen der Mannschaft in dem deutschen Kutter und den amerikanischen Matrosen statt, aus dem nur die häufig wiederholten Worte „damned Japs" verständlich waren. Er wandte sich wieder zu dem deutschen Offizier um und sah ihn unschlüssig an. Der blickte, leise vor sich pfeifend, scheinbar verstimmt aufs Meer hinaus.

„Parrington ging auf ihn zu und sagte, seine Hand ergreifend: „Wir verstehen uns offenbar nicht, was liegt vor?"

„Ich komme, um Ihnen mitzuteilen," entgegnete der Deutsche scharf und bestimmt, „daß der Dampfer „Danzig" heute nacht die Blockade gebrochen hat und daß der Kapitän Sie höflich um einen Lotsen durch die Minensperre ersucht, damit wir den Hafen von Manila erreichen können."

„Sie haben die Blockade gebrochen?" schrie Parrington den

Deutschen in höchster Erregung an, „Mann, Sie haben die Blockade gebrochen, was heißt das?“

„Das heißt,“ entgegnete der Deutsche kühl, „daß sich die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika, was Ihnen, als Kommandant eines ihrer Kriegsschiffe, nicht unbekannt sein dürfte, seit einer Woche im Kriege mit Japan befindet und daß ein Dampfer, der die feindliche Blockade gebrochen hat und Ladung für Manila — Kontrebande für Manila hat, wohl Anspruch darauf erheben kann, durch die Minensperre hindurchgeleitet zu werden.“

Parrington griff hinter sich, an der Reeling eine Stütze suchend, sein Gesicht war aschfahl geworden und er machte bei den Erklärungen des deutschen Offiziers den Eindruck völliger Hilflosigkeit, so daß der andere sofort wieder einlenkte, da er die geradezu unwahrscheiulich seltsame Situation allmählich zu verstehen begann.

„Seit sechs Tagen,“ wiederholte er, „befindet sich Ihr Land im Kriege mit Japan und wir durften wohl voraussetzen, daß Sie, als die Nächstbeteiligten, über diese Tatsache unterrichtet seien.“

Parrington gewann seine Fassung wieder, „Dann ist also die Kabelstörung . . .“, er vollendete nicht, „aber das ist ja entsetzlich, das ist ja ein Überfall, wie wir ihn . . . . Verzeihen Sie,“ sagte er entschlossen zu dem Deutschen, „ich brauche Ihnen wohl nicht mehr zu versichern, daß ich von Ihren Mitteilungen vollständig überrascht bin, in Manila hat kein Mensch von alledem eine Ahnung. Die Kabelstörung seit sechs Tagen wurde uns von einem japanischen Dampfer als die Folge einer vulkanischen Katastrophe erklärt und seitdem sind wir bei der Unterbrechung aller Verbindungen vollkommen ohne jeden Kontakt mit der Außenwelt. Wenn Japan uns wider alles Völkerrecht den Krieg erklärt hat, so haben wir in Manila bisher überhaupt nichts davon gespürt, nur das Ausbleiben der regelmäßigen Dampfer und überhaupt allen Schiffsverkehrs in den letzten Tagen ist uns verdächtig vorgekommen. Aber jetzt, verzeihen Sie, jetzt gilt es zu handeln. Bleiben Sie an Bord!“

Die Dampfpfeife der „Mindoro“ gab drei heulende Töne von sich, während das Kanonenboot mit voller Fahrt auf Corregidor zusteuerte. Parrington ging in seine Kajüte, schloß seinen Schreibtisch auf und stöberte in nervöser Hast darin herum. Da war der Kriegssignalkodex, er nahm das Buch und sprang die

Treppe zur Kommandobrücke wieder empor, brüllte den Signalgast an: „Machen Sie Signal nach Corregidor: Kriegssignalkoder, wichtige Mitteilung." Dann rief er selbst, hastig in dem Buche blätternd, dem Signalgast die einzelnen Flaggen zu, die prompt an der Leine in die Höhe sausten. Dazwischen schrie er den Mann am Ruder an: „Geben Sie noch einmal Befehl in die Maschine: der Kahn soll laufen, was die Kessel halten."

In fieberhafter Erwartung stand Parrington auf der Kommandobrücke, die Hände um die heißen Eisenstäbe der Brüstung der Brücke gekrampft und mit den Augen die sich rasch verkleinernde Entfernung zwischen der „Mindoro" und der Landungsbrücke auf Corregidor abmessend und in Gedanken in Hundertmeterstücke zerteilend. Als die „Mindoro" in die nördliche Einfahrt zwischen Corregidor und dem Festlande einbog, wurden weit in der Ferne am Ende der weiten schier unbegrenzten Fläche der Bai die Manila umgrenzenden Höhenzüge wie lange Wolkenbänke sichtbar, während die Stadt selber in dem weißen Dunst, der den Horizont verschleierte, unsichtbar blieb. In dem Moment, als die Bergkulissen diesen Ausblick freigaben, sah Parrington in der Gegend des Hafens von Manila plötzlich eine dunkle Rauchwolke aufwallen, die sich schnell vom Untergrunde loslöste und einer Fumarole über dem Gipfel eines Vulkans gleichend emporschwebte, dabei langsam in bizarre Formen wie ein zerzauster Wattebausch zergehend. Kurz darauf dröhnte ein dumpfer Knall wie ein ferner Donnerschlag herüber. „Sollte das eine neue Teufelei von den Halunken sein?" fragte Parrington zu dem Deutschen hinüber, ihn auf die aufsteigende Wolke aufmerksam machend, deren Ränder jetzt im hellen Sonnenlichte schneeweiß erglänzten. „Möglich," sagte dieser kurz.

Ein wirres Durcheinander herrschte auf der Landungsbrücke von Corregidor. Kopf an Kopf gedrängt standen dort die Artilleristen, der Ankunft der „Mindoro" harrend. Jetzt bahnte sich durch die dicht gestaute Menge ein Offizier seinen Weg und, am äußersten Rande der Landungsbrücke stehend, rief er zu der sich durch die blaue Flut rauschend heranwühlenden „Mindoro" hinüber: „Parrington, was sind denn das für Sachen?"

„Wahr, alles wahr," brüllte der durch ein Sprachrohr zurück, „die Japaner überfallen uns, der deutsche Dampfer da draußen bringt uns die erste Nachricht davon. Seit sechs Tagen

haben wir den Krieg.“ Die „Mindoro“ stoppte und gab eine Trosse nach der Landungsbrücke hinüber, die dort von vielen diensteifrigen Händen erhascht und festgemacht wurde.

„Hier ist mein Zeuge,“ rief Parrington zu dem Colonel Prettyman am Lande hinüber, „der erste Offizier des deutschen Dampfers „Danzig“.“

„Ich komme zu Ihnen an Bord,“ antwortete Prettyman, „eben habe ich Ihre Nachricht durch Funkspruch nach Manila weitergegeben. Dort will man sie natürlich auch nicht glauben.“

„Dann haben Sie eine große Dummheit gemacht,“ rief Parrington entsetzt, „sehen Sie da,“ er zeigte auf die Wolke über dem Hafen von Manila, „das hat sicherlich unserm Freunde Harryman vom „Monadnock“ das Leben gekostet. Oh, seine Ahnung hat ihn dann nicht betrogen.“

„Harryman an Bord des „Monadnock“, ihm das Leben gekostet?“ fragte Prettyman verwundert zurück.

„Leider wird es so sein,“ sagte Parrington, „neben ihm liegt seit vier Tagen der japanische Dampfer, der uns die Nachricht von dem famosen Seebeben brachte. Wenn Sie einen Funkspruch nach Manila gegeben haben, dann hat der Japaner ihn verstehen können, denn er hat Funkspruchеinrichtung an Bord, mir fielen noch heute Morgen die Drähte bei ihm auf.“

Jetzt lag die „Mindoro“ fest an der Landungsbrücke, Colonel Prettyman sprang über die Laufplanke auf das Kanonenboot hinüber und begab sich in Parringtons Kajüte, wo sich beide mit dem deutschen Offizier zusammen einschlossen. Wenige Minuten später kam eine aufgeregte Ordonnanz an Bord und verlangte stürmisch den Colonel zu sprechen, ward eingelassen und brachte ihm mit dem soeben von Manila eingetroffenen Funkspruch die Bestätigung des Verdachtes, den Parrington soeben geäußert, nämlich die Nachricht, daß der Monitor „Monadnock“ durch eine unerklärliche Explosion auf der Rhede von Manila in die Luft gesprengt sei.

Parrington fuhr vom Stuhle auf und schrie den Colonel an: „Daß nur wenigstens dem verfluchten Japaner sein Lohn wird, wollen Sie nicht hinübergeben: Verdacht, daß der Japaner neben dem „Monadnock“ ihn durch einen Torpedo gesprengt hat. Vielleicht ist man in Manila sonst so naiv und läßt den Kerl noch aus dem Hafen. Nein,“ rief er, sich selbst unterbrechend, „nein, darauf können wir nicht warten, da müssen wir selber schleunigst

eingreifen. Colonel, gehen Sie nur an Land, ich fahre auf Manila zu, um den Halunken noch abzufassen. Und Sie," zu dem Deutschen gewandt, „gehen Sie, bitte, an Bord Ihres Schiffes und laufen Sie in die Bucht ein, Minen ....", hier stockte ihm die Stimme, „haben wir hier nicht."

Dann raste er wieder auf die Kommandobrücke. In fliegender Hast wurden die Trossen gelöst und die „Mindoro" steuerte wieder mit aller Fahrt, der der alte Kasten fähig war, in die Bai hinein. Parrington hatte seine ganze Selbstbeherrschung angesichts der neuen Aufgabe, die ihm die blitzschnell aufeinanderfolgenden Ereignisse stellten, wieder gefunden. Ein Zug grimmiger Freude umspielte seine Züge, als er nach einer Stunde mit seinem Glas mitten in der Bucht die „Kanga Maru" mit Kurs auf Corregidor entdeckte.

Mit einer Ruhe, als ob es sich um ein tägliches Manöver handelte, gab Parrington seine Befehle. Die Artilleristen standen an den beiden kleinen Geschützen des Kanonenbootes und die Gefechtsrollen waren verteilt.

Langsam verminderte sich der Abstand zwischen beiden Schiffen. „Es ist der Japaner," sprach Parrington vor sich hin. „Jetzt gilt es, Harryman zu rächen. Aber keine Sentimentalitäten, wie Seeräuber wollen wir die Bande zusammenschießen. Kein Signal, keine Warnung, nichts, nichts!" murmelte er vor sich hin.

„Das erste Geschütz hört auf mein Kommando," rief er dann von der Brücke herunter zu der Mannschaft an der kleinen 5,7 cm-Kanone auf dem Vorderdeck der „Mindoro". Die „Mindoro" fiel etwas nach Steuerbord ab, so daß sie den Japaner breitseits bekam und beide Geschütze gegen ihn ins Feuer bringen konnte.

„500 Meter! Ziel: Maschinenraum! Erstes Geschütz Feuer!" Dumpf dröhnte der Schuß, über die sonnige blaue Wasserfläche, einen weißen Rauchstrahl hinjagend. Die Granate schlug ungefähr 100 m vor dem Japaner auf den Wellen auf, verschwand in ihnen und erschien wieder kurz vor der Schiffswand des Dampfers, in ihr dicht über der Wasserlinie ein schwarzes Loch mit zackigen Rändern zurücklassend.

„Famos gemacht," schrie Parrington hinunter. „So weiter! Mit zehn Schüssen haben wir den Kerl." Rasch war der 5,7 cm von kräftigen Armen wieder geladen, die Kanoniere standen wie alte Troupiers an ihrem Geschütz, das Schuß auf Schuß auf den

Japaner abgab; fünf oder sechs Treffer in der Wasserlinie. Das Achtergeschütz der „Mindoro" nahm sich inzwischen die Decksaufbauten des Japaners vor. Klaffende Löcher brachen überall in der Schiffswand auf, der Schornstein zeigte dunkle Risse, aus denen brauner Rauch drang. Das Deck war binnen einer Viertelstunde ein wüstes Chaos von zerbrochenen und zerbogenen Eisenstangen, zerschossenem Blech und zersplittertem Holzwerk. Dann quoll aus allen Löchern in der Schiffswand, aus den Skylights und aus den Schornsteintrümmern plötzlich weißer Dampf hervor, in der Mitte des Dampfers hob sich das Deck und die explodierenden Kessel warfen die Trümmer von Maschinenteilen und Decksaufbauten hoch in die Luft.

Das alte Siegeslied vom Sternenbanner scholl von der „Mindoro" zu dem sinkenden Japaner hinüber, dessen Mannschaft mit einem gellenden Wutgebrüll antwortete. Die „Kanga Maru" legte sich nach Backbord über und verschwand in den Wellen, über die noch ein paar letzte amerikanische Granaten hinfegten.

„Feuer stoppen!" kommandierte Parrington, dann wendete die „Mindoro" und nahm wieder direkten Kurs auf Manila. Das Werk der Vergeltung war vollbracht und die heimtückisch hingemordete Besatzung des „Monadnock" gerächt.

Als die „Mindoro" im Hafen von Manila anlangte, herrschte in der Stadt die fürchterlichste Aufregung. In den Straßen wurde Generalmarsch geschlagen. Die Stelle, wo am Morgen noch die Hafenschildkröte in träger Ruhe gelegen hatte, war leer.

* * *

Die Explosion des „Monadnock" wurde im ersten Augenblick als eine zufällige Katastrophe angesehen. Trotz der Mittagsstunde erschien auf der Rhede alsbald eine Anzahl Boote, die alle der Unglücksstätte zustrebten, wo ein breiter, dichter Rauchschleier langsam auf der Wasserfläche hinkroch. Da man nicht wußte, was sich in dieser Wolke noch für neue Schrecknisse bergen mochten, wagte keines der Boote sich weiter vor. Nur zwei weiße Marinepinassen von den im Hafen liegenden Kanonenbooten glitten unter kraftvollen Ruderschlägen in die graue Dunstmasse hinein und es gelang ihnen auch, noch ein paar Leute von der Besatzung zu retten.

Einer von diesen erzählte: Etwa zwei Minuten, nachdem man auf dem „Monadnock“ einen Funkspruch erhalten hatte, der jedoch in der Geschwindigkeit nicht mehr entziffert wurde, habe man eine dumpfe Erschütterung des ganzen Schiffskörpers und gleich darauf noch eine empfunden. An der Steuerbordseite des „Monadnock“ seien zwei weißaufsprudelnde schäumende Wassersäulen emporgeschossen, die das niedrige Deck vollständig überschüttet hätten, dann sei der Monitor von einer dritten Explosion förmlich auseinandergerissen worden, vielleicht daß eine Mine die Munitionskammern getroffen und entzündet habe. Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß diese Torpedos von dem seitwärts des „Monadnock“ liegenden japanischen Dampfer stammten. Die „Kanga Maru“ hatte nämlich plötzlich den Anker schlippen lassen und war schleunigst davongefahren. Der Japaner hatte die letzten Tage — wie man sich jetzt erinnerte — stets unter Dampf gelegen, nach Angaben der Schiffsmannschaft, weil man stündlich das Eintreffen der Ladung auf Landungsprähmen erwartete, aus denen man sie dann sofort übernehmen wollte. Damit hatten die Japaner das ständige Liegen unter Dampf plausibel gemacht. Die „Kanga Maru“ hatte also wahrscheinlich von vornherein den Hafen nur aufgesucht, um den Monitor als das einzige wirkliche Kriegsschiff in Manila zu zerstören. In den japanischen Handelsdampfer waren anscheinend unter Wasser Torpedorohre eingebaut worden, die es ermöglichten, sobald das erste verdächtige Zeichen die Gewißheit gab, daß der Kriegszustand in Manila bekannt sei, augenblicklich den „Monadnock“ zu sprengen. Der Funkspruch von Corregidor aus hatte somit in der Tat das Schicksal des „Monadnock“ entschieden. Die „Kanga Maru“ lanzierte ihre beiden Torpedos und versuchte dann zu entkommen. Daß sie unterwegs mit der „Mindoro“ zusammentraf, lag allerdings außerhalb der japanischen Berechnung, die die in Manila nach der Zerstörung des „Monadnock“ herrschende Verwirrung jedenfalls so hoch eingeschätzt hatte, daß man hoffte, unter ihrem Schutz unbehelligt ausreißen zu können.

Auf den wenigen Schiffen auf der Rhede von Manila wurden unter dem Eindruck dieser Ereignisse alsbald die Lösch- und Ladearbeiten eingestellt, die meisten Dampfer lichteten die Anker und gingen, sobald Dampf auf und die Maschinen klar waren, weiter hinaus auf die Rhede, denn von irgend einer Seite war plötzlich

das Gerücht ausgesprengt worden, die „Kanga Maru" habe Minen gelegt, was sich freilich nicht bestätigte, aber auf einzelnen Schiffen eine förmliche Panik entfesselte. Von der Stadt her dröhnte der scharfe Trommelschlag und der schmetternde Hörnerklang des Generalmarsches, der die Garnison alarmierte; man sah, wie von Soldatenabteilungen die Hafenkais gesäubert wurden und die öffentlichen Gebäude militärische Posten erhielten.

Die amerikanischen Kompagnien durcheilten im Geschwindeschritt die Straßen des europäischen Viertels, und der Anblick des Militärs war das erste beruhigende Moment in der gewaltigen Aufregung, die die weiße Bevölkerung mit Bekanntwerden der Alarmmeldung erfaßt hatte. Die alten spanischen Batterien am Hafen, soweit sie noch vorhanden, wurden von Artilleristen besetzt, während ein Bataillon auf den Wällen des Stadtteiles Intra muros den Sicherheitsdienst übernahm und fünf Bataillone der Garnison sofort ausrückten, um die Besatzung der Redouten und Forts in der Kette der Befestigungen nach der Landseite zu verstärken.

Der Stadt Manila und der Arsenale in Cavite, wo ebenfalls alle Verteidigungsmaßregeln getroffen wurden, war man damit sicher. Dagegen machte man die Erfahrung, daß ein großer Teil der eingeborenen Bevölkerung dem amerikanischen Militär gegenüber schon vielfach eine freche Unbotmäßigkeit zeigte und keinen Hehl daraus machte, daß man über die politische Lage besser unterrichtet gewesen sei als die Amerikaner selber. Das waren die ersten Wetterzeichen und allmählich erinnerte man sich, daß man auch schon in den Tagen vorher ähnliche Beobachtungen gemacht hatte, so hatte man beispielsweise mehrfach in der Stadt und draußen Revolutionsflaggen entfernen lassen müssen.

Die Lage der Amerikaner war eine außerordentlich prekäre geworden und als am Nachmittage beim Gouverneur ein Kriegsrat abgehalten wurde, beschloß man, sobald die Filipinos Neigung zeigten zu Aufstandsversuchen, die gesamten Streitkräfte zum Schutze Manilas, Cavites und der einzigen nach Norden führenden Eisenbahnlinie zu konzentrieren, alle übrigen Garnisonen aber zurückzuziehen und den Archipel einstweilen sich selber zu überlassen. So konnte man hoffen, wenigstens das, was man besetzt hielt, mit Aussicht auf Erfolg behaupten zu können. Selbstverständlich war sofort der Belagerungszustand über die Insel ver-

hängt worden und der nächtliche Wachtdienst wurde von starken Militärpatrouillen übernommen.

Zu einem ernsten Zusammenstoß war es am Nachmittag vor dem Parlamentsgebäude gekommen. Als nämlich bekannt wurde, daß zugleich mit der Verkündung des Kriegsrechtes auch das Parlament für geschlossen erklärt worden war, strömte die Bevölkerung in hellen Haufen nach dem Parlamentsgebäude. Und als dann auf dessen Dache die amerikanische Flagge eingezogen und — wer es getan, ist nie festgestellt worden — an ihrer Stelle sich plötzlich die Katipunanflagge, das ehemalige Feldzeichen der Aufständischen, die Trikolore mit der Sonne im dreieckigen Felde, dort oben entfaltete, entfesselte dieser Anblick eine rasende Begeisterung und einen so wilden Fanatismus, daß es einer amerikanischen Kompagnie erst mit dem Bajonett gelang, den Platz zu säubern. Wenn es damals rätselhaft schien, woher jenes Riesenexemplar der Katipunan stammte, so sollten schon die nächsten Tage darüber aufklären, wie sorgfältig der Eingeborenenaufstand vorbereitet worden war.

Als am Abend desselben Tages die Offiziere der Garnison sich wieder am gewohnten Orte versammelten, herrschte eine ernste, gedrückte Stimmung, da man sich einem unsichtbaren Feinde gegenüberbefand. Der Meinungsstreit über die Gefährlichkeit der Mongolen war mit einem Schlage ausgeschaltet und diejenigen der Offiziere, deren Auffassung die schnelle Entwicklung der Dinge in den letzten Stunden recht gegeben hatte, waren so rücksichtsvoll, es ihre Kameraden, die weniger weitblickend als sie gewesen waren, nicht fühlen zu lassen, daß sie den Gegner unterschätzt hatten. Eine solche plötzliche Katastrophe hatte denn ja auch niemand erwartet, und die Unsicherheit darüber, was draußen in der Welt geschehen sein mochte, wirkte lähmend auf alle Entschlüsse. Was man für die Verteidigung vorbereiten konnte, war geschehen oder befand sich in der Ausführung, aber jedes Anzeichen fehlte, von welcher Seite man den Feind nun wirklich zu erwarten hatte.

Die Hauptsorge blieb zunächst, ob das nach Mindanao ausgelaufene Geschwader bereits den Ausbruch des Krieges erfahren hatte. Auf alle Fälle galt es, dieses und die aus San Franzisko zu erwartenden Truppentransporte vor ihrer Ankunft bei Mindanao zu warnen. Die einzigen Schiffe, die für diesen Zweck zur Verfügung standen, waren die paar kleinen, aus der spanischen

Konkursmasse von anno 1898 stammenden, Kanonenboote, die man nach dem Auslaufen des Kreuzergeschwaders in aller Eile erst notdürftig hergerichtet und in den Hafendienst wieder eingestellt hatte. Ließen diese Kanonenboote auch hinsichtlich der Schnelligkeit alles zu wünschen übrig — einen Vorsprung von sechs Tagen hätte ja schließlich auch der schnellste Turbinenkreuzer nicht eingeholt — so gab es doch eine geringe Hoffnung, gerade mit diesen unscheinbaren Fahrzeugen, die sich nur wenig von dem Typus eines Handelsschiffes unterschieden, den Zweck des Unternehmens zu erreichen, d. h. den wahrscheinlich vor Manila kreuzenden japanischen Blockadeschiffen zu entgehen. Das alles aber nur unter der vagen Voraussetzung, daß die Japaner, so wenig sie bisher Manila angegriffen, ebenso auch das Kreuzergeschwader bei Mindanao vorläufig unbehelligt gelassen und ihre Kräfte nach einer anderen Richtung konzentriert hätten. Aber nach welcher? Immerhin galt es, auch eine so geringe Möglichkeit, das Geschwader noch warnen zu können, zu benutzen. Denn was hätte die Vernichtung des „Monadnock" für einen anderen Sinn haben können, als eine Verbindung zwischen Manila und dem Geschwader zu unterbinden. An das kleine Schiffsgerümpel der Kanonenboote hatte der Feind anscheinend nicht gedacht. Oder war draußen bei Mindanao etwa alles schon zu Ende? Jedenfalls galt es, den Versuch zu machen.

Unter den Kommandanten der Kanonenboote entstand ein hitziger Wettstreit darum, wem von ihnen die Ehre zu teil werden sollte, den Plan auszuführen. Zwei Kanonenboote liefen, nachdem sie Kohlen genommen, noch am Abend aus, um in südöstlicher Richtung, zwischen der Wolke von kleinen Inseln mitten durch den Archipel hindurch, die Ostseite von Mindanao zu gewinnen, um dort in der voraussichtlichen Fahrtrichtung der Truppentransportschiffe diesen aufzupassen und sie eventuell nach Manila zu geleiten. Von beiden Fahrzeugen hat man nie wieder etwas gehört; es heißt zwar, daß sie im Kampfe mit einem japanischen Kreuzer, nach tapferer Gegenwehr, untergegangen seien. Der Zweck ihrer Mission war inzwischen dadurch unausführbar geworden, daß jene fünf Mail-Steamer schon vor drei Tagen mit zwei japanischen Torpedokreuzern östlich von Mindanao zusammengetroffen, zur Streichung der Flagge und zur Übergabe aufgefordert, und dann, als dieses Ansinnen natürlich entrüstet zurückgewiesen

wurde, durch mehrere Torpedoschüsse versenkt worden waren. Nur wenige Überlebende der Besatzung wurden von den Japanern aufgefischt.

Zum Dank für seine schnelle Entschlossenheit und die Vernichtung der „Kanga Maru“ wurde dem Kommandanten der „Mindoro“ der Auftrag, mit drei anderen Kanonenbooten zu versuchen, den Chef des Kreuzergeschwaders in der Nähe — wahrscheinlich südwestlich — von Mindanao aufzusuchen, um ihn von dem Kriegsausbruch zu benachrichtigen und ihm den Befehl zur Rückkehr nach Manila zu überbringen.

Die Abfahrt der vier Kanonenboote fand bei einbrechender Dämmerung statt. Um den Zweck dieser Expedition vor der eingeborenen Bevölkerung zu verschleiern, wurde ostentativ davon gesprochen, daß die Kanonenboote nur den Sicherungsdienst vor der Einfahrt zur Bucht von Manila übernehmen sollten. Man hatte an Bord aller vier Fahrzeuge Funkspruchapparate gebracht, die aber erst unterwegs installiert werden sollten, damit durch sie die vier Kommandanten stets in Fühlung miteinander bleiben konnten und auch in der Lage waren, schon auf größere Entfernung hin ihre Fühler nach dem Kreuzergeschwader auszustrecken.

Am anderen Vormittage befanden sich die vier Kanonenboote mitten in der Mindorostraße. Unter dem Schutze der Dunkelheit mußten sie durch die Blockadelinie des Feindes unbemerkt hindurchgekommen sein, jedenfalls hatten sie nichts von ihm gesehen. Demnach konnte die Blockade von Manila nur eine sehr lockere sein. Am Ausgang der Mindorostraße sichteten die Kanonenboote, die mit geringem Abstand von einander in Kiellinie fuhren, einen anscheinend englischen Dampfer, der ihren Kurs kreuzte. Sie versuchten ihn anzusprechen; sobald der Engländer dies aber bemerkte, vermehrte er seine Fahrt, wobei sich bald herausstellte, daß er schneller war als die Kanonenboote; und wollten diese nicht eine nutzlose Jagd aufnehmen, so mußte man darauf verzichten, von dem fremden Kapitän irgendwelche Nachrichten zu erhalten. So setzten die Kanonenboote ihre Fahrt fort, die einzigen Schiffe auf der weiten Fläche der Philippinischen Inlandssee.

Nachmittags kam ein weißer Dampfer mit Gegenkurs in Sicht. Die Ansichten, ob man es mit einem Kriegs- oder Handelsschiff zu tun habe, wechselten in schneller Folge. Um sich Gewißheit zu verschaffen, ließ der Kommandant der „Mindoro“, die

als Spitzenschiff fuhr, eine Schwenkung nach Steuerbord machen, worauf sich das fremde Schiff als ein Ozeandampfer von etwa 3000 Tons erwies, dessen Nationalität bei der weiten Entfernung noch nicht zu erkennen war. Immerhin war es möglich, daß man es mit einem Hilfskreuzer aus der japanischen Handelsmarine zu tun hatte. Der Kommandant der „Mindoro“ ließ deshalb seine Schiffe gefechtsklar machen.

Mit gespannter Aufmerksamkeit wurde der Kurs des fremden Dampfers verfolgt, der seine Fahrt unbeirrt auf direkt nördlichem Kurse fortsetzte. Als er ungefähr 500 Meter über Backbord voraus von der „Mindoro“ entfernt war, forderte diese als Führerschiff den Fremden auf, die Flagge zu zeigen, worauf die englische Flagge am Heck erschien. Voll Kampfbegier hatte man an Bord der Amerikaner darauf gerechnet, hier mit einem Japaner, dem man zu viert überlegen gewesen wäre, zusammenzutreffen; die englischen Farben am Flaggenstock des Fremden bereiteten daher eine allgemeine Enttäuschung. Da machte der eine Offizier der „Mindoro“ Parrington darauf aufmerksam, daß die ganze Bauart des fremden Dampfers ihn als ein Schiff der „Nippon Yusen Kaisha“ charakterisiere, deren Dampfer ihm von seinem früheren Kommando an Bord eines amerikanischen Kreuzers in Schanghai bekannt seien; der Kommandant möge sich durch die englische Flagge nicht täuschen lassen. Sofort gab dieser Befehl, durch einen blinden Schuß den Kapitän zum Beidrehen aufzufordern, und als dieser trotzdem seine Fahrt fortsetzte, folgte ein scharfer Schuß aus dem Buggeschütz der „Mindoro“, dessen Granate dicht vor dem Dampfer auf dem Wasser aufklatschte. Jetzt schien der Fremde zu stoppen, machte jedoch eine scharfe Wendung nach Steuerbord und suchte mit voller Fahrt zu entkommen. Gleichzeitig verschwand die englische Flagge am Heck und wurde durch das rote Sonnenbanner Nippons ersetzt.

Parrington ließ die Flottille sofort das Feuer auf den feindlichen Dampfer eröffnen. Dieser hatte seinen Leichtsinn in wenigen Minuten schwer zu büßen. Sein Führer hatte offenbar darauf gerechnet, daß die Amerikaner noch über den Ausbruch des Krieges im unklaren seien und hatte geglaubt, die Kanonenboote unter neutraler Flagge ungehindert passieren zu können. Es war ja auch unwahrscheinlich, daß vier kleine Kanonenboote die Blockadelinie vor Manila forciert haben sollten, viel eher konnte man

annehmen, daß diese Schiffe, noch ahnungslos von dem Stande der Dinge, auf irgend einer Expedition begriffen seien, die mit dem Eingeborenenaufstand zusammenhing. Das Feuergefecht währte kaum zehn Minuten, worauf der japanische Hilfskreuzer, der nur mit zwei leichten Geschützen, die hinter der Achterdeckskajüte sehr geschickt versteckt aufgestellt waren, antwortete, mit dem Heck zuerst in den Fluten versank. Es war immerhin ein kleiner Erfolg, der den Geist der Besatzung der Kanonenboote belebte.

In den nächsten Stunden überholten die Amerikaner ein paar malayische Segler, die unbeachtet gelassen wurden, später kam ein kleiner schwarzer Frachtdampfer in Sicht, anscheinend mit Kurs von Borneo auf Manila. Schwerfällig arbeitete sich das kleine Fahrzeug durch die Fluten vorwärts, von der im Laufe der letzten Stunden sich immer mehr verstärkenden Dünung kräftig auf- und abgewiegt. Gegen 3 Uhr war das fremde Schiff so nahe, daß seine Flagge — die niederländische — zu erkennen war. Durch einen Flaggenspruch wurde es aufgefordert beizudrehen, worauf der erste Offizier der „Mindoro" mit einem Boot zu dem Fremden hinüberfuhr. Eine halbe Stunde später verließ er die „Rotterdam" wieder, worauf diese Kehrt machte und nach der Richtung, von der sie gekommen, zurückfuhr. Der Kapitän der „Rotterdam" war von dem amerikanischen Offizier über die Blockierung von Manila unterrichtet worden, was ihn veranlaßte, seine Absicht, Manila anzulaufen, aufzugeben.

Die Nachrichten, die man auf diese Weise erhielt, lauteten sehr bedenklich: Die „Rotterdam" kam aus dem Hafen von Labuan, wo bereits über einen siegreichen Kampf zwischen japanischen Schiffen und dem vor Mindanao stationierten amerikanischen Kreuzergeschwader ziemlich bestimmte Nachrichten vorgelegen hatten. Das Gefecht sollte vor etwa fünf Tagen, demnach sofort nach Ausbruch des Krieges, stattgefunden und mit der gänzlichen Vernichtung der Amerikaner durch überlegene feindliche Streitkräfte geendet haben.

Das Kreuzergeschwader brauchte jedenfalls nicht mehr vom Ausbruch der Feindseligkeiten benachrichtigt zu werden, und so beschloß Parrington, gemäß seiner Instruktion mit seinen vier Schiffen nach Manila zurückzukehren. Als die Flottille sich gegen Abend kurz vor Sonnenuntergang wieder ungefähr in der Mitte der Straße von Mindoro befand, machte das letzte der Kanonenboote

Meldung, daß ein großes weißes Schiff, anscheinend ein Kriegsschiff, von Südosten aufkommend gesichtet werde, das der Flottille mit großer Fahrt auflaufe. Bald war ein hochgebauter weißer Dampfer zu erkennen, dessen Gefechtsmarsen über seinen kriegerischen Charakter keinen Zweifel ließen. Es konnte sehr bald ausgemacht werden, daß der Kreuzer ungefähr 15 Seemeilen lief, und unter diesen Umständen war ein Ausweichen unmöglich.

Parrington ließ seine Kanonenboote sich in Dwarslinie formieren und die Maschinen in höchster Dampfspannung arbeiten. Vielleicht, daß man unter dem Schutze der Dunkelheit dem Feinde entkommen konnte. Bis dahin war es freilich noch eine volle Stunde.

Langsam wuchs der Rumpf des feindlichen Schiffes am Horizonte empor und als die Entfernung etwa noch 4000 Meter betrug, blitzte es am Bug des Feindes auf, und dumpf rollte der Donner eines Schusses über die Wogen der See, von einem schwachen Echo aus den Bergen Mindoros beantwortet. „Noch zu kurz“, sagte Parrington, als das feindliche Geschoß weit hinter der Dwarslinie der Kanonenboote ins Wasser klatschte. Nach 10 Minuten folgte ein zweiter Schuß, dessen Granate zwischen der „Mindoro“ und ihrem Nebenmann hindurchsauste, weiße Wasserspritzer hoch emporwerfend, deren Tropfengeriesel im Scheine der scheidenden Sonne wie ein goldener Staubregen wieder ins Meer zurücksank. Und nun folgte Schuß auf Schuß, während man an Bord der Amerikaner aus den kleinen Geschützen bei der großen Entfernung noch immer nicht antworten konnte.

Da fegte eine Granate die ganze Länge des Decks an der Backbordseite der „Mindoro“, die Pinasse mit ihren Davits über Bord werfend und beim Platzen mit ihren Splittern die Planken des Vorschiffs aufreißend. Es wurde ernst! Langsam versank die Sonnenscheibe am westlichen Horizont. Das flammende Himmelsgewölbe erglühte in brandrotem Scheine. Dazwischen flackernde zitronengelbe Lichter und intensiv grüne Flächen. Die wie schwarze Samtinseln über dem sinkenden Halbrund der Sonne schwebenden Wolkenfetzen waren von weißglühenden und unheimlich rubinroten Lichträndern umsäumt. Auf den dunkelblauen Meereswogen spielten zitternde glutrote, gelbe und grünliche Reflexe, während von Osten her die blauen Schatten der Nacht am Himmelsgewölbe emporstiegen. Ein seltsam farbenfrisches Bild, hier die vier kleinen

Amerikaner, die mit allen Lungenkräften ihrer pustenden und fauchenden Maschinen vorwärts strebten, mit ihrem scharfen Bug weiße Schaumstreifen über das Ultramarin der breiten Wogen ziehend; auf den Kommandobrücken die wetterfesten Gestalten ihrer Kommandanten und an den mattglänzenden braunen Kanonenrohren die Artilleristen, in verbissener Ungeduld des Momentes harrend, da sie bei der geringer werdenden Entfernung endlich ihre Waffe gebrauchen konnten. Weit hinten in den blauen Schatten des scheidenden Tages, wie ein weißes Gespenst der See, der feindliche Kreuzer, aus dessen Flanken unablässig die gelben Blitze des Mündungsfeuers der Geschütze sprühten. Mehrere feindliche Granaten hatten in der Takelage der Kanonenboote schon tüchtig Kleinholz gemacht. Die „Callao" hatte nur noch einen halben Schornstein, aus dessen Stumpf graubrauner Qualm und rote Funken emporstoben. Plötzlich ein lang hinhallendes Krachen, die „Callao" schor nach Backbord aus. Eine feindliche 15 cm Granate hatte ihr Heck getroffen, war bis zur Mitte des Schiffes hindurchgegangen und war am oberen Teil der Maschine mit minenartiger Wirkung explodiert. Bevor das Kanonenboot noch einen Schuß getan hatte, schied es bereits aus dem Gefecht aus, jetzt quer zum Feinde liegend und seinen Schüssen schutzlos preisgegeben. Nach wenigen Minuten versank die „Callao" mit wehenden Flaggen. Das gleiche Schicksal traf kurz darauf das linke Flügelschiff. Die beiden anderen Kanonenboote setzten jetzt, da die schnell hereinbrechende Nacht dem Gegner das Zielen erschwerte, ihre Fahrt fort. Da meldete ein Laternensignal dem Kommandanten der „Mindoro", daß auch das dritte Schiff infolge einer Maschinenhavarie kampfunfähig geworden sei. Parrington gab sofort durch einen Lichtspruch Befehl, das Kanonenboot an der Küste von Mindoro im Laufe der Nacht auf den Strand zu setzen und zu sprengen. Dann mußte er den letzten Kameraden seinem Schicksal überlassen. Da er an den Störungen seines Funkspruchapparates merkte, daß der feindliche Kreuzer Funksprüche gab und offenbar die Blockadelinie vor Manila alarmierte, so waren seine Aussichten, ungefährdet in den Hafen zu kommen, außerordentlich gering.

Mit Einbruch der Dunkelheit hatte der japanische Kreuzer das Feuer eingestellt, hatte aber sonderbarerweise auch nicht seine Scheinwerfer benutzt. Nur an dem aus den Schornstein

stiebenden Funken konnte man von der „Mindoro“ aus den Kurs des feindlichen Kreuzers erkennen, der das Kanonenboot bald überholte. Entweder mußte der Feind glauben, alle vier amerikanischen Schiffe abgetan zu haben, oder er hielt es für überflüssig, sich noch weiter um ein seiner Ansicht nach lahm geschossenes kleines Kanonenboot zu kümmern. Jedenfalls bedeutete diese Sorglosigkeit, oder dieser Irrtum des Feindes die Rettung der „Mindoro“. Sie nahm während der Nacht Kurs nach Nordwest, um so zu versuchen, bei Tagesgrauen von Norden die Einfahrt zur Bai von Manila zu gewinnen, wobei sie auf die Unterstützung der Batterien von Corregidor rechnete. Einmal wäre die „Mindoro“ unterwegs fast mit einem der feindlichen Blockadeschiffe, die mit abgeblendeten Lichtern fuhren, zusammengerannt, sie blieb aber unbemerkt und forcierte im Morgengrauen die nördliche Einfahrt der Bai, während die hochgelegenen Batterien in den Felsgalerien von Corregidor mit ihren weittragenden Geschützen den Feind fernhielten. Die japanische Blockadeflotte bestand, wie sich jetzt herausstellte, nur aus Handelsschiffen, die mit einigen Geschützen armiert waren und aus dem alten ungeschützten Kreuzer „Takatschio“, der mit den Kanonenbooten gekämpft hatte. Durch die kühne Fahrt der Kanonenboote war die Situation insofern geklärt, als man jetzt annehmen mußte, daß das gesamte amerikanische Kreuzergeschwader vernichtet oder außer Gefecht gesetzt war und daß Manila zur See vollständig abgeschnitten sei.

In den Batterien von Corregidor erwartete man nunmehr einen Angriff feindlicher Schiffe. Er erfolgte nicht. Die Japaner begnügten sich mit einer außerordentlich lockeren Blockade — kaum daß man die Silhouetten der Blockadeschiffe zuweilen am Horizonte bemerken konnte. Da der Handel still lag und außer dem abgerüsteten Monitor „Monterey“ und zwei oder drei winzigen Kanonenbooten in Manila an Seestreitkräften nichts mehr vorhanden war, konnte Japan sich diesen Hohn auf eine Blockade leisten. Tag für Tag standen die amerikanischen Kanoniere an ihren Geschützen, Tag für Tag erwartete man das Auftauchen eines feindlichen Schiffes, der Horizont blieb leer und eine unheimliche Stille lag über der Stadt und dem Hafen. Was nützten die besten Geschütze, was nützte aller Heldenmut ihrer Bedienung, was nützte die brennende Kampfeslust, wenn der Feind nicht kam, und er blieb aus.

Als Parrington am Abend nach seiner Erkundigungsfahrt im Offizierskasino erschien, war er der Gegenstand begeisterter Lobsprüche, und lange hielt die Besprechung dieses kurzen Seekampfes die Offiziere noch beisammen. Als er dann in früher Morgenstunde mit seinem Freunde, dem Colonel Hawkins vom 12. Infanterieregiment, durch die stillen Straßen der nördlichen Vorstadt von Manila wanderte und ihn bis zu seiner Kaserne begleitete, sahen sie vor deren Tor im fahlen Dämmerlicht des anbrechenden Tages einen Maultierkarren stehen, auf dem ein riesengroßes Faß lag. Der Colonel rief den Posten vor der Kaserne an und erfuhr, der Wagen stehe bereits seit vorigem Abend vor dem Kasernentor. Der Colonel ging in die Wachtstube, während Parrington auf der Straße zurückblieb. Dort fiel ihm ein Zettel auf, der auf das Faß geklebt war: „Colonel Pemberton an seinen Freund Colonel Hawkins.“ Parrington folgte dem Colonel in die Wachtstube und machte ihn auf die Schrift aufmerksam. Hawkins ließ jetzt durch Soldaten das Faß vom Wagen herunterschaffen und den einen Boden einschlagen. Der Colonel hatte starke Nerven und tat sich den Grünschnäbeln im Kolonialdienst gern darauf etwas zugute; das, was er jetzt sah, war aber auch für diesen alten Haudegen zu viel. Er trat einen Schritt zurück und mußte sich an der Steinmauer der Kaserne stützen, während es ihm heiß in die Augen stieg.

In dem Fasse befand sich die Leiche seines Freundes, des Colonels Pemberton, bisher Kommandanten des Militärpostens in San José; den Schädel hatte man ihm eingeschlagen. Die Filipinos hatten die Station San José überfallen und die gesamte Besatzung nach kurzem Kampfe niedergemacht. Die Leiche Pembertons — dessen Vorliebe für Wisky bekannt war — hatten sie in ein Faß getan und vor die Infanteriekaserne in Manila gefahren. Tief erschüttert drückte Parrington seinem Kameraden die Hand. Der Aufstand der Filipinos! In Manila läuteten die Glocken der Dominikanerkirche Intra Muros mit eintönigem Bimmeln zur Frühmesse.

Auf hoher See.

Morgen früh sollte die „Tacoma“ Yokohama erreichen; der dröhnende Gongschlag hatte die Passagiere zum Abschiedsmahle in den festlich mit bunten Fähnchen und Laternen geschmückten Speisesaal gerufen.

Betäubendes Stimmengeschwirr erfüllte den prächtigen Raum, in dem, trotz der sich rastlos drehenden Luftschrauben, eine bedrückende Temperatur zu herrschen begann. Da die See völlig ruhig war, blieb an den Tischen kaum ein Platz unbesetzt. Über der Unterhaltung lag etwas wie Abschiedsstimmung, man saß zum letzten Mal zusammen und morgen zerstob die ganze fröhliche Gesellschaft, die hier der Zufall auf zwei Wochen zusammengeführt hatte, wieder in alle Winde. Naturgemäß wandte sich die Unterhaltung dem Lande zu, dessen so oft gepriesene Wunder man morgen sehen sollte. Die alten Globetrotter und mehrere Kaufherren, die in Ostasien ansässig waren, wurden von verschiedenen Seiten mit teilweise recht naiven Fragen über Japan und seine Bewohner bestürmt und um Ratschläge gebeten, wie man sich als Fremder dort einzurichten habe. Mit ruhiger Überlegenheit kramten sie ihr Wissen aus, und eifrige Damen notierten sich auf der Rückseite der Menukarte gewissenhaft jedes ihnen benannte Hotel und jeden Tempel und jeden Berg, dessen Besuch ihnen empfohlen wurde. In einzelnen Gruppen wurden Verabredungen für gemeinsame Unternehmungen im Inselreich des Tenno getroffen, anderswo wurden Finanz- und Handelsfragen erörtert, wobei jeder dem anderen durch besondere Kenntnisse zu imponieren suchte.

Hie und da wurde auch das Thema der Politik angeschlagen, und besonders die Gattin eines Handelsherrn aus Baltimore setzte

dem ihr gegenübersitzenden Legationssekretär einer kleinen europäischen Gesandtschaft, der auf seinen Posten nach Peking reiste, stürmisch zu und suchte mit Gewalt hinter die Geheimnisse der hohen Politik zu kommen. Der Legationssekretär, der keine große Weisheit zu verraten hatte, half sich mit den Gemeinplätzen der Tagespolitik und entwarf seinem Gegenüber das bekannte Schema einer Kriegsgefahr zwischen Amerika und Japan. „Selbstverständlich," erläuterte er von der Höhe seiner diplomatischen Erfahrung herab, „würden die Japaner in einem solchen Falle sich zunächst auf Manila stürzen und dort nach einem überraschenden Angriff einen Landungsversuch machen, der die größte Aussicht auf Erfolg hat. Zwar ist Manila durch gute Befestigungen gegen einen Handstreich geschützt, und die japanischen Kanoniere würden harte Arbeit bekommen im Kampfe mit den amerikanischen Strandbatterien. Und wenn Manila auch nicht verspricht, ein zweites Port Arthur zu werden, so dürften sich die Amerikaner dort doch wohl mindestens ein halbes Jahr gegen jeden japanischen Angriff halten können; inzwischeu kann Amerika unter dem Schutze seiner Flotte Verstärkungen nach Manila entsenden und höchst wahrscheinlich wird es dann im malayischen Archipel zu einer entscheidenden Seeschlacht zwischen der japanischen und amerikanischen Flotte kommen, deren Ausgang . . ."

„Ich denke," mischte sich eine junge Dame aus der Finanzwelt von Chicago naiv in das Gespräch ein, „ich denke, wir haben doch selber Schiffe auf den Philippinen." Der Legationssekretär machte eine abwehrende Handbewegung und quittierte über diesen Einwurf mit einem nachsichtigen diplomatischen Lächeln. Er beherrschte doch das Feld, er mußte doch am besten der Zukunft das Horoskop stellen können. Und er behielt hier auch das Feld.

Sein Gegenüber war aber noch nicht zufrieden; mit der eben erhaschten Weisheit eröffnete sie einen neuen Angriff auf den neben ihr sitzenden deutschen Major, der über San Franzisko nach Kiautschou reiste. Der hatte dem Gespräche nur obenhin zugehört und das, was ihm hier entgegengebracht wurde, war ja auch so auf den Durchschnitt landläufiger Anschauungen abgestimmt, daß er sofort im Bilde war, als seine Nachbarin von ihm wissen wollte, wie er sich den Ausgang eines solchen Krieges vorstelle.

Die Frage war immerhin peinlich, und der Deutsche ließ sich aus Rücksicht auf seine Umgebung an Bord des amerikanischen

Dampfers auch nicht aus seiner Reserve herausbringen. Er gab nur die Frage zurück, woher man die Garantie habe, daß Japan sich im Falle eines Konfliktes ausschließlich mit den Philippinen beschäftigen werde.

Der Legationssekretär hatte sich aus der Dunstwolke diplomatischer Selbstbewunderung allmählich wieder auf das Niveau gewöhnlicher Sterblicher zurückgefunden, und als er durch das Stimmengewirr und das Klappern der Teller die Gegenfrage des deutschen Offiziers vernahm, schüttelte er mißbilligend den Kopf und fragte über den Tisch hinüber: „Herr Major, liegt es nicht auf der Hand, daß Japan sich zunächst des Streitobjektes bemächtigen muß, nach dem es seit dem Pariser Frieden mit allen Mitteln strebt?"

„Ich kenne so wenig wie alle, die außerhalb der diplomatischen Kreise stehen, die Absichten und Hoffnungen der japanischen Regierung, glaube aber, daß wir in absehbarer Zeit mit dem Ausbruch dieses Konfliktes nicht zu rechnen haben. Es hat darum auch wohl wenig Zweck, sich die Kriegsmöglichkeiten im einzelnen auszumalen," gab der Deutsche kühl zurück.

„Es gibt nur zwei Möglichkeiten," sagte der neben dem Kapitän sitzende englische Großkaufmann aus Schanghai, ein Hauptaktionär dieser Ozeanlinie. „Nach meinen Erfahrungen . . . .", hier machte er eine kleine Pause, um diesen Erfahrungen die nötige Andacht und Aufmerksamkeit im Gespräche zu sichern, „. . . . nach meinen Erfahrungen," wiederholte er, „gibt es nur zwei Möglichkeiten. Japan ist übervölkert und muß den Überschuß seiner Bevölkerung nach außen abschieben. Das mandschurische Experiment ist verfehlt gewesen, dort inmitten der zahlreichen chinesischen Bevölkerung kann Japan nicht viel mehr Kleinhändler und Ansiedler ansetzen, als dort vor dem russischen Kriege bereits waren. Zu größeren Unternehmungen fehlte außerdem das Kapital. Japan braucht für seine Auswanderer feste Gebiete, wo es wie in Hawai," hier warf er dem Kapitän einen ermunternden Blick zu, „seine Leute wirtschaftlich und politisch zusammenhalten kann. Die Auswanderung nach der Union ist ja seit Jahren durch Gesetze sehr stark beschränkt."

„Und über die mexikanische Grenze laufen uns die Kerle in hellen Haufen ins Land," brummte der neben dem Kapitän sitzende

amerikanische Konsul, der auf seinen Posten nach Singapore zurückkehrte, dazwischen.

„Bleiben," fuhr der Schanghaier unbeirrt fort, „die Inseln des Pacific, die Philippinen und eventuell Australien. Bei solchen Bestrebungen hat Japan es freilich sofort mit der Union und England zu tun. Die andere Möglichkeit, der überschießenden Bevölkerung im eigenen Lande Nahrung und Verdienst zu schaffen, ist die, eine japanische Großindustrie ins Leben zu rufen. Vielversprechende Anfänge sind hierzu gemacht worden, bei den Unsummen, die Japans Heer und Marine verschlingen, scheint es aber doch an dem nötigen Kapital zu fehlen."

„Ich denke," mischte sich jetzt der Kapitän ein, „es gibt auch noch eine dritte Möglichkeit, nämlich den Boden Japans mehr als bisher der Bebauung zu erschließen. Es ist doch bekannt, daß höchstens ein Drittel der Bodenfläche in Japan unter dem Pfluge steht, ein Drittel kommt wegen der Steinwüsten im Gebirge nicht in Betracht, aber das letzte heute völlig brach liegende Drittel würde, planmäßig bebaut, Millionen von japanischen Bauern eine neue Existenz schaffen. Aber hier haben wir es mit einem merkwürdigen japanischen Eigensinn zu tun, sie kaprizieren sich auf den Anbau von Reis, und wo in den höher gelegenen Distrikten kein Reis wächst, bauen sie überhaupt nichts an und lassen das Land ungenützt. Wenn hier Weizen, Mais und Futterkräuter angebaut würden, so würde das nicht nur Japan hinsichtlich seiner Lebensmittelzufuhr vom Auslande unabhängig machen, sondern auch, wie gesagt, die Ansetzung von Millionen japanischen Bauern ermöglichen; außerdem bekämen wir dann in Japan wenigstens ein menschenwürdiges Brot zu essen."

Dem Legationssekretär schien diese Auffassung der japanischen Frage einen neuen Horizont zu eröffnen. Er lauschte gespannt den Worten des Kapitäns und warf fragende Blicke nach dem Schanghaier Kaufmann. Der war aber vollständig von der Bewältigung eines Fisches in Anspruch genommen, der mit seinem schier unglaublichen Reichtum an Gräten immer neue anatomische Rätsel aufgab. Statt des Schanghaiers spann der unwahrscheinlich dünne Dr. Morris aus Brighton, der tagelang kein Wort sprach und von dem die Sage ging, er besitze japanische Bronzen von geradezu märchenhaftem Werte und sei jetzt wieder zur Vervollständigung seiner Sammlung nach Hokkaido unterwegs, den

Faden weiter. „Sie müssen nicht glauben," sagte er, „was in der Zeitung steht. Wenn die Japaner nur bessere Landwirte wären, so würde kein Mensch in Japan zu hungern brauchen. Von einer Übervölkerung ist keine Rede. Und die Auswanderung ist nichts weiter wie ein Fieber, eine Krankheit, eine Mode, die von der Regierung in Tokio freilich politisch sehr geschickt ausgenutzt wird. Wer aber ernstlich von einer Übervölkerung Japans spricht, kopiert nur Leitartikel und kennt die Zustände des Landes nicht."

So viel hatte Dr. Morris kaum in zwei Wochen an Bord der „Tacoma" gesprochen. Er freilich hatte Japan durch jahrelange Inlandreisen auf der Suche nach alten Bronzen gründlich kennen gelernt und wußte Bescheid. Seine Auffassung jedoch ging gegen den Strich der Tagespolitik, und wenn man seinen Worten auch achtungsvoll zugehört hatte, so verhallten sie doch wirkungslos.

Die Unterhaltung blieb bei dem Thema und wandte sich dann von neuem der Möglichkeit eines Konfliktes zu. Dadurch wurde der deutsche Offizier wieder der einzige, an den man sich mit militärischen Fragen wenden konnte; er hatte Mühe, diesen Wissensdurst zu befriedigen und wiederholte immer nur, daß der Krieg eine so unendliche Fülle von Möglichkeiten des Angriffs und der Verteidigung biete, daß es ausgeschlossen sei, von vornherein den Gang der Ereignisse vorauszubestimmen. Der Schanghaier unterhielt sich leise mit dem Kapitän über die japanische Spionage in Amerika und gab einiges darüber aus seinen Erfahrungen in China zum besten.

„Aber man kann," unterbrach ihn der dem Schanghaier gegenübersitzende Sohn eines New Yorker Milliardärs, „einen Japaner doch auf den ersten Blick von einem Chinesen unterscheiden, ich verstehe nicht, wie man die japanischen Spione so überschätzen kann."

„Wenn Sie es können, haben Sie viel vor gewöhnlichen Sterblichen voraus," bemerkte der Engländer trocken, „ich kann es nicht, werde mir aber das Vergnügen machen, wenn Sie mich in Schanghai aufsuchen wollen, mit Ihnen einmal eine Probe anzustellen. Ich werde Ihnen gelegentlich die Aufgabe stellen, in einer Gesellschaft von lauter Chinesen, die ich einladen werde, mir einen japanischen Marineoffizier zu bezeichnen, der sich seit anderthalb Jahren in Schanghai mit einer geheimen, d. h. ganz offenen Mission aufhält."

„Sie werden die Wette verlieren," sagte der Kapitän zu dem New Yorker, „denn ich habe dieselbe Wette bereits unter denselben Umständen glänzend verloren."

„Aber die Japaner tragen doch keine Zöpfe," wandte der New Yorker etwas unsicher ein.

„Die Japaner tragen Zöpfe," grinste ihn der Engländer an.

„Was ist denn das?" sagte der Kapitän und schaute unwillkürlich nach der Tür des Speisesaales. „Was ist denn das? Wir fahren ja halbe Kraft."

Der dumpfe Pulsschlag der Maschine hatte in der Tat ausgesetzt und aus den stärker werdenden Schwingungen des Schiffes konnte, wer darauf achtete, fühlen, daß die Schraube nur ganz wenige Umdrehungen machte.

Der Kapitän stand unauffällig auf, um nach oben zu gehen, begegnete aber bereits in dem Gang zwischen den langen Stuhlreihen einem Manne der Besatzung, der ihm leise mitteilte, der erste Offizier bäte den Kapitän, auf die Brücke zu kommen.

„Wir fahren ja gar nicht mehr," sagte jemand mitten am Tisch, „wir können doch nicht schon angekommen sein."

„Vielleicht haben wir ein havariertes Schiff getroffen," sagte eine junge Französin, „das wäre furchtbar interessant."

Der Kapitän blieb verschwunden und das Diner nahm seinen Fortgang. Plötzlich dröhnte in das laute Stimmengewirr der dumpfe, heulende Ton der Dampfpfeife hinein und ließ die Unterhaltung ein paar Sekunden verstummen. Dann brummte die Dampfpfeife noch zweimal, und jetzt glaubte ein alter Globetrotter den Grund des Aufenthaltes entdeckt zu haben, indem er mit Bestimmtheit erklärte: „Das ist nun schon das dritte Mal, daß es mir auf der Fahrt nach Japan passiert, daß wir kurz vor dem Hafen noch in Nebel geraten, das letzte Mal hatten wir dadurch anderthalb Tage Verspätung. Ich kann Ihnen sagen, das war eine fürchterliche Quälerei, in dem grauen Dunst zu sitzen und stumpfsinnig das Ende des Nebels abwarten zu müssen, damals . . . ." und nun gab er ein paar Anekdoten von jener Fahrt zum besten, die der Unterhaltung an diesem Tische sofort das Thema Nebel vorwarf, das von ihr begierig aufgegriffen wurde. Man kam auf den Londoner und andere Nebel zu sprechen und beachtete es nicht, daß das Schiff jetzt überhaupt keine Fahrt mehr machte und allmählich schwerfällig auf und ab

zu stampfen begann, was bei verschiedenen Damen schon den Erfolg hatte, daß sie aufhörten, sich an der Unterhaltung zu beteiligen und nervös mit den Dessertlöffeln spielten, da das graue Gespenst der Seekrankheit sich mit den stärker werdenden Schiffsbewegungen wieder in Erinnerung brachte.

Einige Herren waren aufgestanden und waren an Deck gegangen. Ein Kaufmann aus San Franzisko kam jetzt wieder herunter und erzählte seiner Frau, unfern der „Tacoma“ liege ein fremdes Schiff, das die „Tacoma“ mit dem Scheinwerfer beleuchte. Weshalb, wisse man nicht, da die Offiziere anscheinend ebensowenig sich den Vorgang erklären könnten wie die Passagiere.

Jetzt erschien der vierte Offizier, der am Kopfende einer der langen Tafeln seinen Platz hatte, im Speisesaal und von allen Seiten mit neugierigen Fragen bestürmt übermittelte er den Passagieren mit lauter Stimme vom Kapitän die Mitteilung, daß kein Grund zur Beunruhigung vorhanden sei. Ein fremdes Schiff beleuchte die „Tacoma“ mit seinem Scheinwerfer, woraus zu schließen sei, daß es sich um ein Kriegsschiff handle, das wahrscheinlich irgendwelche Mitteilungen zu machen habe. Der Kapitän bitte die Passagiere, sich bei ihrem Diner nicht stören zu lassen. Sofort wurde ein neuer Gang serviert und man vergaß schnell den Grund der Störung, die Unterhaltung nahm wieder ihren gewohnten Gang.

„Aber wir fahren doch immer noch nicht,“ sagte nach zehn Minuten eine junge Dame, die mit ihrem Gatten eine Tour um die Welt, ihre Hochzeitsreise, machte, „wir fahren doch immer noch nicht.“ Der vierte Offizier gab eine ausweichende Antwort und vertröstete seine Nachbarin, aber das Schiff fuhr tatsächlich noch nicht. Hingegen kam wieder ein Mann der Besatzung herunter und flüsterte dem Offizier etwas zu, worauf dieser sofort wieder an Deck eilte.

Es war ihm eine förmliche Erleichterung, aus den von Essensdünsten gefüllten Speisesaal mit seinem lärmenden Stimmendurcheinander an die frische Luft zu kommen. Es war eine ganz andere Welt hier oben. Vom schweigenden Firmament herunter funkelten die Sterne und die milde Nachtluft wirkte belebend auf die von der Tageshitze erschöpften Nerven. Der vierte Offizier erklomm geschwinde die Kommandobrücke und meldete sich beim Kapitän.

Dieser erklärte ihm kurz und knapp: „Mr. Warren, ich verpflichte Sie, dafür zu sorgen, daß sich die Passagiere keine unnötigen Sorgen machen, lassen Sie die Musik ein paar Stücke spielen und das Diner nimmt ruhig seinen Fortgang. Sie werden an meiner Stelle eine kleine Ansprache an die Passagiere halten und in der üblichen Weise an das vergnügte Beisammensein während dieser Fahrt erinnern und ihnen in meinem Auftrage ein paar Abschiedsworte sagen. Wir sind," fuhr er fort, „von einem japanischen Kriegsschiff angerufen und aufgefordert worden zu stoppen und ein Boot von dem Japaner zu erwarten. Was die Leute wollen, ist mir vollkommen unverständlich, aber wir müssen dem Befehl gehorchen. Die Sache wird sich ja sicher in ein paar Minuten, wenn das Boot hier ist, erledigen.

Der Offizier verschwand und der Kapitän erwartete, in der Backbordnock der Kommandobrücke stehend, mit gespannter Aufmerksamkeit die in voller Fahrt heransausende Dampfpinasse. Das Fallreep war bereits heruntergelassen. Eine scharfe Kurve beschreibend legte die Pinasse unten an, und sofort sprangen zwei Marinesoldaten mit übergehängten Gewehren unten auf die Plattform des Fallreeps.

„Nanu," sagte der Kapitän, „ein Doppelposten! Was soll denn das!" Der japanische Offizier stieg aus der Pinasse und das Fallreep empor, gefolgt von vier weiteren Soldaten, von denen zwei oben den Eingang zum Fallreep besetzten. Die beiden anderen folgten dem Offizier auf die Kommandobrücke. Ein siebenter Mann entstieg der Pinasse und trug einen viereckigen Kasten auf die Kommandobrücke. Und schließlich schleppten zwei Soldaten einen schweren länglichen Gegenstand das Fallreep empor und setzten ihn an der Wand der Hinterdeckskajüte nieder.

Der japanische Offizier ließ die beiden Marinesoldaten an der Treppe zur Kommandobrücke Posten fassen und verwies den dritten mit dem viereckigen Kasten durch eine Handbewegung an die Backbordbrüstung. Der Offizier rief ihm gleichzeitig ein paar japanische Worte zu, worauf man sofort an dem Klappern des Mechanismus hörte, daß es eine Signallaterne sei, die dem Kriegsschiffe eine Meldung übermittelte.

„Das geht denn doch zu weit. Was soll diese Komödie?" rief der Kapitän der „Tacoma" und wollte den Mann mit der Laterne von der Reeling zurückreißen. Der japanische Offizier

legte ihm aber die Hand fest auf seinen rechten Arm und sagte kurz und bestimmt: „Herr Kapitän, im Auftrage der japanischen Regierung erkläre ich den amerikanischen Dampfer „Tacoma“ für eine gute Prise und seine gesamte Besatzung für Kriegsgefangene.“

Der Kapitän machte sich von der Berührung des Japaners los, trat einen Schritt zurück und rief dem Japaner zu: „Sie sind wohl verrückt, wir haben mit den Manövern der japanischen Marine absolut nichts zu tun und ich verlange, daß Sie Ihre Manöverscherze nicht zu weit treiben. Wenn Sie Flottenmanöver abhalten wollen, so tun Sie das gefälligst mit Ihren japanischen Handelsdampfern und lassen neutrale Schiffe unbehelligt.“

Der Japaner griff an seine Mütze und sagte: „Ich bedaure, Herr Kapitän, Ihre Auffassung, als ob es sich um einen Manöverscherz handle, berichtigen zu müssen. Japan befindet sich im Kriege mit den Vereinigten Staaten und jedes Handelsschiff unter der amerikanischen Flagge ist von jetzt ab gute Prise.“

Der Kapitän, ein Riese von Gestalt, wollte sich auf den kleinen Japaner stürzen, ergriff ihn und drängte ihn auf die Reeling zu, offenbar in der Absicht, den unverschämten Kerl einfach über Bord zu werfen. In diesem Moment sah er aber zwei japanische Gewehre auf sich gerichtet. Mit einem Fluche ließ er die Arme sinken und starrte die beiden japanischen Posten völlig frappiert an. Hinter ihm klapperte unaufhörlich die Signallaterne und jetzt wurde das bläulich-weiße Licht des Scheinwerfers vom Kriegsschiffe auf die Kommandobrücke der „Tacoma“ gerichtet und übergoß die seltsame Szene wie mit fahlem Mondlicht. Gleichzeitig dröhnte ein Kanonenschuß über die ruhige Wasserfläche. Es schien wirklich ernst zu sein.

Von drunten aus den geöffneten Skylights des Speisesaales drangen die lauten cheer-Rufe, die nach der Rede des vierten Offiziers den Dank der Passagiere für den Kapitän der „Tacoma“ zum Ausdruck brachten und sofort fiel die Musik mit den rauschenden Klängen des star spangled banner ein. Im Speisesaal war also anscheinend alles wieder Freude und Lustigkeit und man hatte vergessen, daß die „Tacoma“ ja nicht mehr fuhr, daß sie aber gleich weiterfahren wollte.

Und während von unten die mächtige, begeisternde Weise zu Ehren des sternenbesäten Banners in die Nacht hinaustönte, er-

stiegen zwanzig japanische Marinesoldaten aus einer zweiten Pinasse das Fallreep der „Tacoma“ und besetzten alle Eingänge, alle Türen an Deck, die nach unten führten; vor jeder ein Doppelposten mit geladenen Gewehren.

„Ich fordere Sie also auf,“ sagte der japanische Offizier zum Kapitän, „die Führung des Schiffes unter meiner Aufsicht weiter zu behalten, Sie werden die „Tacoma“ ihrem Fahrplane gemäß, in den Hafen von Yokohama führen, dort werden die Passagiere ohne jede Behelligung das Schiff verlassen und Sie und die Mannschaft werden Gefangene der japanischen Regierung sein. Was mit der Ladung geschieht, darüber entscheidet das Prisengericht. Daß das Privateigentum der Passagiere, des Kapitäns und der Mannschaft ihnen verbleibt, ist selbstverständlich. Sie haben jetzt eine Besatzung von zwanzig Mann an Bord der „Tacoma“, ich mache Sie jedoch darauf aufmerksam, wenn Sie etwa glauben, daß zwanzig japanische Matrosen nicht imstande seien, die „Tacoma“ ausreichend zu sichern, und für den Fall, daß von Ihrer Seite oder von seiten der Mannschaft ein Widerstand versucht werden sollte, daß sich seit zehn Minuten auf dem Achterdeck der „Tacoma“ eine starke Sprengmine befindet, deren Leitungskontakt von zwei Mann beobachtet wird, die den Befehl haben, bei dem ersten Zeichen einer ernsten Auflehnung den Kontakt zu schließen und die „Tacoma“ durch Entzünden der Mine zu sprengen. Es liegt nur im Interesse der Ihrer Führung anvertrauten Passagiere, wenn Sie sich unseren Anordnungen ohne weiteres fügen und jede Widersetzlichkeit vermeiden, à la guerre comme à la guerre.“

Der Japaner griff salutierend an die Mütze und fuhr fort: „Sie bleiben auf der Kommandobrücke und behalten für die nächsten vier Stunden die Führung, worauf Sie durch den ersten Offizier abgelöst werden. Inzwischen kann dieser den Passagieren von der veränderten Sachlage Mitteilung machen.“ Und mit einer Handbewegung zu dem ersten Offizier hin, der in stiller Wut dem Vorgang gefolgt war, fügte er kurz hinzu: „Bitte, mein Herr!“

Der sah fragend zum Kapitän hinüber. Dieser zauderte und sagte dann mit unterdrückter Erregung: „Hardy, gehen Sie hinunter und sagen Sie den Passagieren, daß die „Tacoma“ durch einen unerhörten, heimtückischen Überfall in die Gewalt eines japanischen Kreuzers geraten ist, daß die Passagiere aber, da wir uns aus Rücksicht auf sie der Übermacht fügen müssen,

unbehelligt bleiben werden und morgen früh in Yokohama mit ihrem Eigentum an Land gehen können."

Hardys Sohlen schienen förmlich an den Stufen zu kleben, als er die Treppe hinunterstieg, und wie betäubt prallte er vor dem warmen Dunst am Eingang zum Speisesaale, wo ihn ausgelassener Lärm und eine lebhafte Unterhaltung entgegenschallte, zurück.

„Nun, wann geht's denn weiter?" rief man ihm von allen Seiten entgegen.

Mr. Hardy schüttelte stumm den Kopf und begab sich zum Platze des Kapitäns.

„Wir müssen mit Ihnen anstoßen," rief man und hielt ihm die gefüllten Gläser entgegen, „wo bleibt der Kapitän?"

Hardy schwieg, blieb aber stehen und würgte an den Worten.

„Ruhe! Zuhören! Mr. Hardy will reden! . . . ."

„. . . Ist auch höchste Zeit, daß der Kapitän etwas von sich hören läßt," rief ein dicker deutscher Brauereibesitzer aus Milwaukee über die Versammlung hin.

„Three cheers for Mr. Hardy!" kam es aus einer Ecke, „Three cheers for Mr. Hardy!" echote es von einer anderen Seite zurück und dröhnend fiel der Chorus ein: „for he is a jolly good fellow. . ."

„Lassen Sie Mr. Hardy doch reden," wandte sich der Legationssekretär mißbilligend um.

„Ruhe!" kam es von der anderen Seite zurück.

Das Stimmengeschwirr flaute ab und es trat Stille ein.

„Schenken Sie Mr. Hardy erst mal ein!" tönte irgendwoher eine Stimme. Jemand lachte ganz laut in das Schweigen hinein.

Hardy wischte sich den Schweiß von der Stirne und zwar mit der Serviette des Kapitäns, die dieser auf seinem Teller hatte liegen lassen.

„Shoking," sagte ganz laut eine englische Dame, „unsere Seeleute wissen doch gar nicht, was sich gehört."

Hardy stand immer noch wortlos da, dann begann er mit leiser stockender Stimme: „Der Kapitän läßt Ihnen mitteilen, daß die „Tacoma" soeben von einem japanischen Kreuzer gekapert worden ist. Die Vereinigten Staaten von Amerika sollen sich angeblich im Kriege mit Japan befinden. Eine japanische Besatzung ist bereits an Bord der „Tacoma" und hat die Kajüten-

eingänge besetzt. Der Kapitän bittet die Passagiere, sich der höheren Gewalt zu fügen und keinen Akt des Widerstandes zu begehen. Die Passagiere werden morgen früh in Yokohama mit ihrem Eigentum an Land gehen und . . ." Hardy suchte nach weiteren Worten, fand aber keine und setzte sich stumm auf seinen Stuhl.

„Three cheers for the Captain!" schollen jetzt vom letzten Tische dröhnende Rufe, die vereinzelt im Speisesaal aufgenommen wurden. Der deutsche Brauereibesitzer schüttelte sich vor Lachen und brüllte durch den Speisesaal: „Das ist ein ganz famoser Witz vom Kapitän, dafür verdient er einen Orden."

„Lassen Sie doch den Unsinn," wurde dem Brauer zugerufen. „Ja, aber ist das nicht ein ganz famoser Witz, so habe ich mich noch nie amüsiert auf der Fahrt."

„Aber Mensch, halten Sie doch den Mund, das ist doch ernst."

„Ho ho! Sie fallen auch darauf rein!" gab der Brauer wieder mit donnerndem Lachen zurück.

Ein amerikanischer Herr sprang auf und rief: „Ich hole meinen Revolver, mit den Kerls werden wir noch fertig," und ihm schlossen sich andere an. „Ja, wir wollen die Revolver holen, die gelben Affen schmeißen wir über Bord!"

Jetzt sprang der deutsche Major von seinem Platze auf und rief mit scharfer Kommandostimme in die aufgeregte Tischgesellschaft hinein: „Aber bitte, meine Herren, die Sache ist ernst, es handelt sich um keinen Scherz, wie einzelne Herren zu vermuten scheinen, es handelt sich um *keinen Scherz*, verlassen Sie sich darauf."

Hardy saß noch immer stumm auf seinem Stuhle. Der Engländer aus Schanghai überschüttete ihn mit Fragen und selbst der Legationssekretär trat aus seiner diplomatischen Reserve hervor.

Jetzt kamen die sechs Herren, die ihre Revolver hatten holen wollen, erheblich ernüchtert wieder in den Speisesaal und einer rief: „Es ist kein Scherz, oben stehen die Japaner mit geladenen Gewehren."

Mehrere Damen schrien hysterisch auf und verlangten von ganz fremden Menschen, daß man sie in ihre Kajüte brächte. Alle waren von ihren Stühlen aufgesprungen, hier und da war man um einige Damen beschäftigt, die den bequemsten Teil gewählt

hatten und sich der allgemeinen Aufregung durch einen Ohnmachtsanfall entzogen.

Hardy war wieder seiner selbst Herr geworden, wie auf einer Kommandobrücke stand er jetzt in voller Beherrschung der Situation hinter seinem Stuhle und erklärte kurz und bestimmt: „Ich bitte die Passagiere im Auftrage des Kapitäns, keinerlei Widerstand zu versuchen. Für Ihr Leben und Ihre Sicherheit bürgt Ihnen das Wort des Kapitäns und die Haltung der Mannschaft, die sich dem Unvermeidlichen fügt und der höheren Gewalt weicht. Ich bitte die Passagiere, hier versammelt zu bleiben und auf weitere Anordnungen von seiten des Kapitäns zu warten. Eine Gefahr liegt nicht vor, solange kein Akt der Widersetzlichkeit versucht wird. Wir befinden uns in der Gewalt der japanischen Marine und müssen den veränderten Umständen Rechnung tragen."

Erst spät nach Mitternacht fand man an Bord der „Tacoma" Ruhe, die Passagiere waren in den Kabinen mit dem Packen ihrer Koffer beschäftigt und spät erst erlosch der Lichtschein in den langen Reihen der Bullaugen an beiden Bordseiten der „Tacoma", die ruhig und majestätisch ihre Fahrt in der Richtung auf Yokohama fortsetzte. Das Deck, wo sonst in später Abendstunde noch ein fröhliches Leben und Treiben herrschte, war leer, und nur die leisen Schritte der japanischen Marinesoldaten hallten durch die stille Nacht.

Zweimal wurde die „Tacoma" noch mit Scheinwerfern angeblitzt, ein klappernder Lichtspruch mit der Signallaterne von der Kommandobrücke gab aber immer sofort Aufschluß darüber, daß hier bereits das Werk vollbracht sei, worauf dann die strahlenden Lichtkegel der Scheinwerfer lautlos wieder verschwanden und nichts auf der dunkeln Wasserfläche mehr davon Kunde gab, daß unsichtbare Augen überall nach jedem Schiff, dessen Kiel die Wogen durchfurchte, ausschauten. Am anderen Morgen traf die „Tacoma" in Yokohama ein, die Passagiere wurden an Land gebracht, und der Dampfer selbst wurde als Hilfskreuzer in die japanische Flotte eingereiht.

Wie es anging.

Ding — dang — dong .... Ding — dang — dong ... machte die Glocke des Bahntelegraphen .... Ding — dang — dong .... Tom Gardener schaute auf von seiner Arbeit und lehnte die Axt gegen die Wand der niedrigen Wellblechbaracke, die zugleich seine Wohnung und die Station Swallowtown der Oregon Railroad darstellte. „Schon 9 Uhr," brummte er, stopfte aus einer schmierigen Papiertüte seine Pfeife von neuem, setzte sie in Brand und paffte dann blaue Rauchwolken in die klare Luft des heißen Maimorgens. Dann blickte er nach dem Stande der Sonne und konstatierte von neuem, daß seine silberne Nickeluhr stehen geblieben war. Wie ein zufälliger Knoten an einem endlos langen Draht hing dieses wacklige Häuschen an dem schimmernden Doppelbande der Schienen, das von Ost nach West die blumige Prärie durchzog. Es wirkte wie ein lächerlicher Zufall inmitten der weiten Steppenöde, denn irgend ein zureichender Grund dafür, daß der alte Kistendeckel über der Tür die vom Regen verwaschene Inschrift „Swallowtown" trug, war nirgends, soweit das Auge reichte, zu entdecken. Nur ein unweit der Wellblechbude die Schienen kreuzendes breites Band goldgelber Blumen, das sich wie eine zitternde Linie auf der harten Grasnarbe der Steppe nach beiden Seiten in der Ferne verlor, zeigte, daß hier die Radspuren schwerfälliger Wagen den Boden durchwühlt und die Hufe der Pferde ihn zerstampft hatten.

Wenn man dieses seltsame gelbe Zufallsgeleise menschlichen Verkehrs in der tiefen Einsamkeit der Prärie nach Süden verfolgte, so konnte man eine Meile von der Station eine leichte Bodenerhebung bemerken, auf der sich niedriges Gestrüpp und ein hochwucherndes Gewirr von Disteln und Schlingpflanzen erhob:

Swallowtown Nr. I, die Stätte, wo einst ein Dutzend oder mehr Menschen, durch den Zufall zusammengeweht, sich eine Heimstätte gegründet hatten, von deren Schicksal heute niemand mehr etwas wußte. Die kleinen Wellen der großen Völkerbewegung auf diesem Neuboden menschlicher Kultur hatten dann nach ein paar Jahren alles wieder hinweggewaschen, hatten aus irgend einem Grunde die Bewohner der Hütten auf ihrem Rücken mit fortgetragen und sie um einige Meilen weiter nach Süden gespült, wo sie durch einen andern Zufall am Ufer des Flusses hängen geblieben waren. Das einzige Dauernde in diesem Flutwechsel war die Wellblechbaracke am Schienenstrange der Oregonbahn und der vom Regen und Sturm langsam sich auflösende stolze Name „Swallowtown" auf dem Kistendeckel über Tom Gardeners Tür.

Tom Gardener betrachtete wohlgefällig das Werk dieses Morgens, an dem er mit der Axt den seit Jahren hinter dem Stationshäuschen liegenden Baumstamm zu einem Pfahl zurecht gehauen hatte, um ihn dann dort einzugraben, damit die Farmer, wenn sie zur Station kamen, ihre Pferde daran anbinden konnten. Tom war es überdrüssig geworden, den eisernen Ring immer wieder an der Außenwand seiner Bude festzumachen, nachdem ihn die wilden Gespanne seiner Passagiere aus Swallowtown schon viermal herausgerissen hatten, wenn die Tiere beim Herannahen des Zuges scheuten. Vorgestern hatten obendrein Bob Cratchits Pferde dabei ein Brett aus der Hinterwand mit von dannen geführt. Tom hatte das satt; er hatte gestern das Loch vorläufig mit einer blechernen Reklametafel geflickt, so daß nun die Rückseite der Station der Oregonbahn den Bewohnern von Swallowtown, wenn sie mit dem Zuge fortwollten, in schreienden Farben verkündete, daß Millners Pillen am besten gegen Verdauungsstörungen seien. Mittags wollte Tom seinen Pfahl eingraben.

Jetzt ließ er die Arbeit ruhen, um wieder zum Stationsdienst zurückzukehren, wenn in einer halben Stunde der Expreßzug von Pendleton durchkam. Aus alter Gewohnheit blickte er noch einmal halb verloren über das gelbe Wegband nach Süden hin, ob nicht trotz des Sonntags ein Fahrgast von Swallowtown für den eine Stunde später fälligen hier haltenden Lokalzug herüber käme. Er beschattete die Augen mit der rechten Hand und entdeckte nach schärferem Hinsehen tatsächlich ganz weit hinten einen Wagen, auf dem

zwei menschliche Gestalten langsam über die wogende Fläche der blumigen Prärie heranschwammen. Tom brummte und trappste schwerfällig durch das Stationsgebäude, worauf sein Hund, der draußen in der Sonne geschlafen, sich ihm gewohnheitsgemäß anschloß. Tom ging dann eine Strecke an den Schienen entlang und kehrte nach seiner Behausung zurück, vor der nur die niedergetretenen Blumen und Steppengräser erkennen ließen, daß hier ab und zu eines Menschen Fuß den Frieden dieser Einsamkeit durchmaß. Jetzt schien der Hund Witterung von dem rasch heranrollenden Wagen bekommen zu haben und schlug nach dieser Richtung an. Tom schickte ihn ins Haus und machte die Tür hinter ihm zu, worauf der Hund im Innern der Bude wütend zu rasen begann. Fast lautlos über den weichen Blumenteppich der Prärie rollte der Wagen heran. Bald hörte man deutlich das Knarren und Janken des Lederzeugs und das Schnauben der Pferde.

„Hallo, Tom!“ grüßte ihn einer der Männer.

„Hallo, Winston!“ gab dieser zurück. „Wohin?“

„Hinüber nach Pendleton.“

„Kommt zu früh, erst muß der Expreß durch!“ antwortete Tom.

Winston sprang vom Wagen herunter, nahm einen Sack über die Schulter und trat an die Wellblechbude heran.

„Wer ist der Gentleman?“ fragte Tom, mit dem Daumen über die rechte Schulter weisend.

„Nellys Schwager, Bill Parker,“ antwortete der andere kurz.

Nellys Schwager wollte mit dem Wagen schon Kehrt machen und in der Richtung nach Swallowtown zurückfahren, da legte Tom beide Hände wie einen Schalltrichter an den Mund und rief hinüber: „Will der Gentleman mir nicht die Ehre geben, einen Trunk zu nehmen.“

„Allright,“ klang es zurück und Nellys Schwager lenkte die Pferde bis hinter die Station.

„Ja, der Ring ist fort,“ sagte Tom, „den haben mir vorgestern Bob Cratchits Pferde entführt, könnt ihn da draußen wo suchen.“

Bill sprang vom Wagen herunter und machte die Pferde mit einem Strick fest, den er um den von Toms Axt behauenen Baumstamm schlang.

„Kommt Jungens!“ sagte Tom und ging voran in das Haus. Kaum hatte er die Tür geöffnet, so sauste sein Hund

in wilden Sprüngen an ihm vorbei ins Freie, etwa hundert Yards hinter der Station etwas mit allen Lungenkräften anbellend. „Hat wohl einen Goffer (Präriehamster) gewittert," meinte Tom, worauf alle drei in die Hütte eintraten, wo Tom aus einem Wandschranke eine halbgefüllte Whiskyflasche herausnahm und seinen Gästen in einer henkellosen Tasse, einem Rasiernapf und einem Blechbecher einen Trunk kredenzte.

„Noch zehn Minuten," sagte Tom, „dann soll der Expreß kommen," und nun begann der gewöhnliche Schwatz über die alltäglichen Nichtigkeiten des Farmerlebens, über Getreide- und Viehpreise und Jagderlebnisse. Tom horchte inzwischen durch die offene Tür immer wieder hinaus, ob der Zug, dessen Zeit längst vorüber, noch nicht käme, bis der Wind krachend die hintere Tür zuschlug. Bill Parker, der seinerseits jetzt die beiden anderen zu einem Trunk einlud, erzählte, wie er seine Fohlen mit glänzendem Profit losgeschlagen hatte, und Bob erging sich in geheimnisvollen Andeutungen über ein Riesengeschäft, das er morgen in Pendleton vorhabe. Bill hatte ab und zu ein Auge auf seine beiden Pferde, die er gerade durch das Fenster in der Rückwand der Wellblechbude sehen konnte.

Tom warnte: „Laßt sie euch nur nicht durchgehen, wenn der Expreß kommt, so frische Pferde gehen hier meistens auf und davon."

„Gott bewahre," sagte Bill Parker und blickte nochmals durch das offene Fenster hinaus, „aber sie sind merkwürdig unruhig."

„. . . Also zwanzig Dollars wollte er geben?" fragte Tom, das Gespräch von vorhin wieder aufnehmend, nach Bill hinüber.

Der gab keine Antwort und sah aus dem Fenster.

„Let us drink, gentlemen!" ermunterte jetzt Tom, indem er mit seinem Rasiernapf an Bills Blechbecher stieß.

„Entschuldigt einen Augenblick," antwortete der zerstreut, „ich muß zu meinen . . . ."

Bill war aufgestanden und wollte zur Tür, blieb aber wie gebannt halbwegs zwischen dem Tisch und der Tür stehen, den Blick starr auf das offene Fenster gerichtet, wobei seine Augen einen gläsernen Ausdruck annahmen. Die beiden anderen sahen erstaunt auf ihn und folgten seinen Blicken, aber auch sie erschraken jäh, als sie durch das Fenster sahen.

Ja, es war noch dasselbe Fenster wie vorher, und dahinter standen auch noch die beiden stampfenden und schnaubenden Pferde vor demselben Wagen, der vorher dort gestanden hatte. Aber auf dem unteren Rand des Fensters lagen zwei Dinger, wie schwarze, borstige Igel und unter ihrem Stachelfell funkelten zwei Paar feindselige Augen und zwei Gewehrmündungen schoben sich langsam und gleichsam wollüstig zögernd über den unteren Rand des Fensters in das Innere der Bude hinein. In demselben Moment bewegte sich der Türdrücker; die Tür wurde aufgerissen und in dem blendenden plötzlich hereinflutenden Sonnenlicht erschienen zwei andere Kerle in gelbbrauner Kleidung ebenfalls mit Flinten bewaffnet. „Hands up, gentlemen!“ rief der eine von ihnen drohend hinein.

Mechanisch folgten die drei dem Befehl, wobei Tom ganz in Gedanken seinen Rasiernapf mit emporhob, so daß der schöne Whisky ihm am Arme herunter in seinen Rock floß. Tom machte ein furchtbar dummes Gesicht. Bill fand zuerst die Fassung wieder und fragte scheinbar gelassen: „Was wollen die Gentlemen?“, wobei er stillschweigend für sich konstatierte, daß die beiden Kerle in der Türöffnuug Soldatenmützen mit breitrandigem Schirm trugen, wahrscheinlich ein neuer Brigantentrick.

Die da draußen unterhielten sich in einer unverständlichen Sprache, worauf ihr Anführer, der nur mit einer Browningpistole bewaffnet war, in die Hütte hineinfragte: „Wer von den Gentlemen ist der Stationsbeamte?“ Tom senkte seinen Rasiernapf und trat vor, worauf ihm sofort das scharfe Kommando wieder entgegenschallte „hands up!“

Bei diesem Schritt gegen die Tür hatte aber Tom gesehen, daß draußen mindestens ein Dutzend von diesen braunen Gesellen hinter der Wand seiner Wellblechbude stand. Gleichzeitig sah Tom wie sein Hund mit eingezogenem Schwanz draußen herumschlich, an irgend etwas würgend. Er rief den Hund an, worauf dieser auf dem Boden zu ihm hinkroch, anscheinend vergebliche Versuche zum Bellen machend.

„Verfluchte Bande,“ knurrte Tom vor sich hin, „wieder die alte Sache, haben ihm offenbar das Zeug zu fressen gegeben, was den armen Kerl am Bellen hindert.“

Jetzt wandte sich der mit dem Browning an Tom und sagte: „Ist der Expreß schon durch?“

„Nein."

„Nein?" „Er sollte doch um 9.30 passieren." Der Brigant zog seine Uhr, „schon nach 10 Uhr" bemerkte er für sich. „Und wann kommt der Lokalzug von Umatilla?"

„Sollte um halb elf hier sein."

„Der Expreß," begann der andere wieder zu Tom, „passiert also ohne zu halten? Gut. Sie gehen jetzt, als wäre nichts vorgefallen, hinaus und lassen den Expreß vorüber! Die beiden andern bleiben indessen hier im Stationshause, und meine Leute werden dafür sorgen, daß sich niemand rührt. Bei der ersten Bewegung können Sie nur für morgen ihr Begräbnis ansagen."

Die beiden igelborstigen Kerle am Fenster blieben unbeweglich stehen und verfolgten grinsend die Vorgänge in der Hütte. Die beiden Leute aus Swallowtown mußten sich mit hochgehobenen Händen an die Wand gegenüber dem Fenster stellen, wobei die Flintenläufe auf der Fensterbrüstung im Anschlag auf sie gerichtet blieben. Winston hatte Zeit genug gehabt, die beiden Briganten in der Fensteröffnung genau zu studieren, es mochte ihm jetzt wohl etwas davon aufdämmern, um was für eine Sorte von Räubern es sich hier handle; er sagte leise zu Tom: „Es sind Japaner."

Das Wort „Japs" mochte leise gemeint sein, der mit dem Browning hatte es aber doch erhascht. Er wandte sich schnell um und sagte noch einmal in bestimmtem Tone: „Wer sich rührt, ist in derselben Sekunde tot."

Dann ließ er Tom aus der Stationsbude heraustreten, ließ ihn noch zusehen, wie zwei von seinen Leuten den Fensterladen der Hütte, der nach dem Schienengleise ging, öffneten und an der Seite und unten zwei längliche Löcher hineinschnitten, in die sie die Mündung ihrer Gewehrläufe hineinsteckten. Dann wurde Bills Wagen hinter dem Stationshause hervorgeschoben, so daß nur die Pferde noch von diesem gedeckt blieben. Einer von den Kerls hielt die Pferde, damit sie nicht durchgingen, wenn der Zug kam, und zwei Bewaffnete stiegen in den Wagen und kauerten sich dort schußbereit hin, sich mit zwei Strohsäcken nach der Seite des Bahnkörpers gegen Sicht deckend. Dann gab der Anführer Tom noch einmal die Anweisung, er solle wie immer vor dem Stationshause stehen, wenn der Zug herankäme. Sowie er irgend eine Bewegung mache, die den Zug zum Halten veranlassen könnte

oder wenn er überhaupt den Mund aufmache, so werde nicht nur er, sondern auch die Insassen des Zuges das mit ihrem Leben zu büßen haben.

Ding — Dang — Dong . . . machte der Bahntelegraph, Ding — Dang — Dong . . . Der mit dem Browning sah in seinem Notizbuch nach und fragte Tom: „Was ist das für ein Signal? Wo ist der Expreß jetzt?“ Tom antwortete nicht.

„Gehen Sie auf den Bahnsteig!“ herrschte ihn der andre an. Mit einen scheuen Blick den Schienenstrang entlang vergewisserte sich Tom, daß die Stelle hinten, wo die beiden in der Sonne silberhell flimmernden Schienenbänder zusammenflossen, noch leer war. Also noch eine kurze Gnadenfrist. Dann begann er langsam auf und ab zu wandern. Fünfzehn Schritte vorwärts, fünfzehn zurück, achtzehn Schritte vorwärts, zwanzig Schritte zurück. Wenn er dem Zuge entgegenliefe . . . .

„Hallo! Wo wollen Sie hin?“ rief ihn der Führer an, „Sie gehen nicht fünf Schritte über das Stationsgebäude hinaus!“

Fünfzehn Schritte vor, fünfzehn Schritte zurück. Und wenn er nun doch hinüber sprang und an den Schienen entlang lief. Was kam denn auf ihn an, ohne Weib und Kind, einer von Millionen. Ja, er wollte den Mann auf der Maschine anrufen. Und wenn sie schossen, die dort oben hatten auch vielleicht Revolver. Jetzt müßte doch der Expreß kommen, es mußte bald halb elf sein. Swallowtown, las er mechanisch auf dem alten Kistendeckel.

In der Stationsbude war es vollkommen still. Wenn der Zug kam, ob sie treffen würden? Er strich mit den Blicken an den Rändern des alten wackligen Fensterladens hinauf. Da, ein weißer Kerbschnitt in das Holz unten und darüber das Wellblech unauffällig ein ganz klein wenig auseinandergebogen und darunter ein ganz kleiner schwarz-brauner Ring, und da oben am seitlichen Rande wieder eine kleine Lücke. Hier klaffte das Blech etwas stärker auseinander und wieder ein kleiner schwarz-brauner Ring.

Und wenn er dann anrief . . . Er würde anrufen! . . . Dann sprühte aus diesen beiden kleinen schwarz-braunen Ringen ein Feuerstrahl. . . . . Wenn er vorher nur dem Mann auf der Maschine alles zugerufen hatte . . . . . dann mochte es sprühen.

Häßlich solche Wunden auf dem Rücken! In der Schule früher, ganz früher, da hatte wohl jemand einmal erzählt von den Wunden auf dem Rücken und auf der Brust. Die einen waren schimpflich, weil man nämlich auf der Flucht war ... Er war nicht auf der Flucht, er konnte hier retten.

Zitterten die Schienen schon? Noch vier Schritte, dann eine ganz ruhige Wendung, einmal in die Luft gesehen, einmal weit über die Prärie. ... Er wußte ja, daß die Augen hinter den kleinen schwarz-braunen Ringen ihn genau verfolgten. ... Jetzt an dem Schienenstrang entlang ... ganz weit hinten? Nein, noch nichts. Er ging an dem Stationsgebäude vorüber, jetzt die Schienen wieder entlang und sah links über die Prärie in die Luft.

Jetzt fühlte er mit den Blicken an dem Wagen herum, er stand ganz ruhig, da lagen die Säcke. Richtig, zwischen diesen beiden Säcken wieder so ein Igelborsten-Kopf! Was die Kerle nur wollten, woher sie kamen? Japaner hatte Winston gemeint.... War das ein Krieg? Unsinn, wo sollten die Kerle hier über Land soweit herkommen. Neulich hatte einer erzählt, daß man einen Trupp Japaner ganz weit unten in Nevada gesehen habe, sie wären aber bald im Gebirge verschwunden. Das war jetzt acht Wochen her. Waren das dieselben?

Das konnte doch kein Krieg sein. Ein Krieg fing am Ende des Landes an, nicht mitten drinnen. Es sollten ja alles gediente Soldaten sein, die japanischen Einwanderer, so sagte man. Hatten sie denn ihre Waffen mit? Diese hatten sie mit! Jetzt wieder die Wendung. Richtig, da kam der Zug. Hinten hob sich jetzt, ganz weit hinten auf den beiden Schienenbändern, ein schwarzes Viereck, das ganz langsam breiter und höher wurde. Herrgott, wenn die nächsten zehn Minuten doch erst zu Ende wären, wenn man so zehn Minuten aus seinem Leben herausstreichen könnte! Nur zehn Minuten älter! Nur daß man schon von der anderen Seite auf diese zehn Minuten zurücksehen könnte! Nein, man mußte das Schreckliche Sekunde für Sekunde durchleben, durchkosten, man mußte jeden Augenblick mit dabei sein. Was wohl aus den beiden dort drinnen dann würde? Auf die kam es ja schließlich nicht an. Überwältigen konnten sie die anderen nicht, ohne Waffen. Jetzt vielleicht noch Tausend Yards, dann war alles da. Und dann noch Tausend Yards, da war er ent-

weder ein Haufen von Fleisch und Knochen und wußte nichts mehr, oder ....

Jetzt dröhnten die Schienen schon, er hörte ganz von Ferne her das leise Rauschen der heransausenden Masse von Eisen und Stahl. Und nun fing ganz leise aber durchdringend die Glocke der Lokomotive an ... Bim Bim Bim Bilim Bim Bim Bilim Bim Bim ... Er warf noch einen scheuen Blick auf die beiden schwarz-braunen Ringe, noch vier Schritte, er sah noch einmal über den Wagen hin. Das nächste Mal ....

„Stellen Sie sich gerade vor das Stationshaus und lassen den Zug passieren!" tönte es hinter ihm. Mechanisch gehorchte er.

„Näher an das Stationshaus, direkt an die Wand!" Er gehorchte.

Alle Muskeln spannten sich. Wenn er jetzt vorsprang, wenn er vielleicht im sausenden Fluge irgend etwas von dem Zuge erhaschte, irgend einen Türgriff, nur irgend etwas, dann mochten sie schießen. Es dröhnte und sauste in der Luft, er hörte den rasch anschwellenden Donner der Räder auf den Schienen. Dumpf dröhnte die Glocke Bam Bam Bam ... Riesengroß wuchs die Lokomotive und die hinter ihr tosende und polternde Wagenreihe vor seinen weitoffnen Augen empor.

Totenstill war es im Hause, jetzt zitterten die Schienen, jetzt hörte er den sausenden Dampf und das Rasseln des Gestänges, er sah, wie kleine flatternde Dampfstreifen oben um den Kesseldom spielten. Er wandte den Blick nach oben, wie eine schwarze Wand rückte der Expreß heran. Sausen, Poltern und Hämmern auf den Schienen. Ja, er wollte springen, nun war die Lokomotive vor ihm! Der rasche Luftstrom benahm ihm fast den Atem. Jetzt galt es!

Der Maschinist bog seinen Kopf aus der Fensterluke des Führerstandes heraus. Jetzt!! Tom krümmte sich zusammen. Mit einem gewaltigen Sprung übersprang er den schmalen Streifen vor seiner Blechbude und flog wie ein Ball gegen die vorüberrasende Reihe von Türgriffen und Wagen und Stangen und Rädern. Er fühlte, wie seine Hand einen Widerstand fand, überall glatte Wände, glatte Flächen. Da, irgend etwas hatte er jetzt in der Hand! Mit einem gewaltigen Schwung wurde Toms Körper nach links gerissen und schlug mit dem Rücken irgendwo an.

Tom fühlte, wie etwas unten an ihm zerbrach. Wie im Traum hörte er durch den Höllenlärm des rasselnden Eisenwerkes zwei Schüsse knallen.

Zu spät! Tom hing an einem Griff zwischen zwei Wagen und wurde widerstandslos mit fortgerissen. Fast ohne Besinnung hörte er unter sich die Räder unter dem Druck der Bremsen laut aufheulen, wild wurde er hin und her geschleudert. Seine Hand hielt fest wie mit einer eisernen Klammer. Die Räder knurrten, knirschten und brummten unwirsch. Der Zug fuhr langsamer! Gewonnen! Der Zug stand.

Wie leblos fiel Toms Körper zwischen zwei Wagen nieder auf die Schienen. Tom hörte die Tritte vieler Leute um sich, man sprach mit ihm, man fragte. Krampfartig schlossen sich seine Kinnladen zusammen, er konnte nicht sprechen. Er fühlte, wie ein Flaschenhals zwischen seine Lippen geschoben wurde, er trank. Irgendwas Scharfes, irgendwas Krampflösendes war's, was er gierig in sich sog. Und dann schrie er plötzlich hinaus, daß alle entsetzt zurückfuhren: „Japaner haben die Station überfallen."

Erregte Fragen wurden laut. Woher? und wohin? Tom schrie noch einmal: „Rettet die beiden, sie sind im Stationsgebäude eingesperrt!" Es kamen noch mehr Leute. „Schnell, schnell!" rief er, „schieben Sie den Zug zurück, retten Sie die Leute!"

Tom wurde in einen Wagen hineingehoben und fühlte, wie er auf einen weichen Polsterstuhl gelegt wurde. Ein paar Fahrgäste standen um ihn mit Revolvern in der Hand: „Sagen Sie, wo es ist! Sagen Sie, wo die Leute sind!" Langsam fuhr der Zug zurück, langsam glitten die Telegraphenstangen an den Fenstern nach der anderen Richtung vorüber.

Jetzt waren sie da, Tom hörte wildes Geschrei auf dem Bahnsteig. Dann wurde wieder eine Tür aufgerissen und jemand schrie ihn an: „Wo sind die Banditen?" Man hob Tom auf, er konnte nicht stehen, sein rechtes Schienenbein war zerschmettert. Man stützte Tom, man machte eine Tragbahre und trug ihn hinaus. Dutzende von Menschen standen um das Stationsgebäude. Der Wagen war fort, die Pferde waren fort. Wohin? Die weite Öde der Prärie gab keine Antwort. Ja, man sah im Sande noch die Fußspuren vieler Leute, wenigstens ein Beweis, daß Tom nicht geschwindelt. Er zeigte die von den Banditen ge-

schnittenen Lücken in den Fensterläden, erzählte ein Dutzend Mal den ganzen Hergang, bis ihn wieder eine Ohnmacht umfing. Alles war leer, ihm selber kam das Ganze wie ein wüster Traum vor, wie eine wilde Phantasie aus einem Räuberroman, als er eine halbe Stunde später mit dem Expreß in dem bequemen Pullmanwagen nach Umatilla fuhr, um dort seine Erlebnisse noch einmal zu wiederholen, damit von dort aus die freilich ziemlich aussichtslose Verfolgung der Banditen unternommen werden konnte.

Das Echo in New York.

Walla Walla, den 7. Mai.

Heute morgen um 10 Uhr wurde die Station Swallowtown an der Oregonbahn von Banditen überfallen. Sie besetzten die Station, um den Expreßzug nach Umatilla anzuhalten und auszurauben. Der Stationsbeamte vereitelte durch seine Entschlossenheit diesen Plan, da er auf den vorüberfahrenden Zug sprang und die Passagiere warnte. Leider gelang es den Banditen zu entkommen. Die Polizei aus Umatilla hat ihre Verfolgung aufgenommen. Es heißt, daß die Mehrzahl der gut bewaffneten Bahnräuber Japaner gewesen seien.

In dieser Form übermittelte der Draht den Überfall der Station Swallowtown nach New York, und als John Halifax um Mitternacht das Redaktionsbureau des „New-York Daily Telegraph“ aufsuchte, um das während des Sonntags eingelaufene Depeschenmaterial für die Morgenausgabe des Blattes zu bearbeiten, machte ihn sein Chef ganz besonders auf die Schlußbemerkung in der Meldung aufmerksam und wünschte im Anschluß daran einige Betrachtungen über die Gefahr der japanischen Einwanderung, die anscheinend wieder ungehindert über die mexikanische und kanadische Grenze hereinflute. John Halifax hätte lieber einige Betrachtungen über die Notwendigkeit der Nachtruhe für Zeitungsmenschen angestellt, machte sich aber dann mit einer stillen Wut über diese Strauchdiebe, die das doppelte Verbrechen der Sonntagsentheiligung und des Bahnraubes begangen hatten, an die Arbeit.

Aber kaum hatte er unter der Überschrift „Japanische Banditen — eine Gefahr nicht mehr an der Grenze, sondern im Herzen des Landes“ mit seinem Artikel begonnen und war gerade

daran, von dem düsteren Hintergrunde des Treibens dieser Räuberbande Toms wackere Tat sich umso heller abheben zu lassen, als ihm ein Pack weiterer Depeschen auf den Tisch gelegt wurde. Mürrisch wollte er ihn mit dem Arm beiseite schieben, als sein Blick auf das obenauf liegende Telegramm fiel, welches mit den Worten begann: „Heute morgen um 10 Uhr wurde das Stationsgebäude in Connel (Wash.) von Räubern überfallen, die ...." „Donnerwetter," sagte John Halifax, „das scheint einen Zusammenhang zu haben, denn in Connel hat man es anscheinend auch auf den Expreß abgesehen gehabt." Er blätterte weiter, die nächste Meldung begann wieder: „Heute morgen um 11 Uhr ...." dann folgten zwei weitere: „Heute Mittag um 12 Uhr ...." und überall handelte es sich um das meist erfolgreiche Aufhalten von Eisenbahnzügen. John Halifax stand auf und ging mit dem ganzen Bündel Depeschen an die an der Wand hängende Karte und markierte mit Bleistift die Stellen, wo die verschiedenen Überfälle stattgefunden hatten. Das ergab eine unregelmäßig im Staate Washington von Norden nach Süden verlaufende Linie, auf der diese anscheinend doch zusammenarbeitenden Banden von Eisenbahnräubern gleichzeitig ihr Werk begonnen hatten. Nirgends war man der Räuber habhaft geworden.

John Halifax versenkte seinen angefangenen Artikel wieder in den Papierkorb. Er begann dann von neuem unter der Überschrift: „Eine Bande von Eisenbahnräubern in Washington an der Arbeit" und zählte zunächst die Orte auf, wo diese Korporation von Bahnräubern die Züge angefallen hatte. Es wurde ein schwungvoller Artikel daraus, der mit der Mahnung an die Polizeibehörden in Washington und Oregon schloß, schleunigst dem Unwesen, nötigenfalls unter Mitwirkung der Militärposten, ein Ende zu machen und den Banditen nachdrücklichst das Handwerk zu legen. Während John Halifax schrieb, teilte draußen der elektrische Projektionsapparat in Flammenschrift diese Meldungen den Einwohnern New Yorks mit, die noch in später Nachtstunde die Straßen durcheilten.

John Halifax überlas noch einmal das Ganze und war zufrieden, zufrieden damit, daß der „New York Daily Telegraph" seinen Lesern Montag früh mit einer faustdicken Sensationsmeldung aufwarten konnte. Als John Halifax zu Ende war, fiel es ihm auf, daß alle diese Überfälle sich gegen Eisenbahnzüge

gerichtet hatten, die von Westen nach Osten fuhren, und daß nur in Swallowtown ein Zug in der Richtung von Osten nach Westen angefallen war. Er wollte zum Schlusse noch eine tiefsinnige Bemerkung über diese Tatsache machen, vergaß es aber wieder, gähnte, warf seinen Artikel in den Kasten neben seinem Schreibtisch, tippte auf einen Knopf, worauf der kleine Lift lautlos das Halifaxsche Geistesprodukt in sich einschlürfte; dann gähnte der Verfasser noch einmal, ging noch hinüber zu seinem Chef, sagte ihm, daß er fertig sei, knurrte einen unwirschen „Guten Morgen“ und ging dann heim.

Als er das Redaktionsgebäude verließ, sah er dort dasselbe Schauspiel, welches er seit Jahren Nacht für Nacht erlebt hatte: drüben auf der anderen Seite der Straße ein Haufen Menschen, die den Kopf im Nacken zu der weißen Glasscheibe hinaufstarrten, auf der gerade von neuem in Riesenschrift die Nachricht erschien, wie Tom durch seinen kühnen Sprung den Zug gerettet hatte. Die Schlußbemerkung, daß es sich um japanische Räuber gehandelt habe, löste kräftige Verwünschungen gegen die „damned Japs“ aus.

Lautlos und unermüdlich zeichnete hoch oben in der Luft der Projektionsapparat in schwarzen Lettern eine Meldung nach der anderen auf die riesige weiße Fläche, einen Eisenbahnüberfall nach dem anderen. Von der lebendigen Maschine aber, die im fernen Westen langsam ein Kettenglied an das andere fügte, die mit der Genauigkeit eines Uhrwerkes arbeitend, um diese Stunde schon drei Staaten der Union durch eine undurchdringliche Scheidewand abgetrennt hatte und das Licht dreier Sterne aus dem blauen Felde der Unionsflagge auslöschte, von dieser unheimlichen Maschine hatte weder John Halifax eine Ahnung noch die späten Wanderer auf der Straße, die gegenüber der Stelle, wo sich die schwarzen Umrisse des Zeitungsgebäudes gegen den von huschenden Wolken überschatteten hellen Nachthimmel abzeichneten, noch eine letzte Sensation mit auf den Heimweg nehmen wollten. Erst am nächsten Morgen sollte man erfahren, was diese ersten flammenden Wetterzeichen zu bedeuten gehabt hatten.

* * *

Um 10 Uhr rasselte und lärmte der Telephonapparat neben John Halifax' Bett. Er ergriff den Hörer und brummte einen Fluch, als er die unwillkommene Nachricht vernahm, wichtige Depeschen machten seine Anwesenheit auf der Redaktion erforderlich. „Nun, die Eisenbahnräuber könnte eigentlich Harry Springley weiter verarbeiten, dazu braucht man mich doch nicht. Aber der Mensch weiß sich wahrscheinlich wieder nicht zu helfen.“ Als John Halifax eine Stunde später wieder die Redaktion des „New-York Daily Telegraph“ betrat, fand er seine Kollegen in hellster Aufregung. An dem lauten Wortwechsel im Konferenzzimmer erkannte er sofort, daß etwas Außergewöhnliches vorliegen müsse. Sein Chef klärte ihn schnell darüber auf, daß vor einer Stunde die inzwischen durch Extrablatt verbreitete Nachricht eingetroffen sei, daß nicht nur alle Meldungen von der Westküste, insbesondere von San Franzisco fehlten, sondern daß auch der kanadische Telegraph die merkwürdige Nachricht übermittelt habe, daß am gestrigen Sonntag in Port Townsend ein fremdes Kriegsgeschwader beobachtet worden sei, welches durch den Puget Sound seine Fahrt auf Seattle fortgesetzt habe. Außerdem war von Walla-Walla aus gemeldet worden, die Drahtverbindung mit Seattle, Tacoma und Portland sei seit Sonntag Mittag unterbrochen. Eine Anfrage über den kanadischen Telegraphen nach Seattle und Tacoma sei ebenfalls vergeblich gewesen, andererseits meldete Ogden, daß von Westen, aus der Richtung von San Franzisco, seit Sonntag Mittag alle Züge ausgeblieben seien und daß der Mittagsexpreß diesseits Reno von Banditen überfallen worden sei, unter denen man wiederum Japaner bemerkt haben wollte.

John Halifax dachte an gestern Abend, wo schon in der ersten Meldung über Toms Abenteuer von Japanern die Rede gewesen war und blitzschnell fügte sich in seinen Gedanken eine Nachricht an die andere, und nachdem er auf dem Extrablatt die einzelnen Meldungen rasch überflogen hatte, sagte er nach kurzem Zaudern mit einer ihm selber seltsam hart erscheinenden Stimme leise und bestimmt zu seinem Chef: „Ich denke, das ist der Krieg.“ Der schlug in seiner burschikosen Weise John Halifax mit der Faust zwischen die Schulterblätter und rief ihm dröhnend zu: „John Halifax, wir führen doch keinen Krieg gegen die Japaner.“ „Aber sie gegen uns,“ versetzte John Halifax.

„Glauben Sie an einen japanischen Überfall?“ fragte der Chef, John Halifax mit großen Augen anstarrend.

„Glauben, oder nicht glauben,“ sagte dieser, „darauf kommt es nicht an.“

„Ja, die japanische Flotte liegt vor unserer Westküste, daran ist wohl kein Zweifel möglich,“ mischte sich ein anderer Kollege ein.

Halifax blickte auf. „Und steht mitten in unserm Lande.“

„Die Flotte?“ witzelte Harry Springley.

„Nein, der Feind,“ antwortete Halifax kühl, „die sogenannten Banditen,“ ergänzte er dann ironisch.

„Aber wenn Sie wirklich meinen? ....“ fing der Chef wieder an, „dann ist es ja ein Riesenplan. Wenn Sie glauben, daß die Banditen, die Japaner ....“ verbesserte er sich.

„Die japanischen Vorpostenlinien,“ warf Halifax dazwischen.

„Nun ja, die japanischen Vorpostenlinien, wenn die bereits alle Eisenbahnverbindungen nach dem Westen unterbrochen haben, dann steht der Feind ja nicht mehr an der Küste, sondern ...“

Wieder eine neue Meldung, ein Stenograph stürmte mit ihr ins Zimmer. Der Chef überflog sie und gab sie Halifax, der nahm das Papier in beide Hände und während alles um ihn verstummte, las er laut folgende Depesche aus Denver vor:

„Nach vorläufig unbestimmten Meldungen handelt es sich bei dem Überfall auf Eisenbahnzüge am Sonntag nicht um zufällige Taten von Räuberbanden sondern um das plötzliche und ganz unerklärliche Auftauchen geschlossener japanischer Truppenkörper im Lande. An der Union Pacific sollen nicht nur einzelne Stationsgebäude, sondern bereits ganze Städte von feindlichen Abteilungen besetzt worden sein, wobei die Einwohner völlig überrascht wurden, so daß an keinen Widerstand mehr gedacht werden konnte. Ein Gerücht will wissen, daß es in San Franzisco zu einem Kampfe zwischen japanischen Schiffen und den Küstenwerken gekommen sei. Das gemeinsame Zusammenarbeiten aller einzelnen Abteilungen an den Bahnlinien dürfte den Westen der Union zurzeit völlig vom Telegraphenverkehr abgeschnitten und außerdem sämtliche Eisenbahnlinien unterbrochen haben.“

In John Halifax' Händen zitterte das Papier der Depesche, er strich sich durch die Haare und sah dann seinen Chef an. Der

wiederholte nur tonlos Halifax' Worte von vorhin: „Meine Herren, das ist wirklich der Krieg."

John Halifax raffte die Depeschen zusammen und ging schweigend in sein Zimmer, wo er sich schwerfällig an seinem Schreibtisch niederließ und den Kopf voll wirbelnder Gedanken stumm in die Hände stützte, schweigend vor sich hinblickend. „Das ist der Krieg," wiederholte er leise. Dann griff er mechanisch zur Feder und wollte schreiben, aber nichts, kein Wort, keine Zeile entstand unter dem Eindruck dieser tobenden Empfindungen. Unfähig, einen Satz zu konstruieren, malte er Kreise und sinnlose Figuren auf die weiße Papierfläche, sah gleichgültige Worte entstehen, strich sie wieder aus und sagte nur immer wieder: Das ist der Krieg.

Draußen auf den Korridoren hasteten Leute vorbei, jemand faßte an den Türgriff seines Zimmers, er stand auf und schloß ab. Er setzte sich wieder hin. Durch die weit geöffneten Fenster wehte die frische, sanfte Luft herein und das dumpfe Brausen der Volksmenge, die sich bereits in unabsehbaren Massen auf der Straße staute, scholl minutenlang anschwellend und dann wieder nachlassend herauf. In Gedanken sah John Halifax überall fern im Westen die emsigen, betriebsamen Asiaten den Boden seines Vaterlandes wie mit einer gelben Flutwelle überschwemmen. Er sah die grauen Schiffe Togos mit dem Sonnenbanner Nippons die Fluten des Pacific durchfurchen und er sah das riesengroße, farbenfrohe Bild des gewaltigen Völkerringens, er sah auf den Steppenweiten der Prärie die Kriegsgeschwader gegeneinander prallen, er sah in der Sonne flimmernde Bajonette und sah blinkende Reitermassen über das kahle Blachfeld dahinrasen. Er sah hoch oben in der Luft über den Riesenharsten beider Heere, die knirschend gegeneinanderfuhren, die weißen Rauchwirbel platzender Geschosse, er sah das gigantische Drama des Völkerkrieges heraufziehen, unter dem die Erde in ihren Fugen bebte, und in glühender Begeisterung griff er jetzt zur Feder, jetzt hatte er sich wiedergefunden.

Da versank das alles in Staub, es war, als ob die Sonne verlösche, ein dunkler, kalter Schatten fiel über das leuchtende Phantasiebild, in aschgrauer Dämmerung verblaßten die Farben, und schwer fiel es John Halifax auf die Seele, daß es ja nicht ein Krieg, irgend ein Krieg, nein, daß es sein Krieg, der Krieg

seines Volkes sei, ein bitteres Ringen, in das man schlecht gerüstet hineingehen mußte. Da fröstelte es John Halifax und der sturmerprobte Mann legte den Kopf auf beide Arme und weinte bitterlich. Die seelische Erschütterung war zu groß gewesen, und vergeblich rüttelte man an seiner verschlossenen Zimmertür. Es dauerte eine ganze Weile bis John Halifax seine Fassung wiedergewann. Dann hob er stolz und tapfer das Haupt und ging festen Schrittes zur Tür und traf draußen mit der Ruhe eines schlachtgewohnten Feldherrn seine Anordnungen für den Redaktionsbetrieb.

Vater und Sohn.

Mr. Horace Hanbury wanderte ruhelos in seinem Arbeitszimmer auf und ab und blieb dann vor der riesigen Karte an der Wand stehen, die langen Linien der Pacificbahnen über das Felsengebirge aufmerksam verfolgend. „Ob Harriman verkaufen wird? Nein, er wird kaufen, selbstverständlich wird er kaufen, gehörte auch sonst ins Irrenhaus. Natürlich wird er kaufen und Gould und Stillman werden auch kaufen. Na, 's wird heute eine schöne Rauferei in Wall Street geben.“ Er paffte aus seiner kurzen Pfeife gedankenvoll vor sich hin, dann griff er wieder in den raschelnden Haufen der auf seinem Schreibtisch liegenden Papierschlangen des Ferndruckers mit den letzten Depeschen aus dem Westen und ließ einige noch einmal prüfend durch die Finger gleiten.

„Scheint ja ein ganz verteufelt schlauer Plan von den Gelben zu sein. Alle Bahnen einfach abgegurgelt! Die Kerle imponieren mir, haben doch seit 1904 gelernt.“ Er warf sich in den breiten ledernen Klubsessel und studierte noch einmal den Kurszettel von Sonnabend, ging dann wieder an die Karte, markierte einzelne Punkte auf ihr mit Blaustift und verband sie durch eine lange Linie, die die Pacificstaaten Washington, Oregon, Californien vollständig und von Nevada und Arizona große Distrikte nach Osten abschloß. Dann ließ er seine Uhr repetieren und drückte auf einen der elektrischen Knöpfe an seinem Schreibtisch.

Lautlos öffnete sich die Tür, und ein Inder in der bunten, farbenprächtigen Tracht seines Heimatlandes erschien vor Mr. Hanbury

mit verschränkten Armen eine tiefe Verbeugung machend. „Wenn Mr. Gerald Hanbury zurückkehrt, sag ihm, ich bäte ihn, sofort hierher zu kommen!“ Der Inder verschwand, und Mr. Hanbury setzte sich mitten auf die Platte seines Schreibtisches, verschränkte die Arme unter seinen Knien und baumelte mit den Füßen, dabei den Rauch seiner Pfeife durch die Zähne stoßend. „Wenn mir der Junge mit seinen verrückten Weltbeglückungsideen nur keinen Strich durch die Rechnung macht . . . Ach, Gerald, da bist Du!“

„Vater, Du hast mich rufen lassen?“

„Setz Dich dahin, mein Junge,“ sagte der Alte und deutete auf einen Sessel, blieb aber selbst auf seinem Schreibtisch sitzen.

Der Sohn war vollkommen das Ebenbild seines Vaters, dieselbe schlanke, sehnige Gestalt, dieselben scharf blitzenden Augen, derselbe energische Zug um den Mund.

„Nun, Vater, was sagst Du?“

„Ja, was sage ich? Was sagst Du?“

„Ist es nicht entsetzlich, dieser plötzliche Überfall unsres Landes! Ist es nicht entsetzlich, daß uns dieser Krieg wie ein Dieb über Nacht überrascht und drei Staaten schon in der Hand des Feindes sind?“

„Kriegen wir schon wieder,“ sagte der Alte gelassen.

„Hast Du schon den Mobilmachungsbefehl gelesen?“

„Gelesen nicht, brauch ihn auch nicht erst zu lesen.“

„Vor drei Wochen, sagte mir eben Colonel Smiles, wäre es nicht möglich, unser Heer nach Westen zu dirigieren. Von der Flotte ist glücklicherweise ein Geschwader, wohl ein Dutzend Schiffe, an der Westküste und wird die Japaner im Rücken angreifen.“

„Wenn es dazu noch Zeit findet,“ ergänzte der Alte. „Na, kurz und gut, diese Sorge müssen wir anderen Leuten überlassen. Das ist nicht unser Geschäft, das mögen sie in Washington besorgen. Der Krieg ist für die Staaten eine rein finanzielle Frage, und daß wir ihn zehnmal länger aushalten können als die gelben Affen, das liegt doch auf der Hand, und daß wir finanziell alles mobilisieren werden, das bedarf keiner Frage. Der Kongreß wird es hierbei an sich nicht fehlen lassen. Und die Zeichnung auf die Kriegsanleihe wird schon zeigen, daß wir wenigstens auf dem einen Gebiet gerüstet sind. Lassen wir das jetzt. Es handelt sich für uns darum, was werden w i r tun. Was denkst Du, was aus unserem Fabrikunternehmen während des Krieges werden soll?“

„Natürlich weiter arbeiten, Vater."

„Weiter arbeiten, das heißt Überproduktion treiben. Weiter arbeiten heißt auf Lager arbeiten. Weiter arbeiten heißt Werte schaffen, die uns niemand abkaufen wird. Panzerschiffe, Geschütze, Pulver, Uniformen, Gewehre, alles das wird heute gebraucht, auch Schnaps wird gekauft und Brot wird gebacken, auch der Fleischtrust wird immens verdienen. Aber meinst Du, daß uns die Regierung der Vereinigten Staaten unsere Klaviere abkaufen wird, um ihren Soldaten Musik zu machen?"

„Aber unsere Arbeiter?" wandte Gerald ein.

„Ja, die Arbeiter," sagte der Alte, schnellte sich mit energischem Schwung von der Tischplatte herunter und stellte sich, die Hände in den Taschen, vor seinen Sohn breitbeinig hin: „Unsere Arbeiter, da sind wir ja wieder bei Deinem Lieblingsthema, dem Du Dein ganzes Interesse und Deine ganze Arbeit widmest. Unsre Arbeiter!" Der Alte bugsierte seine Pfeife in den rechten Mundwinkel. „Unsere Arbeiter, mein Junge, die werde ich entlassen und die Bude zumachen, mehr können wir gar nicht verdienen, als wenn wir die Maschinen stoppen. Außerdem braucht unser Staat jetzt Soldaten, aber keine Arbeiter. Mögen Deine lieben Arbeiter die Knarre auf die Schulter nehmen und nach Westen marschieren. Mir hat, als ich noch so jung war wie Du und mit 150 Dollar anfing, auch kein Mensch eine Altersversorgung und Invalidenversorgung und eine Arbeitslosenunterstützung und wie all der neumodische Trödel heißt angeboten. Wir sollen die Energie in den Leuten stärken, aber ihnen keine Schlummerrollen stopfen. Wer ein rechter Kerl ist, frißt sich jetzt auch durch."

„Vater!" Der junge Mann sprang von seinem Sessel auf und stand dem Alten mit der ganzen idealen Begeisterung der Jugend gegenüber.

„Bitte, willst Du nicht Platz nehmen," antwortete der Alte kühl, „so etwas macht sich besser im Sitzen."

„Nein, Vater, dabei kann ich nicht ruhig bleiben. Es handelt sich um die Existenz von 4000 Arbeitern und ihren Familien."

„Wovon ich 3000 heute mittag entlassen werde," unterbrach ihn der Alte bestimmt.

„3000 Arbeitern, fleißigen, ruhigen, treuen und zuverlässigen Arbeitern willst Du den Bettelstab in die Hand drücken, Vater! Das ist Barbarei, das ist ein Verbrechen. In guten Zeiten haben

die Leute zu uns gehalten. Jetzt, wo der Absatz unserer Fabrikate vielleicht," er betonte noch einmal, „vielleicht stocken wird, willst Du die Produktion einfach einstellen, willst Du die Maschinen stehen lassen!"

„Höre mal, mein Junge, ich bin keine Volksversammlung. Solche Redensarten mögen sich auf der Rednertribüne ganz hübsch machen; wo wir hier aber unter uns sind, bitte keine Volksreden! Hier handelt es sich darum, sollen wir dran glauben, oder sollen die dran glauben. Da bin ich denn doch mehr dafür, daß die dran glauben. Meinst Du, ich habe mein Leben lang geschafft und mich abgerackert, um jetzt aus unserer Fabrik ein Arbeiterversorgungsheim zu machen. Nee, mein Junge, diese Liebhaberei kann ich mit Dir nicht teilen."

„Aber Vater, Kapital und Arbeit . . ."

„Lassen wir doch diese dummen Phrasen," fiel ihm der Alte, jetzt ärgerlich werdend, ins Wort, „Dein Karl Marx und Henry George, und wie die Leute alle heißen, mögen drüben in Deiner Bibliothek, mögen sich ja ganz gut auf dem Bücherbrett ausnehmen, aber im praktischen Leben wollen wir die Sachen doch nach meiner Erfahrung und nicht nach Deinen Büchern regeln. Ich erkläre Dir als Leiter und Inhaber unseres Unternehmens, daß ich heute mittag um 12 Uhr in der Fabrik bekannt machen lasse, daß wir infolge des unverhofften Krieges . . . . nun und dann ein paar Redensarten von Verteidigung des heiligen Bodens und patriotischen Interessen . . . . daß wir da gezwungen sind, 3000 Arbeiter zu entlassen. Der Lohn wird noch, na, sagen wir zwei Wochen, weiter gezahlt, dann raus mit der Bagage, Bude zugemacht und die letzten tausend mögen den Kram, das heißt, die vorliegenden Aufträge noch erledigen und was noch einläuft. Und kommt nichts mehr, dann stehen alle Räder still. Inzwischen werde ich 100 000 Dollar auf die Kriegsanleihe zeichnen und dann für Deine Mutter, Deine beiden Schwestern, für mich und hoffentlich auch für Dich einen Platz auf einem Lloyddampfer belegen, Extrakabinen mit allen möglichen Chikanen, und dann gondeln wir ab, nach dem alten Europa hinüber. Riviera — nein, da waren wir schon, ist auch jetzt zu heiß, na, sagen wir Norwegen oder Tirol. Jedenfalls raus aus diesem im übrigen außerordentlich angenehmen Lande. Wollen uns doch die Sache lieber von der Rückseite besehen. Ich hoffe, wie gesagt, sehr be-

stimmt, daß sich mein einziger Sohn und späterer Erbe dem Transport anschließen wird, wenn er nicht etwa Lust hat, als Leutnant unserer glorreichen Armee den Säbel gegen den Feind zu ziehen. Das ist mein fester Entschluß und mein letztes Wort, oder glaubst Du, daß einer unserer Freunde aus der Hochfinanz etwas Besseres weiß?"

„Vater, ich hätte nie gedacht, daß Du so hart über Menschenschicksale denken kannst, daß Du mit einem Federstrich die Existenz von Tausenden vernichten würdest. Ich stehe Deiner Auffassung von Zusammenhalten zwischen Fabrikherrn und Arbeitern vollkommen verständnislos gegenüber, das soziale Gewissen. . . ."

„Hör mal, mein Junge," sagte der Alte, trat an seinen Sohn heran und legte ihm begütigend die Hand auf die Schulter: „Ich habe Dir stets volle Freiheit gelassen mit all Deinen Ideen, und Du weißt, wie weit wir in unserm Unternehmen mit allen möglichen Dingen den Arbeitern entgegengekommen sind, jetzt heißt es aber: wir oder sie. In Friedenszeiten sind solche hübschen sozialen Ideen, wie Du sie in Deinem Garten ziehst, ganz famos, geben dem Mann ein gewisses Ansehen, man redet von ihm. Netter Kerl, versteht die Forderungen seiner Zeit. Aber das hat alles seine Grenze. Der eine hat die Liebhaberei und der andere die. Der eine hält sich Rennpferde, der andere hat eine Dampfjacht, der wieder geht im Polo oder Cricket auf, aber das darf alles nicht ausarten. Wenn der Rennstallbesitzer zum Jockey wird, so ist er kein Geschäftsmann mehr und wenn einer, der eine Rennjacht hat, nur noch am Start lebt, ist er auch kein Geschäftsmann mehr, und schließlich vom Geschäft will man ja leben. Du hast Dir Deine Arbeiter als Sport ausgesucht, auch das hat eine Grenze. Wenn wir nämlich unsere mühsam erworbenen Millionen heute in sozialen Ideen verputzen, da können wir nach zwei Jahren wieder von vorne anfangen. Ob mein Genie dann noch ausreicht, wieder einen neuen Klavierhammer zu erfinden, weiß ich nicht, und ob Du mit Deinen Ideen irgend eine Weltbeglückungsgeschichte erfindest, bei der Du reicher anstatt ärmer wirst, weiß ich auch nicht. Ergo machen wir die Bude zu. Zum Abschied bei Hoboken „Yankee doodle" und bei der Freiheitsstatue „star spangled banner" und dann hinaus! Läßt sich nachher die Sache absehen, können wir ja immer wieder kommen, aber vorläufig ist das mein letztes Wort: Heute mittag hängt an den Toren unserer Fabrik und in

allen Sälen der Anschlag: 3000 Arbeiter sind entlassen, Lohn wird noch zwei Wochen weiter gezahlt und dann Schluß. Apropos, kommst Du heute auf die Börse?"

„Vater, mir ist nicht nach Börse zumute. Wenn das Dein letztes Wort ist, so ist mein letztes — ich bin Teilhaber in Deiner Fabrik."

„Ja, Gott sei's geklagt," sagte der Alte.

„— und verfüge demzufolge heute über meinen Anteil an unserm Unternehmen. Ich erkläre Dir hiermit, daß ich heute aus meinem mir einst zufallenden Erbteil die Summe beanspruche, um vorläufig ein Jahr lang den Arbeitern, die Du entlassen willst, ihren bisherigen Lohn weiterzuzahlen, soweit die unverheirateten Arbeiter nicht in die Armee eintreten."

„Nee, mein Junge, das machen wir nicht, ich bin der Leiter des Unternehmens. Nach unserem Vertrage bei Deiner Großjährigkeit kannst Du, sobald Du aus unserm Unternehmen ausscheidest, die Summe von einer Million verlangen. Die steht Dir heute mittag bei unserm Bankhause zur Verfügung, mehr nicht. Was Du damit anfängst, ist mir gleichgültig, aber wenn man Geld zum Fenster hinaus wirft, will man es wenigstens klappern hören."

„Vater. das kann nicht Dein letztes Wort sein, sonst sind wir geschiedene Leute."

„Gut, mein Junge, scheiden wir bis zum Diner. Ich hoffe Dich heute abend bei besserer Stimmung im Familienkreise wiederzufinden. Was inzwischen in unserer Fabrik geschieht, habe ich Dir ja gesagt, das weitere wegen unserer Abreise können wir heute abend mit der Mutter besprechen. Nun laß mich allein, ich habe mich für Wall Street zu rüsten!"

Lautlos fiel hinter Mr. Hanbury junior die Tür ins Schloß. „Verteufelter Junge," sagte der Alte, „imponieren tut er mir doch. Vor dreißig Jahren hatte ich auch solche Ideen, aber wo sind die geblieben!" Er sann einen Augenblick nach, strich sich über die Stirn, raffte sich dann plötzlich auf und sagte kurz: „Nun ans Geschäft!" Er drückte auf einen Knopf an seinem Schreibtisch, sein Prokurist trat herein, und die Unterredung, die die beiden alten Herren nunmehr führten, gehörte ausschließlich der kommenden Schicksalsstunde in Wall Street.

Eine Nacht in New York.

Der „New York Daily Telegraph“ hatte bereits sieben Ausgaben und unzählige Extrablätter veröffentlicht, doch war der wirkliche Inhalt aller Nachrichten außerordentlich gering, es waren in der Hauptsache nur Gerüchte, die wie fernes Wetterleuchten am westlichen Horizont aufflammten. Nachrichten, von denen man nicht einmal genau sagen konnte, woher sie stammten. Über den Pacificstaaten lagerte eine dunkle Wolkenbank, die alles jenseits der Unterbrechungsstellen der Bahnlinien verhüllte. An jenen Punkten mußte man die Spitzen der japanischen Vorpostenlinie vermuten, und diese schien sich, je mehr sich durch die Arbeit des Telegraphen die Situation aufhellte, immer weiter nach Osten vorzuschieben. Zu einem ernsten Kampfe war es fast nirgends gekommen. Das überraschende Erscheinen der japanischen Truppen, die wie aus dem Boden gewachsen plötzlich dastanden, hatte jeden Versuch zu einem erfolgreichen Widerstand schon im Entstehen gelähmt.

Nach den ersten vagen Gerüchten über Kämpfe bei San Franzisco, Port Townsend und Seattle verstummten diese Nachrichtenquellen vollständig. Woher diese Massen des Feindes gekommen waren, blieb nach wie vor rätselhaft. Das war ja auch schließlich gleichgiltig, es galt schleunigst Verteidigungsmaßregeln zu treffen.

Aber der Heeresapparat in Washington arbeitete langsam, und die von dort eintreffenden Nachrichten beschränkten sich auf die Erklärung, daß die regulären Truppen sofort nach dem Westen in Marsch gesetzt werden sollten, daß der Präsident die Reserven bereits einberufen habe, daß der Kongreß am 11. Mai sich versammeln werde, und daß er weitere Maßregeln treffen solle, um die Miliz auf den Kriegsfuß zu bringen und eine Freiwilligenarmee zu schaffen. Die reguläre Armee! Drei Staaten und mehr schieden mit ihren Cadres, mit ihrer Besatzung der Küstenbefestigungen schon aus. Was war aus ihnen geworden? Hatten sie sich hinter der Front des Feindes noch halten können? Was war aus den Philippinen, was war aus Hawai geworden? Wo war die Flotte? Auf alle diese Fragen gab es keine Antwort, da der Telegraph schwieg. Weil man die Stärke des Feindes nicht kannte und nicht kennen konnte, wenn man sich nicht auf die unzuver-

lässigen, vielleicht gefälschten, Angaben der landläufigen militärischen Statistiken über die japanische Heeresmacht beschränken wollte, — war das überhaupt das japanische Heer? Eine Invasionsarmee? Konnte sie nach der Landung schon soweit nach Osten vorgedrungen sein? — so rechnete die Presse wenigstens die noch zur Verfügung stehenden amerikanischen Streitkräfte außerhalb des Invasionsgebietes auf und machte ziemlich ungeschickte Berechnungen, wann und in welcher Weise die Truppen an den Feind herangebracht werden konnten. Ach, dieser Optimismus hielt nicht lange vor und überzeugte auch schließlich niemanden.

Eine andere Frage war es, wie sich die Bevölkerung zu dieser plötzlich hereinbrechenden Gefahr stellte und welche Haltung vor allem die großen Massen der fremden Volksteile in der Union einnehmen würden. Jetzt, wo man an sie zur Verteidigung ihrer neuen Heimat appellierte, war es von Wert, zu wissen, wie sich die Deutschen, die Iren, die Skandinavier, die Italiener und die verschiedenen slavischen Völker auf dem Boden Nordamerikas mit dem Kriege abfinden würden. Daß die beiden großen politischen Parteien, die Republikaner und Demokraten, einmütig zusammenstehen würden unter dem Drucke der gemeinsamen Gefahr, war natürlich sicher.

Francis Robertson, der bekannte Reporter des „New York Daily Telegraph" — wegen der stets unruhig flatternden Flügel seines Mantels hatte er den Beinamen „Flying fish" erhalten — war den ganzen Tag über weidlich herumgehetzt worden. Kaum hatte er die Eindrücke von seiner letzten Erkundigungsfahrt aus seinem Stenogramm in die Schreibmaschine diktiert, so wurde ihm um 7 Uhr abends der Auftrag, eine neue Exkursion durch die Straßen und die Zentren der verschiedenen nationalen und politischen Vereinigungen anzutreten. Binnen fünf Minuten bewältigte er in dem Grill-room eines ein paar Häuser entfernt liegenden Restaurants ein Beefsteak, das anscheinend aus einem Stück Nilpferdhaut angefertigt worden war, und bestieg dann sein Automobil. An der Ecke der neunundzwanzigsten Straße gab er dem Chauffeur die Anweisung, sich möglichst schnell den Broadway hinunter durch die dichtgestauten Menschenmassen durchzuarbeiten. Aber vergebens versuchte dieser sich durch das Gedränge durchzututen, Schritt für Schritt nur konnte das Automobil vorrücken und strandete schließlich auf dem Madison Square an einer dichten Menschenpackung, die

den Platz vollständig ausstopfte. Mit einem kräftigen Segenswunsch verließ Robertson das Fahrzeug und stürzte sich kühnen Schwunges in die Menschenwogen, aber „Flying fish“ wurde wie mit Zangen festgehalten und blieb in der zähen Masse nach ein paar Schritten hilflos stecken. Es blieb ihm nichts übrig, als sich mechanisch im Gedränge forttreiben zu lassen, wobei er alsbald fest eingekeilt wie ein Paket langsam mit fortgetragen wurde. An der Ecke der zweiundzwanzigsten Straße gelang es ihm, sich aus der Flut zu retten, und verhältnismäßig rasch durcheilte er die Straße, um sich an ihrem Ende wieder in den dichten Menschenstrom auf der vierten Avenue hineinzuzwängen. Sein Ziel war Tammany Hall, dort im Hauptquartier der Demokraten hoffte er neue Informationen zu erhalten.

Wenn er aber geglaubt hatte, die vierte Avenue kreuzen und durch eine Querstraße nach der dritten Avenue und bis Tammany Hall vordringen zu können, so erwiesen sich alle seine Bemühungen als vergeblich. Er wurde einfach die vierte Avenue mit hinuntergespült bis zum Union Square. Hier stockte der Menschenstrom vollständig und kam erst allmählich wieder in Zug. Robertson befand sich mitten auf dem Platze. Er wurde mit gewaltigem Druck gegen den Unterbau des Brunnens geschoben und erkletterte diesen, um dort einen Moment zu verschnaufen und Umschau zu halten, ob es nicht möglich sei, nach Tammany Hall durchzukommen. Vergebens, ein unabsehbares Meer von Köpfen und Hüten, das nirgends einen Raum zum Durchschlüpfen ließ. Die Bäume, die Statuen und der Brunnen auf dem Platze erschienen bis zur Höhe von zwei Yards in einer schwarzen Flut versunken zu sein. Umsonst sah Robertson durch die ihm gegenüber sich öffnende 16. Straße hinüber nach der dritten Avenue, nirgends eine Möglichkeit.

Robertson kam sich vor wie ein Schiffbrüchiger, der sich auf eine Felsenklippe gerettet hat, er hörte um sich das Brausen und Tosen der Menschenmassen, das wie der dumpfe Ton der Brandung von den riesigen Steinwänden der Häuser zurückgeworfen wurde. Quer über die dunkle Öffnung der Sechzehnten strichen ganz hinten in der dritten Avenue unablässig in regelmäßigen Pausen die gelben Lichterreihen der Züge der Hochbahn vorüber, wie im Hintergrunde der Szenerie einer Jahrmarktsbude, wo ein mechanisches Uhrwerk zwischen zwei Tunnelöffnungen im

Gebirge immer denselben Zug rastlos kreisen läßt. Robertson suchte sein Notizbuch und fixierte im Schein der elektrischen Bogenlampe diese Bemerkung für seinen Bericht.

Dann verließ er seine Klippe und sprang wieder hinein in die Menschenflut. Diese trieb wie von einem Willen beseelt nach der unteren Stadt, und wenn Robertsons Nachbarn wirklich Bescheid wußten, so ging es nach dem Chinesenviertel. Offenbar hatte man vor, sich an diesen Bundesgenossen der Japaner vorläufig schadlos zu halten. Dieser Drang nach Rache, dieser elementare Haß gegen die Gelben hielt die Massen auf dem Union Square in Bewegung und drängte alles unterschiedslos durch die engen Ausgänge in den Broadway und die vierte Avenue hinein. Der Platz glich in dieser Stunde einer ungeheuren Wurststopfmaschine, die mit geheimnisvoller automatischer Kraft Zehntausende von willenlosen Körpern durch die engen Kanäle hindurchtrieb. Unaufhörlich wälzte sich die Masse weiter. Hier und da flog ein Hut in die Luft, fiel wieder herunter, hüpfte noch ein paar Mal auf und ab und trieb dann an einer anderen Stelle auf der Oberfläche weiter. Ein Glück nur, daß diejenigen, denen bei dem entsetzlichen Gebrüll und in der staubigen, dunstigen Luft die Sinne schwanden, unmöglich niedersinken konnten; sie wurden durch den von ihren Nachbarn ausgehenden Druck einfach aufrecht gehalten und wurden so mit fortgerissen, bis sie mehrere Häuserblocks weiter wieder zum Bewußtsein kamen. Und dennoch versanken einzelne und tauchten spurlos in dem Strom unter. Schrecklich, sich ihr Schicksal auszudenken; wie Steinschotter auf dem Felsboden eines Gletschers wurden sie mitleidlos zerrieben.

Über den rauschenden Strom von Menschen fegte unablässig in kurzen Stößen wie ein rasender Sturmwind der heisere Schrei der Volksleidenschaft: „Nieder mit den Gelben! Nieder mit den Japanern! Hoch das Sternenbanner!“ So schlug der glutheiße Atem dieser von jähem Rachedurst erfaßten Massen wie aus einer keuchenden Riesenlunge immer von neuem empor. Bis das „cheers“- und „down“-Gebrüll zu einem wilden, betäubenden, unartikulierten Geheul wurde, das in tausendfachem Hall und Widerhall bis zu den höchsten Lichterreihen der riesenhohen Steinpaläste zu beiden Seiten der Avenue emporbrandete. Wie ein gestrandetes Wrack ragte aus diesem Gewoge von Köpfen und Hüten zuweilen ein Wagen der Straßenbahn empor, auf dem Hunderte

von Leuten saßen, standen und hingen, wie ein Schwarm Bienen, der sich auf einer Straßenlaterne niedergelassen hat und sie im Nu mit einer wimmelnden, summenden und krabbelnden Decke dicht zusammenhängender Einzelwesen überzieht.

Robertson beschloß, Tammany Hall aufzugeben und sich bis zum Chinesenviertel mit forttreiben zu lassen; doch in der Bowery geriet er an die Außenseite dieses Menschenstromes und machte nun eine sehr schmerzhafte Bekanntschaft mit verschiedenen Häuserfronten, an denen er in der äußersten Menschenreihe hart entlang geschrammt wurde. Er ließ sich noch eine Blocklänge weiter schieben und rettete sich dann an der nächsten Ecke in eine Seitenstraße. Bevor er jedoch diese erreicht hatte, wurde er mit ungeheurer Kraft gegen die Hauswand gepreßt und von der Gewalt der plötzlich rascher vorwärtsstrebenden Masse ein paar Mal wie zwischen mahlenden Mühlsteinen herumgedreht, wobei er deutlich fühlte, wie der rechte Flügel seines Rockes an irgend etwas einen Widerstand fand und sich dann von ihm trennte. Dann war die Ecke erreicht, er hielt sich mit der rechten Hand an einem Gesimsvorsprung fest und flog dann wie der Pfropfen aus einer Bierflasche in das Nichts, in das stille Dunkel der fünften Straße. Hier tauchte er rettungslos in dem stagnierenden Wasser einer ruhigen Uferbucht unter, in das der reißende Menschenkatarakt in der Bowery ein paar wirbelnde Wellen mit zentrifugaler Kraft hinausjagte. Der Reporter flog rückwärts gegen einen Haufen Männer, die ihn unwirsch zur Seite stießen.

Robertson raste innerlich vor Wut, hatte er doch wenige Augenblicke bevor er in die Fünfte hineinflog, in der Entfernung von ein paar Armlängen das grinsende Gesicht Bob Traddles, seines schlimmsten Konkurrenten von der „Tribune“ gesehen. Er las es förmlich in dessen höhnischer Grimasse, wie er innerlich triumphierte über das unfreiwillige Ausscheiden seines Nebenbuhlers aus diesem Rennen um die neuesten Sensationsmeldungen. Robertson versuchte zunächst auf eigene Hand zum Chinesenviertel vorzudringen, stieß aber überall auf eine unüberwindliche Barre von Menschenleibern. Während dieser ergebnislosen Vorstöße suchte er wenigstens zu erfahren, was eigentlich im Werke sei und konnte sich trotz der widersprechenden Angaben doch ungefähr ein Bild davon machen, daß es tatsächlich einen Angriff auf die Bewohner des Chinesenviertels gelte. Von Tammany Hall durch den

ihm immer noch entgegenflutenden Menschenstrom hoffnungslos getrennt, gelang es ihm doch, sich über die zweite Avenue zur neunten Straße durchzukämpfen und dort die Haltestelle der Hochbahn zu erreichen. Mit ihr fuhr er ein paar Stationen nach der oberen Stadt und erzwang sich dann einen Platz in einem bis zur Unmöglichkeit vollgestopften Zuge, den er an der Station der Grand Street wieder verließ, um so von der Rückseite her das chinesische Straßenviertel zu erreichen. Inzwischen waren aber zwei volle Stunden verflossen. An der Kreuzung der Grand Street und der Mottstreet fand er eine dreifache Postenkette von Polizisten, die den Eingang der Straße sperrte. Bei einem Polizeisergeanten legitimierte er sich und durfte die Sperre passieren.

Die Totenstille in der dunklen Mottstreet war fast unheimlich nach dem brausenden Lärm des Volksgewühls, dessen Summen in den Ohren noch nachklang. Die Erdgeschosse der Häuser waren überall mit Läden oder mit Brettern verrammelt, die Haustüren geschlossen, und in den Fenstern der oberen Stockwerke war fast nirgends ein Licht zu erblicken. Wenn man diesen sonst so geschäftig durcheinanderwimmelnden Ameisenhaufen nicht von früher her kannte und der eigenartige penetrante Menageriegeruch des gelben Volkes die Nase nicht mit gewissen fatalen Reminiszenzen erfüllt hätte, man hätte nicht geglaubt, daß man sich in dem berüchtigten Chinesenviertel von New York befinde.

Der Robertson geleitende Polizist erzählte ihm, daß, als die tobenden Menschenmassen das Hauptquartier der Polizei von der Bowery und der Elm Street aus erreicht hatten und gleichzeitig durch die Kanäle der von der Bowery abzweigenden Seitenstraßen in das Chinesenviertel einzudringen begannen, die Polizei natürlich längst von dem Vorhaben der Leute unterrichtet war. Sie hatte, in der Sorge um etwaige Brandstiftungen, durch Sperrung der Straßen unter Aufbietung der gesamten zur Verfügung stehenden Mannschaften versucht, das Chinesenviertel zu schützen. Das war jedoch nur teilweise möglich gewesen. Mit 600 Mann einem Menschenstrom von Zehntausenden entgegenzuarbeiten, war eine unlösbare Aufgabe, zumal der Druck von hinten die vorderen Reihen aus der Bowery widerstandslos wie Treibholz gegen die dünne Postenkette der Polizei vorpreßte und diese denn auch nach wenigen Minuten an mehreren Stellen einfach durchstieß.

Es war zu einem Handgemenge gekommen, und sehr bald

fielen auf beiden Seiten Schüsse, so daß die Polizei nur imstande war, hier und da den ärgsten Ausschreitungen zu steuern. Andrerseits flammten natürlich in den Herzen der Polizisten genau dieselben nationalen Leidenschaften wie in denen der anstürmenden Menge. Da der hinterlistige Angreifer selber nicht zu fassen war, so wollte man wenigstens seinem natürlichen Bundesgenossen einen kräftigen Denkzettel zukommen lassen. Selbstverständlich waren die Chinesen auf solche Angriffe vorbereitet. Die heulende und tobende Menge traf überall auf verrammelte Türen und Fenster, und wenn man nach langer Arbeit diese Hindernisse beseitigt hatte, so machte man häufig die überraschende Entdeckung, daß das Nest leer war und daß die Chinesen sich anscheinend rechtzeitig in Sicherheit gebracht hatten. Umso wüster wurden die Auftritte, sobald man wirklich auf chinesischen Widerstand stieß. „Einige Hundert," sagte der Polizist, „mögen getötet sein, und was im Innern der Häuser vorgegangen ist, darüber würde die Presse wohl am besten schweigen." Robertson war mit seinem Begleiter unter einer Straßenlaterne stehen geblieben und brachte diese Notizen schleunigst stenographisch zu Papier.

„Sehen Sie," sagte der Polizist, „Richter Lynch hat gut gearbeitet," und wies mit seinem Knüttel nach einer Laterne auf der anderen Seite der Straße, von der man zwei dunkle Körper herabhängen sah. „Einfach aufgehängt!" ergänzte er lakonisch.

Da der Polizist ihm nicht erlauben wollte, eines der Häuser zu betreten, weil ihm dabei der Tod so gut wie sicher sei, beschloß Robertson, mit seinem gesammelten Material zunächst die Redaktion aufzusuchen, um sich später von neuem in den Strudel zu stürzen. Der Polizist ging mit ihm bis zum Hauptquartier der Polizei. Bei dem unsicheren Licht der Straßenlaternen mehrfach über die zahllosen Kehrichthaufen und ganze Gebirgszüge von stinkendem Unrat auf dem fast unter dieser asiatischen Kulturschicht verschwundenen Straßenpflaster stolpernd, konnten sie noch an mehreren Laternenpfeilern baumelnde Leiber bemerken. Vor vielen Häusern war das Pflaster von Blut gerötet und die schwarzen Fensterhöhlen mit ihren zerbrochenen Fensterkreuzen und eingeschlagenen Scheiben waren Beweis genug, in welcher Weise man sich hier an den Söhnen des himmlischen Reiches schadlos zu halten gesucht hatte. Sanitätsleute mit Tragbahren schafften die Verwundeten von der Straße, und nachdem sich Robertson

noch kurz auf dem polizeilichen Hauptquartier über die bisher festgestellte Zahl der Opfer dieser Exzesse vergewissert hatte, schlug er, da die Haltestelle der New York Subway hier gesperrt war, die Richtung zum Broadway ein.

Als er dort die Polizeikette wieder erreichte, teilte ihm ein Polizist mit, daß man Militär herbeigeholt habe und daß ein Bataillon von Governors Island bereits an der Batterie gelandet sei und den Broadway langsam heraufrücke.

Wieder tauchte Robertson in den vor der polizeilichen Sperre aufgestauten, wild tosenden Strudel der Volksmenge ein. Eine Viertelstunde stand er bereits, ohne sich rühren zu können, neben einem heftig erregten Manne, der, ein blutiges Taschentuch um den Kopf geschlungen, mit wilden Gesten seine Erlebnisse bei der Erstürmung eines chinesischen Hauses zum Besten gab. Das war sein Mann. Als das Gebrüll um ihn einen Moment nachließ, benutzte Robertson die Gelegenheit, um seinem Nachbar ins Ohr zu schreien: „Zwei Dollars, wenn Sie mit mir fünf Minuten ins nächste Haus kommen und mir die Geschichte noch einmal erzählen!“

Der sah ihn verwundert an, begriff aber sofort, um was es sich handelte, als Robertson hinzusetzte: „New York Daily Telegraph!“ Mit schwerer Mühe kämpften sich die beiden bis zum Rande der Straße durch und drängelten sich in einen breiten Hauseingang hinein, in dem sich eine Masse Menschen befand, die ihre Aufmerksamkeit aber nicht nach dem Broadway, sondern nach dem Hofraum des Hauses wandten. Hinten auf dem Hofe schien sich in einem hohen Quergebäude ein Saal zu befinden, in dem eine Versammlung abgehalten wurde. In einem Nebenraum dieses Saales, der freilich auch bis auf den letzten Platz gefüllt war, gelang es Robertson, einen Stuhl zu erwischen. Er schwang sich rittlings über den Sitz und stenographierte, die Stuhllehne als Schreibpult benutzend, die etwas verworrene Erzählung seines Begleiters, der sich fortwährend mit asthmatischen Flüchen unterbrach, wenn der Druck der in dem Raume dicht zusammengepackten Menschen Robertsons Stuhl gar zu arg gegen den Bauch des zwischen Stuhl und Wand Eingezwängten preßte.

„Zum Teufel,“ sagte Robertson, „fluchen Sie nicht, machen Sie hinter sich ein Loch in die Wand und erzählen Sie weiter!“

„Mindestens eine Spalte „Daily Telegraph“,“ überschlug

Robertson in Gedanken, als sein Mann allmählich mit seinem Bericht zu Ende kam. Aber schon horchte Robertson mit halbem Ohr auf die Stimmen aus dem Saale. Aus dem Versammlungsraume drangen die scharf markierten Worte eines Redners durch die von Tabaksrauch und Menschendunst bis zum Ersticken gefüllte Luft, in der über den Köpfen einer atemlos lauschenden Menge wie ein paar Apfelsinen die Glasglocken der Gaslampen schwammen. Robertson stopfte seinem Helden aus der Mottstreet eine Zweidollarnote in die Hand und drängte sich nach dem Saale durch. An der Tür konnte Robertson die Worte des Redners verstehen; es handelte sich offenbar um einen Protest der Arbeiter eines großen Fabrikunternehmens gegen die heute mittag verkündete Entlassung von 3000 Arbeitern.

Der Mann, der dort im Hintergrunde des Saales auf einem Tische stand, erschien Robertson durch den Rauch und Dunst nur wie ein schwankender Nebelschatten, aber seine laute Rede erfüllte den ganzen Raum und ließ mit der packenden Schilderung des Elendes der Arbeiter, die durch das Machtwort eines millionenreichen Unternehmers einfach auf die Straße gesetzt waren, die Wangen der Hörer vor Erregung sich röten.

„. . . . und deshalb," so schloß der Redner, „werden wir uns dem rücksichtslosen Egoismus Mr. Hanburys nicht beugen. Als Führer unserer Gewerkschaft fordere ich Sie alle auf, morgen früh zur gewohnten Stunde zur Arbeit in die Fabrik zu kommen und unser Recht auf Arbeit dadurch geltend zu machen, daß wir sie einfach fortsetzen und uns an keine Kündigung und keine Entlassung kehren. Es ist natürlich für Mr. Hanbury das einfachste und bequemste, seinen ganzen Betrieb ruhen zu lassen und mit seinen Millionen sich über das große Wasser zu retten. Wir aber verlangen, daß die Fabrik weiter arbeitet, und wenn uns der Lohn nicht ausgezahlt wird, so werden wir ihn zu holen wissen. Mit tausend Millionären können die Vereinigten Staaten den Feind nicht bekämpfen. Wenn das amerikanische Volk ins Feld zieht, so verlangt es, daß für die Familien derer, die mit ihrem Leben und ihrem Blute das Bestehen der amerikanischen Gesellschaft und des amerikanischen Staates verteidigen, zu Hause wenigstens ausreichend gesorgt wird. Noch einmal: Mr. Hanburys Fabrik arbeitet weiter!"

Donnernder Beifall erschütterte die Luft. Aus all diesen

Hunderten zerarbeiteter und von Lebenskampf zerfurchter Gesichter leuchtete ein entschlossener Wille, und wer hätte dem Willen dieser Männer zu widerstehen gewagt, wenn ein Gedanke sie alle durchglühte! Noch immer brausten die begeisterten Rufe durch den Saal, immer wieder wurde dem Redner versichert, daß man einig sei und daß kein Mensch daran denken würde, morgen früh zu fehlen.

An den Türpfosten geklemmt, stenographierte Robertson auch diesen Vorfall und blickte sich dann nach einer Möglichkeit um, aus dieser dunstigen Gluthölle zu entkommen, als sein Blick wieder auf die Stelle fiel, wo vorher das Schattenbild des Redners hin- und hergeschwankt hatte. Da stand schon wieder einer und versuchte vergeblich mit eifrigen Armbewegungen sich Gehör zu verschaffen. Mit seinen emporgehobenen Armen bot er in der rauchigen Atmosphäre von hier aus ungefähr das Bild einer sich schnell drehenden Windmühle.

Allmählich flaute das Beifallstosen ab. Plötzlich zuckte Robertson wie unter einem Peitschenhieb zusammen und gleich ihm viele Umstehende, als der Mann dort oben durch den Saal brüllte: „Hier bleiben! Mr. Hanbury will reden!“ Ein grenzenloses Erstaunen malte sich auf allen Gesichtern. „Mr. Hanbury will reden? . . . Nicht der alte! . . . Der junge! . . . Der Mann ist verrückt, was will er hier? . . . Mr. Hanbury hoch! . . . Runter mit dem Kerl! Wir brauchen ihn nicht, wir kommen allein zu unserem Recht! . . . Reden lassen! . . . Hoch Mr. Hanbury! . . . Ruhe, zum Donnerwetter, halten Sie doch endlich den Mund!“ So tosten Rufe und Gegenrufe um Robertson herum.

Der suchte seinen letzten intakten Bleistift aus der Westentasche und sah jetzt eine schlanke elegante Erscheinung hinten in der Rauchwolke auftauchen.

„Wir wollen weiter arbeiten! Sorgt für unsere Frauen!“ tönte es von neuem und es dauerte lange Zeit, bis überhaupt eine Möglichkeit war, sich vernehmlich zu machen.

Robertson fragte einen seiner Nachbarn: „Ist das wirklich Mr. Hanbury?“

„Ja, der Sohn.“

„Unglaublich! Was will der hier?“

Die ersten Worte Gerald Hanburys gingen noch in dem Lärm verloren, dann hörte man ihm allmählich zu. Es waren nur wenige Sätze, die er sprach und Robertson notierte:

„... Dieselbe Forderung, die Ihr Redner soeben erhoben hat und der Sie zugestimmt haben, daß das Fabrikunternehmen meines Vaters in dieser furchtbaren Zeit weiterarbeite, hat ein anderer vor Ihnen schon erhoben und zwar heute Morgen, als die ersten Nachrichten vom Überfall unseres Vaterlandes eintrafen. Ich will mir kein Verdienst daraus machen, daß ich diese Forderung meinem Vater in nachdrücklichster Weise vorgetragen habe; vorläufig umsonst. Aber dieselben Gründe, die Sie von Mr. Bright eben gehört haben, sind auch für mich maßgebend. Auch ich würde es geradezu für ein Verbrechen am freien amerikanischen Volke halten, wenn wir Unternehmer es in dieser Stunde der nationalen Gefahr verlassen wollten. Ich will nicht viele Worte machen, ich sage Ihnen nur, daß ich von hier aus sofort meinen Vater noch einmal aufsuchen werde und ihm als Teilhaber an unserm Unternehmen mein gesamtes, mir einst zufließendes Erbteil zur Verfügung stelle, um daraus Ihnen, unsern Arbeitern, solange der Krieg dauert, die Löhne weiter auszubezahlen und zwar den in der Fabrik tätigen Arbeitern wie den Familien derjenigen, die in die Armee eintreten."

Einen derartigen Ausbruch von leidenschaftlicher Begeisterung, derartig tolle Äußerungen von Enthusiasmus hatte Robertson noch niemals gesehen. In die dröhnenden cheers-Rufe mischte sich unartikuliertes Geheul, man brüllte und schwenkte die Hüte. Mr. Hanbury wurde, als er von dem Rednerpodium herunterstieg, von Dutzenden kräftiger Arme ergriffen und über den Köpfen der Menge durch den Saal getragen. Nachdem er mehrmals die Runde gemacht hatte und Hunderte von schwieligen Arbeiterhänden hatte schütteln müssen, wandte sich die Gruppe Arbeiter, die den hoch auf den Schultern eines Vorarbeiters thronenden Gerald Hanbury umdrängte, zum Ausgange des Saales, während die Versammlung den Yankee doodle anstimmte.

Durch irgend einen Zufall geriet Robertson in die Nähe dieser Gruppe, als sie an der Saaltür plötzlich Halt machte, weil man vor lauter Begeisterung fast Gefahr gelaufen wäre, Mr. Hanbury an dem oberen Querbalken des Türrahmens den Schädel einzurennen. So ließ man ihn wieder zur Erde, und die ganze Volksmasse drängte jetzt über den engen Hof nach der Toreinfahrt zum Broadway. Hier staute sich die Menge aber derartig, daß hier wieder eine neue Versammlung entstand,

die sich allerdings nur in cheers-Rufen auf Mr. Hanbury erschöpfte.

Dann aber erschollen plötzlich Rufe: „Wir gehen mit Mr. Hanbury zu seinem Vater!“ ... Zollweise nur rückte man nach dem Broadway vor. Von draußen, von der Straße her, schlug den in der Toreinfahrt dicht aneinander gepackten Menschen wüster Lärm und lautes Gebrüll entgegen.

Robertson stand dicht neben Mr. Hanbury, dessen Gesicht in froher Erregung glühte. Jetzt waren beide am Ausgang zur Straße, wo die Menge plötzlich in rasche Bewegung geraten war und in der Richtung nach der oberen Stadt in wilder Hast vorbeijagte.

Robertson rief Mr. Hanbury zu: „Das ist der stolzeste Tag, den ich als Amerikaner erlebe!“ In diesem Augenblick erschütterte ein knatterndes donnerähnliches Geräusch die Luft und hallte lange in dem unendlichen, wie von ragenden Gebirgswänden eingefaßten Cañon des Broadways wieder.

„Sie schießen auf das Volk,“ kam es in wilder Empörung von Tausenden von Lippen.

„Heraus mit den Revolvern!“, und wie als Antwort blitzten in der Menge hier und da rote Feuerstrahlen auf und knatternde Schüsse begrüßten die den Broadway langsam hinaufrückenden Truppen. Man hörte viel russisch sprechen.

Unmittelbar vor Robertson und Gerald Hanbury war eine junge Frau von einem Schuß getroffen zusammengebrochen und wälzte sich schreiend und mit den Händen wild um sich schlagend auf dem Pflaster.

„Three cheers for Mr. Hanbury!“ klang es noch einmal dumpf hallend aus der Wölbung der Toreinfahrt heraus. Da trat ein riesiger Arbeiter, anscheinend betrunken, nur mit Hemd und Hose bekleidet und in seiner Rechten eine wuchtige Radspeiche schwingend, mitten vor die Toreinfahrt: „Wo ist Mr. Hanbury?“ brüllte er hinein, und wie als Antwort schlug ihm von irgendwo das Wort entgegen: „Der Halunke hat heute 3000 Arbeiter auf die Straße gesetzt, um mit seinen Millionen auf die Reise zu gehen.“

„Wo ist Mr. Hanbury?“ klang es noch einmal.

Gerald trat einen Schritt vor und faßte den Fragenden entschlossen ins Auge: „Hier,“ sagte er, „was wollen Sie?“

Der Arbeiter sah ihn mit wilden, blutunterlaufenen Augen

in höchster Wut an und schrie: „Das will ich," und blitzschnell sauste die schwere Radspeiche herunter auf Hanburys Kopf. Lautlos brach Gerald unter dem tödlichen Schlage zusammen, im Fallen über die verwundete Frau zu seinen Füßen hinstürzend.

Robertson sprang dem wilden Kerl gegen die Brust, als er noch zu einem zweiten Schlage ausholte. Aber schon war ihm die Radspeiche entrissen, und wie als Antwort auf diese sinnlose Mordtat knatterte von links her, nur 100 Yards von der Toreinfahrt entfernt, eine neue Salve der Truppen, die wieder mit Dutzenden von Revolverschüssen beantwortet wurde.

Robertson fühlte einen durchdringenden Schmerz in seinem linken Ellenbogen und lehnte sich in einem Gefühl plötzlicher Schwäche gegen den einen Torpfeiler. Einen Moment entschwanden ihm die Sinne, und als er wieder zu sich kam, sah er, wie eine Infanterie-Kompagnie seinen Standort passierte und im selben Augenblick wurde er mit einem Kolbenstoß wieder in die Toreinfahrt hineinbefördert.

„Das ist ja Wahnsinn!" schrie er laut. „Man schießt auf das Volk."

„Weil Ihr liebes Volk mordend und plündernd die Straßen der unteren Stadt durchzieht," rief ihm ein Unteroffizier zu. Dann ward es stiller. Noch eine Kompagnie zog an Robertson, der jetzt auf einem Stein an der Toreinfahrt saß, vorüber. Er untersuchte seinen Arm, er war nicht verwundet. Irgend ein abprallender Steinsplitter mußte die Spitze seines linken Ellenbogens getroffen haben. Der jähe Schmerz ließ schnell nach. Das Getümmel verzog sich den Broadway hinauf. Der Reporter sah einige Sanitätsleute auf der anderen Seite der Straße vorübereilen. Er rief hinüber: „Hierher, man hat Mr. Hanbury ermordet! Helfen Sie!" Und schon waren die Sanitätsleute da.

Man hob Gerald Hanburys Leichnam auf die Tragbahre.

„Schauderhaft, man hat ihm ja den ganzen Schädel zerschmettert," sagte einer der Sanitätsleute, nahm das graue Umschlagtuch der Arbeiterfrau, die sich noch im Todeskampfe wand, und deckte es über Geralds Oberkörper.

„Wohin?" fragten die Sanitätsleute.

„Zwei Blocks weiter nach oben ist Mr. Hanburys Haus," dirigierte jetzt Robertson und trat an die Tragbahre, zu einem Sanitätsmann sagend: „Ich trete für Sie ein, machen Sie

sich anderweit nützlich. Hier gilt es nur einen Toten fortzuschaffen."

„Und die?" fragte der andere auf die Arbeiterfrau zeigend.

„Da wird nicht viel zu machen sein," sagte jemand, „lassen wir sie einstweilen hier liegen, sie mag auch hier sterben."

Dann faßten die Vier zu, und langsam ging der traurige Transport auf dem nunmehr von Menschen geräumten Broadway weiter. Aus der Richtung des Union Square hallten noch einmal ein paar Schüsse. Links davon war der Himmel glutrot gefärbt und ein breiter schwarzer Rauchstreifen zog quer über die riesenhohen Häuser des Broadway, das sanfte Licht der Sterne verdunkelnd. Robertson blickte zurück. Die dunkle Straßenlänge des Broadway dehnte sich in dumpfer Stille. Da tauchten ganz hinten mitten auf der Straße zwei weiße grelle Lichter auf und über ihnen wehten und lohten die qualmenden Flammenstreifen der Petroleumfackeln. Der scharfe Dreiklang der Glocken kündete das Nahen der Feuerwehr. Und heran war's wie Gottes Donnerwetter. Der blendende Lichtschein der Acetylenlampen vor der Dampfspritze erhellte jäh das Straßenpflaster. Flutende Lichtwellen und jagende schwarze Schatten spielten an den Häuserwänden empor. Dann das rasselnde Fahrzeug mit den dunklen Silhouetten der Feuerwehrleute, auf deren Helmen die flatternden sausenden Flammenfahnen der Petroleumfackeln spiegelnde gelbrote Lichtbänder malten. Die fauchende surrende Maschine, aus deren breiten Schlot Feuerfunken und brauner Rauch stoben, das nächste Fahrzeug in eine wirbelnde Wolke von Qualm einhüllend. Vorüber, vorbei. Dann tauchten aus den wallenden Rauchschwaden die hochbeinigen Stützen und das sperrige Gitterwerk einer riesigen Leiter auf und rollte schwankend und klirrend vorüber. Der schrille Lärm der Glocken ließ nach und verklang allmählich in der zurückbleibenden Wolke von Rauch und Qualm und Feuerfunken, bis das Ganze, drei Blocks weiter, unter jähem Aufzucken der Laternen in der Dunkelheit und unter einem wütenden Gelärm der Klingeln in eine Seitenstraße einbog. Auf dem Straßenpflaster waren kleine schwelende Holzreste und glühende Kohlenstücke liegen geblieben, die mit hastig flackernder Flamme knisternd weiterbrannten.

Unterwegs erzählte der neben Robertson gehende Sanitätsmann diesem, was die Veranlassung zum Eingreifen des Militärs geboten hatte. Die aufgeregten Massen, die bei der Plünderung

des Chinesenviertels gewissermaßen Blut geleckt und zu noch wilderer Wut aufgestachelt worden waren, hatten, in der Mehrzahl russisches und italienisches Gesindel, in dem dichten Straßengewirr der unteren Stadt ganz ohne Unterschied und nur dem wüsten Zerstörungsdrange folgend geplündert. Zwischen diesem Mob und irischen Arbeitern, die ihre Wohnungen verteidigten, war es dann zu einem scharfen Zusammenstoß gekommen. Unter den Russen befand sich anscheinend viel Janhagel, der zur Zeit der russischen Revolution eine leider nur zu willig gewährte Zuflucht in New York gefunden hatte. Dieses Gelichter begann jetzt mit Dynamit zu arbeiten. Und als einige Bomben unter den Iren schreckliche Verluste anrichteten und auch mehrere Polizisten ihren Pflichteifer mit dem Tode bezahlen mußten, hatte man Militär von Governors Island geholt. Damit nahm die Sache eine andere Wendung.

Die Truppen gingen mit dem Bajonett sehr energisch gegen den slavischen und italienischen Pöbel vor. Verschiedentlich stießen sie sogar schon auf Barrikaden, doch scheute man sich immer noch, Gebrauch von der Feuerwaffe zu machen, bis schließlich beim Sturm auf eine von russischen Terroristen besetzte Barrikade wieder mehrere Dynamitbomben zwischen die Truppen geschleudert wurden. Da gab es kein Halten mehr. Mit mehreren Salven trieb das Militär das fremde Raubgesindel den Broadway hinauf, wo eine Salve unweit der Stelle, wo Gerald Hanbury erschlagen wurde, den Widerstand des letzten kompakten Haufens brach.

Man stand vor Mr. Hanburys Haus und läutete. Aber erst auf mehrmaliges energisches Pochen am Haustor erschien der Pförtner am Fenster und erklärte barsch, niemand sei zu Hause. Ein Polizist befahl dem Pförtner, das Tor zu öffnen, man bringe die Leiche Mr. Hanburys.

„Aber Mr. Hanbury ist doch zu Hause, Sie können doch unmöglich seine Leiche bringen.“

„Benachrichtigen Sie Mr. Hanbury!“ versetzte der Polizist. „Es ist der junge Mr. Hanbury, den man ermordet hat. Öffnen Sie!“

Lautlos drehte sich die schwere Bronzetür in ihren Angeln, und geführt von dem Polizisten betraten die vier Männer die riesenhohe Marmorhalle des Hanburyschen Palastes. Sie trugen die Bahre mit dem erschlagenen Sohn des Hauses die breiten Stufen der Treppe empor, auf denen dicke Teppichläufer jeden

Schritt unhörbar machten. Auf der matt beleuchteten Treppengalerie warteten sie. Ganz weit hinten im Treppenhaus gingen Türen auf und zu, ein heller Lichtschein fiel aus einer offenen Tür auf die glänzenden Onyxsäulen und die im trüben Scheine fremdartiger Ampeln schwarz erscheinenden Riesenflächen goldumrahmter Gemälde. Dann erlosch der Lichtschein aus der Tür wieder, irgendwo ertönte eine Klingel, man sah Gestalten huschen. Dann kam ein fantastisch aufgeputzter Inder und wies mit stummer Gebärde die Sanitätsleute mit der Tragbahre in ein Zimmer, das in märchenhafter orientalischer Pracht die Nachbildung eine der schönsten Moscheen Indiens darstellte. Die Sanitätsleute trugen, behutsam auftretend, ihre Last bis mitten in den Raum, setzten sie nieder und sahen sich dann verlegen an. Der Polizist stellte sich in Positur und räusperte sich. Da wurde der schwere, goldgestickte Seidenvorhang an einer der Türen von einer braunen Hand gelüftet und wallte in schweren Falten zurück; in der hohen Türöffnung erschien festen Schrittes ein alter weißhaariger Mann und trat auf den Polizisten zu.

Der räusperte sich noch einmal und begann trocken und geschäftsmäßig seinen Bericht über die Ermordung Gerald Hanburys vorzutragen, mit den Worten: „. . . und die Gentlemen hier haben ihn aufgehoben und gebracht“ unvermittelnd schließend.

„Ich danke Ihnen, meine Herren,“ sagte der alte Mann, zog seine Brieftasche und gab jedem, auch Robertson, eine Fünfdollarnote. Dann setzte er sich müde auf den Rand der Tragbahre und stützte den Kopf in die Hand. Er schien seine Umgebung nicht mehr zu sehen. Die Leute standen unschlüssig dieser Situation gegenüber, worauf der Polizist mit militärischem Gruß die Sanitätsleute und Robertson zur Tür führte, die sich automatisch von außen öffnete.

Als der Inder die Tür wieder hinter den fünf Männern schloß, sagte der Polizist zu Robertson: „Das ist wie der fünfte Akt in einem schlechten Stück auf einem Vorstadttheater.“

„Das Leben liebt solche schlechte Stücke,“ antwortete Robertson.

Als sie Hanburys Palast verließen, schlug es von der Grace Church Mitternacht. Robertson blickte noch einmal den Broadway hinunter. Die ganze riesenlange Straße lag fast menschenleer da, auf den blanken Bajonetten der in langen Zwischenräumen auf und ab patrouillierenden Militärposten glänzte das flackernde,

blauweiße Licht der im Winde schaukelnden elektrischen Bogenlampen. Da ging Robertson heim, um den Inhalt seiner Notizblätter auf der Redaktion des „New-York Daily Telegraph“ in die Schreibmaschine zu diktieren, damit die Riesenballen gedruckten Papiers am anderen Morgen der Welt künden konnten, daß die ersten Opfer dieses gewaltigen Krieges auf dem Straßenpflaster in New York gefallen waren.

In der Fabrik von Horace Hanbury & Son wurde die Arbeit nicht eingestellt.

Die rote Sonne über dem goldenen Tor.

Pfu — u — ut heulte draußen die Dampfpfeife eines großen Steamers und erschütterte dröhnend die dicken Nebelschwaden, die in der Morgenfrühe des 7. Mai die weite Bucht von San Franzisco deckten. Durchs goldene Tor hereinziehend kroch der weiche, graue Dunst zwischen den Masten und Schornsteinen der Schiffe am Staden empor, umhüllte das gelbe Licht der Laternen im Vortopp mit trüben Schleiern, wogte wieder aus dem Takelwerk hernieder und drohte die lange Reihe der Laternen an den endlosen Kais zu ersticken. Die flimmernden Lichtbänder an der Uferlinie von Oakland gaben sich alle Mühe, die Nebel zu durchglühen, verdämmerten aber in dem feuchtkalten Geschiebe der wallenden und brodelnden Dunstmassen. Auch das leuchtende Auge auf Angel Island schloß sich. Pfu — u — ut . . . brummte draußen von Golden Gate her wieder der mürrische Warnungston des Dampfheulers . . . Pfu — u — ut. Und dann schrie drüben in Tiburon jäh emporlodernd der hell aufkreischende Lokomotivpfiff des Ferrybootes für die Passagiere des Frühzuges von S. Rafael sein Abfahrtssignal in den Nebel hinein. Wie ein riesiges nach allen Seiten endloses Aquarium erschien die von flimmerigem Dunst erfüllte Atmosphäre, wie ein Aquarium, in dem seltsam geheimnisvolle ins riesenhafte verzerrte urweltliche Fabelwesen ihre Glieder reckten und sich mit feurigen Augen gegenseitig anglotzten. Und von den schwankenden Lichtpunkten auf und zwischen den Schiffen streckten sich zitternde Lichtbalken, die sich wie durchsichtige Schlagbäume hoben und senkten, wenn die fröstelnden Wachtposten an Deck ihre Laternen bewegten, die plötzlich weit ausholten und tropfnasse Stücke des Tauwerkes in gelbem Lichte aufleuchten ließen und dann die schwarze Silhouette eines

Deckshauses in silberner Umrandung erstrahlen ließen, wenn der Mann mit seiner Lampe nach unten in die Kombüse flüchtete, um dort durch einen herzhaften Schluck die erstarrten Lebensgeister wieder zu erfrischen.

Der kalte Wind stopfte den feuchten Nebel hinein in die Marketstreet, schob ihn bergauf und ließ ihn dann wieder herunterfließen, bis er alle Straßen mit seinen grauen Massen anfüllte.

Pfu — u — ut brummte die Dampfpfeife vom Goldenen Tore her und weiter hinaus erwachte noch eine. Drüben in Tiburon hatte das Ferryboot sich wieder beruhigt, der Nebel ließ es nicht fahren. Halb fünf Uhr morgens schlugen weithin hallend nacheinander die Turmuhren, im Nebel klangen diese hellen Schläge seltsam laut und unwirklich. Vom Telegraphenhügel am Nordende San Franziscos konnte man dies wallende Nebelmeer weithin überblicken. Wie Inseln schwammen einzelne Häuser der höchst gelegenen Stadtteile auf dem hin- und herflutenden seidengrauen Gewoge. Wie schwarze ernste Steinklippen ragten hier und da die höchsten Stockwerke einiger Wolkenkratzer daraus empor. Im Osten ließ ein fahler Dämmerschein den kommenden Tag ahnen. Pfu — u — ut brüllte noch einmal die Dampfpfeife des einkommenden Dampfers; dann schlug ihr die Stimme über und sie schloß mit einem mißtönigen Schluchzen, worauf hastig und nervös die Schiffsglocke zu läuten begann: bam — bam — bam. Der Dampfer hatte Anker geworfen, des Nebels wegen. Pfu — u — ut machte draußen nur noch der andere Dampfer. Das ganze Leben in der Bai stockte, man mußte warten, bis die Sonne kam und mit ihr die Wärme.

„Verdammter Nebel," sagte der Telegraphenbote Tom Hullack zu seinem Kollegen Jonny Kirkby, als er um ½5 Uhr vor dem Post Office von seinem Fahrrade sprang, „verdammter Nebel, man könnte daran ersticken."

Jonny brummte nur, er hatte noch nicht ausgeschlafen, die achtzehn Drinks von gestern abend rumorten noch in seinem Kopfe. „Nicht bis zur nächsten Laterne kann man sehen," antwortete er nach einer Weile, „wäre eben fast mit meinem Rade mit einer Infanterie-Kompagnie kollidiert, die plötzlich vor mir aus dem Nebel auftauchte. Was ist denn heute morgen los, daß die nach Golden Gate ausrücken?"

„Schafskopf," sagte Tom, „Flottenmanöver, Du lebst auch

in den Tag hinein wie ein blindes Kalb. Hast den „Evening Standard“ nicht gelesen? Heute morgen Flottenmanöver, Admiral Sperry soll San Franzisco angreifen.“

„Blödsinnige Kriegsspielerei,“ schalt Jonny.

Beide schoben ihre Fahrräder in den Raum unten im Post Office und stiegen zu ihrem Dienstraum im ersten Stock empor.

„Flottenmanöver?“ fing Jonny dort wieder an, „davon weiß ich wirklich nichts.“

„Ja, gestern abend stand's im „Evening Standard“. Ganz unvermutet seien die Dispositionen geändert und die Flottenmanöver hätten heute vor der Bai stattzufinden.“

„Das kann noch stundenlang dauern, wenn's überhaupt heute noch Tag wird,“ meinte Tom ärgerlich und wies durch das Fenster nach draußen, während sich Jonny hinter ihm mit der defekten Teemaschine herumschlug, um sich einen Morgentrank zu brauen. Tom wanderte stampfend im Zimmer auf und ab, um sich zu erwärmen. „Gott sei Dank, ist wenigstens heute am Sonntag nichts los, sonst kann man sich die Schwindsucht noch holen, wenn man mit den Depeschen fortwährend in den Nebel hinaus muß.“

Bum! — erschütterte von draußen ein lauter Donnerschlag die Fensterscheiben und Bum! noch einmal. Das konnte vom Fort kommen. „Da hast Du das Flottenmanöver,“ sagte Tom, „der Sperry läßt sich nicht lumpen. Der Nebel schreckt ihn nicht, ist ja auch eine gute Chance zum Angriff.“

Jonny antwortete nicht, er war schon wieder in einer anderen Welt. Nachdem er seine Teemaschine mit Mühe instandgesetzt, war er eingeschlafen und schnarchte, mit seiner gewichtigen Nase auf der Tischplatte, als ob er deren Holz noch durchsägen wollte, bevor sein Tee fertig wäre.

Tom zuckte verächtlich die Achseln. „Ja, die Drinks,“ sagte er.

Bum! machte es draußen wieder.

Hinter Tom öffnete sich die Tür, ein Telegraphenbeamter blickte hinein. „Zwei,“ zählte er, „zwei sind schon da,“ und schloß die Tür wieder.

Unten auf der Straße raste jetzt ein Motorrad knatternd und pustend vorbei. Im Nebel erschien die Gestalt des Fahrers wie ein riesiger huschender Schatten.

Tom begab sich wieder auf die Wanderschaft. Auf dem

Korridor schlug es $^3/_4$ 5 Uhr. Im Nebenraume schrillte eine Glocke. Die Treppe herauf kamen stampfende Schritte, ein anderer Kollege der beiden trat ein, schimpfte über den Nebel, ging an Jonny vorbei, goß sich dessen Tee ein und trank. Er deutete fragend mit dem Kopfe zu Jonny hin.

„Die Drinks,“ grinste Tom.

„Hm,“ knurrte der andere. Unten fuhr wieder ein Motorrad vorbei und dann noch eins.

Später kam eine Gruppe von zehn Radfahrern.

„Sahst Du es, Harry?“ fragte Tom am Fenster.

„Was denn?“

„Hatten die nicht Gewehre?“

„Wahrscheinlich das Flottenmanöver.“

Da kam wieder eine Gruppe von zehn Mann. Ja, sie hatten Gewehre.

„Doch wohl das Flottenmanöver,“ bestätigte Tom.

Bum — machte draußen wieder ein Schuß.

„Merkwürdig,“ sagte Tom. „Was ist denn das?“ Er öffnete das Fenster und horchte hinaus. „Hörst Du es?“ fragte er Harry. Der vernahm jetzt ebenfalls ein kratzendes, knarrendes Geräusch wie ferner Trommelwirbel oder wie wenn man eine Handvoll Erbsen gegen eine Fensterscheibe wirft.

Tom beugte sich zum Fenster hinaus. Unten stoppte vor dem Post Office ein Motorfahrer, nahm ein großes Stück Papier, bestrich es mit einem dicken Pinsel und klebte es neben den Eingang an die Wand, dann fuhr er davon. Tom schloß das Fenster, der Nebel schien sich noch dichter zusammenzuballen. Kaum konnte man auf der Straße noch in dem fahlen Dämmerschein des anbrechenden Tages die gelben Flecken einiger Laternen erkennen. Jonny war jetzt erwacht und alle drei tranken ihren Tee.

„Das nenne ich aber eine famose Idee von Admiral Sperry. Mit seinem Manöver scheint er Glück gehabt zu haben bei diesem Nebel. Denkt nur, er hat San Franzisco überfallen. Unten am Eingange klebt eine Bekanntmachung, daß die Japaner San Franzisco besetzt haben und daß der japanische Militärgouverneur von San Franzisco die Bürger auffordere, sich ruhig zu verhalten, widrigenfalls die Stadt vom Hafen aus durch die japanische Flotte bombardiert würde.“ Mit diesen Worten trat ein vierter Telegraphenbote in das Zimmer.

„Ja, unser Sperry ist wirklich ein famoser Kerl, mit dem ist nicht zu spaßen," sagte Tom. „Die Japaner San Franzisco überfallen, das ist eine vorzügliche Kriegsidee."

Draußen raste jemand die Treppen empor, Türen knallten und verschiedene Glocken schrillten.

„Na, da hat's aber jemand eilig," meinte Harry, „da wird es für uns gleich zu tun geben."

Ein Telegraphenunterbeamter riß die Tür auf und brüllte völlig fassungslos, während ihm die dicken Schweißtropfen auf der Stirn standen: „Jungens, die Japaner haben San Franzisco überfallen."

Ein dröhnendes Gelächter scholl ihm als Antwort entgegen.

„Reingefallen!" rief ihm Harry zu. „Reingefallen! Der Sperry ist der Japaner."

„Sperry?!" Der Neuangekommene sah die vier betroffen an. „Wer ist Mr. Sperry?"

„Aber Mr. Allan, wissen Sie denn nicht, daß wir heute Flottenmanöver haben, daß Admiral Sperry heute mit der Flotte San Franzisco überfallen soll?"

„Aber an allen Straßenecken kleben doch Bekanntmachungen, daß der japanische Gouverneur von San Franzisco die Bürger auffordert . . ."

„Aber das ist ja gerade Mr. Sperrys Witz, der überfällt als Japaner unsere Stadt, das ist doch die Idee von den Flottenmanövern."

„Sie haben wohl nicht ausgeschlafen," rief Tom, „wenn alle Japaner so aussehen, wie Admiral Sperry, dann . . ."

Tom ließ sein Teeglas fallen und starrte wie von einer Gespenstererscheinung gebannt auf die Tür. Hinter Mr. Allan stand freundlich lächelnd ein Japaner, ganz sicher ein Japaner, ganz ohne Zweifel. Er schaute sich in dem kahlen Dienstzimmer um und sagte im schönsten Englisch: „Meine Herren, ich muß Sie bitten, vorläufig in diesem Zimmer zu bleiben." Damit nahm er sein Gewehr hoch und behielt die fünf Leute scharf im Auge.

Jonny sprang auf, griff instinktiv nach der hinteren Hosentasche, um seinen Revolver zu holen, aber schon sah er die Mündung des Gewehrs des Japaners auf sich gerichtet, und mechanisch folgte er dessen Aufforderung „Hände hoch!"

„Geben Sie das Ding her," sagte der Japaner, „Sie könnten

damit schießen," nahm Jonny den Revolver ab und steckte ihn in die Tasche. Draußen gingen verschiedene japanische Soldaten vorüber. Mr. Allan sank völlig überwältigt auf seinen Stuhl. Begreiflich, verständlich war keinem der vier anderen diese Situation.

Eine halbe Stunde hatten sie so zu warten. Von unten, von der Straße her, wo allmählich der Wagenverkehr begann, tönte ab und zu der feste, dröhnende Taktschritt marschierender Abteilungen herauf. Dazwischen ratterten die Motorräder, es war kein Zweifel, das war Ernst.

Jetzt machte, während die Lampen erloschen und das graue Licht des beginnenden Tages die Räume füllte, der höchste diensthabende Beamte im Post Office, gefolgt von einem japanischen Offizier, die Runde durch alle Diensträume.

Der Mann schwitzte vor lauter Erregung. Er forderte die Beamten auf, sich ruhig zu verhalten, es wäre kein Scherz, es wäre blutiger Ernst, San Franzisco befände sich in den Händen der Japaner. Es sei Pflicht aller Beamten, aller Bürger, sich jeder Feindseligkeit zu enthalten, um nicht ein unabsehbares Unglück — eine Beschießung, fügte er leise hinzu — durch die japanische Flotte über die Stadt heraufzubeschwören.

Die Beamten mußten, soweit sie solche besaßen, ihre Schußwaffen abgeben, sie wurden eingesammelt und von den Japanern verwahrt. Um 7 Uhr, als alle diese Dinge erledigt waren und die Plätze an den wenigen Telegraphenapparaten, die in Betrieb gelassen wurden, von japanischen Telegraphisten besetzt waren — alle weiteren wurden durch Entfernung einiger Teile des Mechanismus unbrauchbar gemacht —, bat einer der Telegraphisten, den Direktor sprechen zu dürfen. Mit gedämpfter Stimme verständigte er ihn, daß er in dem Moment, als die japanischen Posten das Telegraphenzimmer besetzt hätten, noch eine Depesche nach Sacramento aufgegeben und gemeldet habe, daß San Franzisco von der japanischen Flotte überfallen und daß die ganze Stadt von japanischen Truppen besetzt sei.

„Ich danke Ihnen im Namen unseres armen Vaterlandes," sagte der Direktor, indem er die Hand des Telegraphisten ergriff, „ich danke Ihnen, das war eine mannhafte Tat."

Um dieselbe Zeit, da jener Telegraphist die Depesche nach Sacramento aufgab, las viele, viele Meilen im Lande weit östlich von San Franzisco in einem Straßengraben ein kleiner gelber.

schlitzäugiger Kerl von seinem Morseapparat, den er an die Telegraphenlinie San Franzisco—Sacramento angeschlossen hatte, die Depesche ab: „An das Polizei-Direktorium in Sacramento. San Franzisko ist heute morgen von der japanischen Flotte überfallen worden und die ganze Stadt befindet sich im Besitz der japanischen Armee. Widerstand war unmöglich, da der Überfall in früher Morgenstunde im Nebel erfolgte. Hilfe dringend notwendig. Die Japaner besetzen soeben das Post Office."

Der kleine gelbe Mann lächelte stillvergnügt, riß den Streifen ab und gab ihn dem neben ihm stehenden Offizier, der tief aufatmend sagte: „Das also wäre erreicht."

Denn zu der Stunde, als die Japaner das Postamt in San Franzisco besetzten, hatten längst weit im Lande japanische Vorposten alle Telegraphenlinien mit fast unsichtbaren feinen Silberfäden umsponnen und jede telegraphische Meldung nach Osten hin unmöglich gemacht. Jene Depesche diente demnach zu nichts weiterem, als die japanischen Vortruppen von dem durchschlagenden Erfolge zu verständigen, den die japanischen Waffen am Goldenen Tor errungen hatten.

Aber wie hatte das alles geschehen können? Mit dem Nebel, diesem so außerordentlich seltenen Gast an den glücklichen Gestaden des Pacific, hatte der Feind natürlich nicht rechnen dürfen. Eine ungewöhnliche barometrische Depression brachte jedoch tagelang häßliches stürmisches Wetter. Die Japaner waren auf einen Kampf mit den Forts von San Franzisco und auf einen Kampf mit den wenigen auf der Flottenstation liegenden Kriegsschiffen vorbereitet. Daß ihnen in dem Nebel des Frühmorgens ein Bundesgenosse erwachen würde, das ging über alle Hoffnungen und strategischen Berechnungen weit hinaus.

Ganz verstehen hat man es nie können, wie das alles möglich gewesen war. Das eine aber war sicher, daß unsere Fehler und unsere Gedankenlosigkeit dem Feinde gefährliche Waffen in die Hand gedrückt hatten. Warum sorgten wir nicht besser für unsere Soldaten, warum gab man ihnen, wenn sie den Waffenrock auszogen, nicht soviel Geld, daß sie wenigstens nicht darauf angewiesen waren, ihre Uniformen verkaufen zu müssen, um ein paar Dollar in die Hand zu bekommen? Haben wir es denn nie bemerkt, daß alle diese Uniformen immer sofort spurlos verschwanden, daß sie, an chinesische Händler verkauft, im Chinesen-

viertel von San Franzisco aufgespeichert wurden, um, auf die Soldaten des Tenno zugeschnitten, dessen Invasionsarmee auf amerikanischem Boden mit amerikanischen Uniformen zu versehen, sodaß hierdurch die erste Überraschung erleichtert wurde?

Als die Sonne des 6. Mai in den Fluten des Pacific versank, hatte jeder Japaner seine Ordre für die nächsten Stunden in der Hand, und die fünftausend Mann, die bestimmt waren, in der Morgenfrühe des 7. Mai am Lande die Arbeit in San Franzisco zu besorgen, verschwanden unbemerkt in den Höhlen und Kellern des Chinesenviertels unter der Erde, um dort ihre Uniformen und Waffen zu holen und bald nach Mitternacht bereit zu sein.

Unter der Erde.

Man hatte nach dem Erdbeben geglaubt, den Termitenbau des Chinesenviertels für immer beseitigt zu haben, diese tausend Pferche lichtscheuen Gesindels, diese Maulwurfsgänge einer unterirdischen Wühlarbeit, deren geheimnisvolles System dem Auge des weißen Mannes stets verborgen geblieben ist. Wann war das alte Chinesenviertel entstanden, wann waren diese verborgenen Warenlager, diese Opiumhöhlen und die Schlupflöcher des mongolischen Proletariats angelegt worden, in denen unsagbare Laster ihre Orgien feierten und alles Gesindel stets vor dem zugreifenden Arme der Polizei lautlos im Erdboden verschwand. Wann war das neue Chinesenviertel entstanden? Wann waren auch hier wieder von verborgenen Kellern aus heimliche Minengänge gegraben worden, so daß bald alles war wie einst? Kein Mensch hatte darauf geachtet. Die geheimen Gesellschaften der Mongolen, die unsichtbare und doch überall gegenwärtige Verschwörung der Asiaten gegen das weiße Herrenvolk arbeiteten weiter und schufen unter der Erde eine neue Welt, über die der Straßenverkehr achtlos dahinrollte.

Ein schmaler Kellereingang und schmierige, glitschige Stufen einer Treppe führten zu Hung Wapus Kramladen, an den sich weiter hinten eine Garküche anschloß, aus der der gelbe Mann in eine Opiumhöhle gelangen konnte, und in den Räumen dahinter, vom Tageslicht nie erreicht, spielte sich gewöhnlich noch

Schlimmeres ab. Nie wäre es einem Polizisten gelungen, dieses Nest auszuheben. Er hätte nur leere Räume gefunden oder Kellergewölbe, die mit schnarchenden Chinesen gefüllt waren. Der scheußliche Gestank hätte ihn alsbald umkehren heißen; aber wenn er etwa versucht hätte, weiter vorzudringen und die Wände nach weiteren verborgenen Öffnungen zu untersuchen, so hätte das höchstens den Erfolg gehabt, daß die Unfallsliste des nächsten Tages einen Polizisten als „verschwunden" hätte verzeichnen müssen.

Hung Wapu, dessen feistes Gesicht mit seiner großen Brille fast dem einer alten, fetten Institutsvorsteherin ähnelte, stand am späten Abend des 6. Mai in dem Eingange zu seiner Kellerwirtschaft, aus der stinkender Dunst, das bekannte Chinesenparfüm, und surrendes Stimmengemurmel auf die Straße drang. Eben war die polizeiliche Runde vorüber, und mit listigem Grinsen schaute Hung Wapu dem Policeman nach, der sich mit dröhnenden Schritten entfernte.

Auf zwei Stunden war die Luft rein. Hung Wapu zog sich zurück und schloß die Tür, über der eine grüne Papierlaterne im lauen Nachtwind hin- und herbaumelte. Hung Wapu ging durch sein Warenlager und verschwand dann katzengleich in der Garküche, wo ein paar Dutzend Chinesen am Boden hockten, eifrigst den unnennbaren Delikatessen der chinesischen Küche zusprechend, die schlechterdings alles zu Nahrungsmitteln verarbeitet, was überhaupt weich genug ist, um gekaut zu werden. Niemand hätte den gleichgiltigen Masken der Leute auch nur das geringste angemerkt, niemand hätte unter diesen harmlos schwatzenden und durcheinanderschreienden Söhnen des himmlischen Reiches auf den Gedanken kommen können, daß sich irgend etwas Bedeutendes vorbereite. Sie stopften sich die Backentaschen voll und schauten nicht einmal auf, als nacheinander ein paar Japaner zwischen ihnen hindurchschlüpften und durch die hintere Tür verschwanden.

Es war ganz unauffällig, wie diese Leute einzeln die Garküche passierten, und wem hätte es auch auffallen sollen, daß Hung Wapu ebensoviele kleine Sakeschalen hinten auf seinem niedrigen Tische aufeinanderstellte, als japanische Besucher vorübergegangen waren. Sie alle zogen sich durch eine Seitentür der Opiumhöhle in einen Raum zurück, wo sie sich ihrer Oberkleider entledigten und dafür alte amerikanische Soldatenröcke anzogen. Dann streckten sie sich zum Schlafen auf den Matten des Fuß-

bodens oder auf den Kleiderballen aus, die rings an den Wänden aufgeschichtet waren.

Hung Wapu begleitete jetzt einen seiner chinesischen Gäste die Kellertreppe hinauf bis auf die Straße, setzte sich auf die oberste Treppenstufe und schwatzte leise mit seinem anscheinend nicht mehr ganz nüchternen Landsmann, dabei etwa zwei Dutzend kleiner Sakeschalen mit einem schmutzigen Lappen reinigend, worauf er sie neben sich in einer langen Reihe auf das Pflaster stellte.

In der engen Gasse begann der lebhafte Verkehr einzuschlafen. Allmählich schlossen die meisten der Gaslampen ihre müden Augen und nur die grüne Papierlaterne über Hung Wapus Keller schaukelte weiter im Nachtwinde. Und an manchen der Nachbarhäuser glühten ähnliche farbige Pünktchen. In der Ferne kündete eine Uhr mit hastigen Schlägen die Mitternachtsstunde, worauf irgendwo hoch in der Luft eine Glocke mit blechernem Klange auch zwölf Schläge machte. Vom Hafen her strich ein kühler Luftzug durch die von eklem heißen Dunst erfüllte Gasse.

Hung Wapu flüsterte noch immer mit seinem Gaste und putzte dabei seine Sakeschalen. Allmählich schlief der andere gegen den Türpfosten gelehnt ein und schnarchte aus allen Lungenkräften. Langsam begannen dünne Nebelschatten zu fallen, das Licht der Straßenlaternen bekam einen rötlichen Schein. Da erschien in einiger Entfernung die Gestalt eines Betrunkenen, der schwerfällig sich an den Häusern entlang tastete und nun in scheinbar wieder erwachendem Bewußtsein direkt auf Hung Wapus Keller zukreuzte. „Sake!“ lallte der Betrunkene, sich vor Hung Wapu aufpflanzend, worauf dieser eine abwehrende Bewegung machte. Mit blödem Ausdruck stierte der Betrunkene — es war ein Japaner —, dessen Gesicht in dem grünen Lichtschein der schwankenden Laterne geisterhaft bleich erschien, auf die Sakeschalen vor Hung Wapu, der vor dem Schwankenden seine Schalen mit dem Arm zu schützen suchte.

„Achtundzwanzig Sakeschalen,“ lallte er vor sich hin, „achtundzwanzig Sakeschalen . . .“

In diesem Moment erwachte der schlafende Chinese und schaute den Betrunkenen mit dummem Lachen an.

„Ja, achtundzwanzig Sakeschalen, es ist alles in Ordnung . . . achtundzwanzig Sakeschalen,“ wiederholte der betrunkene Japaner und taumelte weiter an den Häusern hin.

Hung Wapu schien sein Tagewerk mit der Reinigung der achtundzwanzig Sakeschalen beendet zu haben, er stapelte sie aufeinander und verschwand wieder in seinem Keller, wohin ihm der Schläfer von vorhin mit auffallender Gelenkigkeit folgte. Er durcheilte schnellen Schrittes jetzt die Garküche, wo nun auch alles auf den Strohmatten schlief, ging durch die Opiumhöhle und warf in dem dritten Raume seinen chinesischen Rock ab. Die seidene Kappe mit dem daranhängenden Zopf flog in die Ecke, und jetzt mit einem amerikanischen Uniformrock bekleidet, saß der geheimnisvolle Fremde kurz darauf an einem Tisch, wo er beim Scheine einer qualmenden Petroleumlampe eifrig einen Stadtplan von San Franzisco studierte und sich in einem Buche Notizen machte.

Der betrunkene Japaner, der anscheinend Bedenken gehabt hatte, Hung Wapus Garküche zu betreten, schwankte weiter durch die stille Straße und steuerte nun auf eine andere Papierlaterne zu, die ungefähr zehn Häuser weiter über einem ähnlichen Kellereingang schaukelte.

Auch hier traf er merkwürdigerweise den chinesischen Wirt oben auf der Treppenstufe sitzend. Er wollte ihn beiseite drängen und die Treppe hinabstolpern, der Chinese hielt ihn aber auf.

„Wieviel Geld?“ lallte der Betrunkene.

„Wieviel Geld?“ gab der Chinese zurück. „Wieviel Geld wird der große Fremde in des niedrigen Si Wafangs jammervoller Hütte für seines erhabenen Leibes Nahrung bezahlen? Vierzig Käsch, vierzig Käsch wird der erleuchtete Sohn des Sonnenaufgangs für eine dürftige Mahlzeit in Si Wafangs armseligem Hause bezahlen.“

„Vierzig Käsch? Erhabener Si Wafang, ich werde die vierzig Käsch holen. I wo'nt go home till morning till the daylight does appear . . .“ gröhlte der Trunkene dann und schwankte die Straße entlang, worauf auch hier der Wirt in seinen Keller verschwand, nachdem er die Papierlaterne über dem Eingange gelöscht hatte.

Totenstill lag die Straße und niemand ahnte, daß die Wanderratten sich gesammelt, daß unter der Erde die Minengänge gefüllt waren, daß es nur eines Winkes bedurfte, um die wimmelnden Massen hervorzuzaubern.

Von der See her strich ein kalter Hauch durch die stillen Gassen und die Nebelschleier legten sich dichter um das gelbe Licht der Gaslaternen. Vor den chinesischen Kellern erloschen die

Lampen und alles ging zur Ruhe. Dichter wurde der Nebel und überzog das Straßenpflaster mit einem schmierigen Schlamm.

Da knarrte leise die Tür zu Hung Wapus Keller, sie wurde vorsichtig geöffnet, ein leises Klirren erscholl von unten. Dreißig dunkle Gestalten schlichen langsam, einer hinter dem anderen hertappend, die Treppe empor. Lautlos traten sie ihren Marsch an. Zehn Häuser weiter quoll aus dem anderen Chinesenkeller eine gleiche Abteilung und schloß sich ihnen an.

Gelbrot glühte das trübe Licht der Gaslaternen auf den matt glänzenden Gewehrläufen der japanischen Kompagnie, die jetzt ihren Weg zum Hafenkai hinunter nahm.

Zweitausend Schritte weiter war es ein Bataillon, das jetzt im flotten Marsch die Richtung auf die Kasernen des fünften regulären Regiments zum alten Presidio nahm. An der nächsten Straßenecke griff der Führer der Abteilung unmerklich salutierend an die Mütze vor einem Mann in Uniform, der plötzlich aus einem Hauseingang hervortrat. Ein paar leise Worte in den Zwitscherlauten der japanischen Sprache.

„Das ist ein unvermuteter Bundesgenosse,“ sagte der japanische Oberst, indem er mit der Hand durch die immer dicker werdende Luft fuhr.

Vom Turme des Union Ferry Depots schlug die vierte Stunde, dumpf dröhnte von draußen von der See her, vom Goldenen Tor der brummende Ton der Dampfpfeife eines Steamers. Die beiden Offiziere sahen sich an und lächelten, dann setzte die Abteilung ihren Marsch fort.

„Hallo!“ rief jemand den führenden Offizier an. Es war ein Polizist, der an einen Laternenpfahl lehnend anscheinend von dem Marschtritt der Soldaten erwacht war. „Hallo, wo geht die Reise hin?“

„Nach dem Presidio,“ rief ihm der Offizier zu, „Flottenmanöver! Wissen Sie nicht, daß Admiral Sperry heute mit der Flotte San Franzisco angreifen soll?“

„Flottenmanöver,“ knurrte der Polizist vor sich hin, „Flottenmanöver?“ Und dann sah er die lange Kolonne des Regimentes vorüberziehen und im Nebel verschwinden.

„Doch tüchtige Jungens, unsere Kerls von der Armee, tüchtige Jungens! Um 4 Uhr schon auf, tüchtige Jungens.“ Dann wandte er sich, um seine unterbrochene Runde wieder aufzunehmen.

„Das ist wohl schon Sperry,“ sagte er, als noch einmal von der See her das unwirsche Gebrüll der Dampfpfeife herüberschallte, „wird aber wohl nicht viel werden mit dem Manöver bei solchem Nebel.“

Eine kleine Abteilung war vorausgeeilt, ein paar Mann. Sie fanden den Posten am Tor der Kaserne in seinem Schilderhause im festen Morgenschlummer. Als der Soldat erwachte, sah er sich von einem Dutzend Leute umgeben. Schlaftrunken starrte er sie an, mechanisch griff er neben sich nach dem Gewehre, es war fort. Er wollte sich aufrappeln, fühlte etwas kaltes an seiner rechten Schläfe und sah den Lauf einer Browningpistole in der Hand des Mannes vor ihm.

„Hände hoch!“ klang es leise. Und ein paar Sekunden später fühlte er sich gebunden, und ein Knebel in seinem Munde hinderte ihn am Schreien. Er sah, am Boden liegend, wie ein ganzes Bataillon fremder Soldaten in amerikanischen Uniformen auf dem Hofe vor den Baracken Halt gemacht hatte und die Eingangstore bereits besetzte, und unklare Ideen von Flottenmanövern und Überrumpelung, Admiral Sperry und den Japanern zogen durch seine Gedanken, bis sie an dem Begriff Japaner — waren das nicht wirkliche Japaner in amerikanischen Uniformen? — hängen blieben. Was sollte das alles bedeuten?

Drinnen hatten inzwischen Doppelposten jede Mannschaftsstube besetzt, in der Uncle Sams Soldaten allmählich zum Bewußtsein erwachten. Längst waren Gewehre und Munition in den Händen der Japaner, und als dann die Reveille aus einem japanischen Signalhorn die Schläfer vollends ermunterte, blieb nichts weiter übrig, als sich zähneknirschend allem zu fügen, im Kasernenhofe anzutreten und dann um 8 Uhr morgens, von japanischen Truppen eskortiert, waffenlos auf den Ferrybooten die Fahrt nach Angel Island anzutreten, während der Geschützdonner von Fort Point (Winfield Scott) Kunde von dem letzten Widerstand der Amerikaner bei San Franzisco gab.

* * *

Als kurz nach Mitternacht die letzten Posten in den Küstenbatterien von San Franzisco und in den Kasernen abgelöst wurden und nur ein paar schläfrige Soldaten in den Wachtstuben zurückblieben, stand hinter der Seefront der Feind, bis auf den letzten Mann bereit, auf das gegebene Signal zuzupacken und die ahnungs-

losen amerikanischen Truppen im Schlafe abzuwürgen. Und bevor die Posten noch wußten, um was es sich handelte, waren sie entwaffnet und geknebelt. Nirgends warnte ein Schrei, nirgends ein Schuß die schlafenden Soldaten. Als sie erwachten, starrten ihnen die japanischen Bajonette und Gewehrläufe entgegen und es gab keine Möglichkeit sich zu verteidigen, denn der Feind, der über die Örtlichkeiten ganz genau Bescheid wußte, war längst im Besitz aller Munition und aller Waffen.

Und wo war Admiral Sperry mit seiner Flotte? Nirgends. Der Feind hatte richtig gerechnet. Er hatte mit der Sensationslust der amerikanischen Presse gerechnet. Die Depesche, die am Nachmittag des 6. Mai in Los Angeles an den „Evening Standard“ nach San Franzisco aufgegeben wurde, war eine japanische Finte. Als man diese Nachricht dem Blatte aufhängte, Admiral Sperry werde im Verlauf eines — in den nächsten beiden Wochen allerdings zu erwartenden Flottenmanövers — am Morgen des 7. Mai die Einfahrt durch das Goldene Tor zu forcieren suchen, verließ man sich darauf, daß die Redaktion im letzten Augenblicke nicht in der Lage und auch nicht gewohnt sei, sich über die Richtigkeit dieser alle bisherigen Dispositionen umstürzenden Meldung zu informieren, zumal sie mit dem Signum des gewohnten Korrespondenten unterzeichnet war.

So durften die Japaner hoffen, daß das Erscheinen von Kriegsschiffen in der Bai von San Franzisco zunächst keinen Verdacht erregen werde. Und in der Tat fuhren die fünf japanischen Panzerkreuzer und die Torpedodivision, die bestimmt waren, die Flottenstation und die Werften zu überrumpeln und unschädlich zu machen, unter dem Schutze des Nebels unbehelligt und unerkannt, durch die ganze Bai und besetzten die Werft und die Artilleriedepots. Vier Mörserboote bedrohten Bonita Point und Lime Point, bis beide Werke überrumpelt waren.

Was wollten auch die beiden an der Werft in Reparatur liegenden Kreuzer „New York“ und „Brooklyn“ noch ausrichten, da sie nicht einen einzigen scharfen Schuß an Bord hatten. Was nützte es, daß die Deckswache ihre paar Patronen verschoß, bevor auf den beiden Schiffen über dem Sternenbanner die rote Flagge Nippons gehißt wurde.

An einer Stelle war es allerdings zum Kampfe gekommen. Draußen bei Winfield Scott. Denn wenn der Nebel den Japanern

auch in hundert Fällen zuhilfe kam und, wie wir wissen, das als Angriffssignal verabredete Zeichen mit der Dampfpfeife des japanischen Hilfskreuzers „Pelung Maru“ am Hafen als eine Nebelwarnung aufgefaßt wurde, so erlebte der Feind doch andererseits eine fatale Überraschung.

Der zweite Dampfer, der nach der „Pelung Maru“ das Goldene Tor ansteuerte, warf draußen, als das Gebrüll der Seelöwen auf der Klippe deren Nähe verriet, Anker, um das Tageslicht abzuwarten, und markierte diesen Moment dadurch, daß er an Stelle der Dampfpfeife die Schiffsglocke schlagen ließ. Die dicht vor ihm fahrende „Pelung Maru“ vermutete infolgedessen eine Störung des Angriffsplanes und ließ eine Dampfbarkasse zu Wasser, um das vor Anker gegangene Schiff aufzusuchen.

Auf diesem, dem deutschen Dampfer „Siegismund“, befand sich der Kapitän auf der Kommandobrücke und sah plötzlich eine kleine triefende Barkasse mit im Wasser nachschleppender Flagge heranrauschen. Und wie bei einem noch so klug ausgesonnenen Plan immer eine Dummheit gemacht werden muß, so auch hier. Die Barkasse führte die japanische Kriegsflagge und der Leutnant am Ruder rief den „Siegismund“ japanisch an. Dieser Vorgang unter den Kanonen amerikanischer Batterien machte den deutschen Kapitän stutzig. Er konnte sich nicht vorstellen, was eine japanische Kriegsschiffsbarkasse beim Morgengrauen vor den Batterien von Golden Gate zu suchen habe, und in der Meinung, daß diese Tatsache dem Kommandanten des Forts interessant sein müßte, gab er durch Funkspruch nach dem Fort die Nachricht hinüber: „Treffe hier unweit der Seelöwenklippe die Barkasse eines japanischen Kriegsschiffes, was heißt das?“

Diese Meldung alarmierte in Winfield Scott die Besatzung, die sofort an die Geschütze kommandiert wurde, worauf man dort gespannt den weiteren Verlauf der Dinge abwartete.

Eine Funkspruchfrage nach anderen Stationen blieb unbeantwortet, weil diese sich bereits im Besitz der Japaner befanden, deren Telegraphisten nicht schlagfertig genug waren, um beruhigend zu antworten. Weil nun der Kommandant von Winfield Scott ohne Antwort blieb, schöpfte er Verdacht, der kurz darauf seine Bestätigung fand, als eine Infanterieabteilung versuchte, von der Kehle des Forts aus in die Batterie einzudringen. Ein paar scharfe Schüsse während des ersten Sturmlaufes mit dem Bajonett

und die im Innern des Forts einschlagenden Gewehrkugeln ließen sofort erkennen, daß es ernst sei. Gleichzeitig zerteilte ein Windstoß auf ein paar Sekunden den Nebel auf der See und zeigte draußen die schattenhaften Umrisse mehrerer großer Schiffe. Ohne weiteres ließ nun der Kommandant von Winfield Scott mit den schweren Geschützen das Feuer dorthin eröffnen.

Das waren die Schüsse, die im Postamt von San Franzisco gehört wurden, und Tom hatte auch ganz recht, als er kurz darauf das Knattern des Infanteriefeuers zu vernehmen glaubte.

Bei der geringen Munitionsdotierung der Friedensausrüstung der Küstenbefestigungen — Salutkartuschen hatte man im Überfluß — war Winfield Scott trotzdem unhaltbar. Das Fort ballerte die paar Dutzend Granaten ziemlich ziellos in den Nebel hinaus, ohne in der Tat auch etwas zu treffen. Dann begann der aussichtslose Kampf der Besatzung gegen die Maschinengewehre der Japaner, deren Geschosse zwar an den Wällen und Stahlpanzern der Geschütze unschädlich wie Hagelschlag abprallten, aber doch die Besatzung rasch zusammenschmelzen ließen. Noch schneller schwand freilich die Munition der Amerikaner dahin, und als gegen 10 Uhr zwei japanische Regimenter den Sturm auf das Fort unternahmen, fiel mit der letzten Patrone auch der letzte Verteidiger, und an Stelle des Sternenbanners stieg die aufgehende Sonne Dai Nippons am Flaggenmast von Winfield Scott empor.

In der Stadt bekamen der Bahnhof, die Post- und Telegraphenämter, das Rathaus und die meisten öffentlichen Gebäude eine kleine japanische Besatzung und auf den Molen von Oakland begann jetzt schon, vormittags am 7. Mai, die Verladung der japanischen Truppen nach Osten hin. In San Franzisco verblieb nur eine ständige Garnison von knapp 5000 Mann, die die Küstenwerke besetzten und sofort für die Verteidigung herrichteten. Dasselbe geschah natürlich mit den Werften und der Flottenstation, mit Oakland und den übrigen Städten an der Bai.

Das plötzliche Erscheinen des Feindes hatte überall die Energie vollständig gelähmt. Das herzbeklemmende Gefühl: das ist das Ende, die niederdrückende Massensuggestion, daß nun alles aus sei, daß es doch nichts mehr nütze, gegen einen Feind sich zu erheben, dessen Soldaten gleichsam aus allen Löchern und Ritzen hervorquollen, beherrschte so sehr die Bevölkerung der Pacificstaaten, daß selbst da, wo ein paar beherzte Männer sich zusammentaten, ihnen

niemand folgte. Hätte man wenigstens nur soviel Entschlossenheit besessen wie jene Frau des mexikanischen Fischers, der am Montag Morgen mit reichem Fang im Hafen von San Franzisco ankam und am Kai dicht neben einem japanischen Zerstörer festmachte. Als sogleich ein japanischer Unteroffizier an Bord kam und die Ladung für die japanische Armee in Anspruch nahm, pflanzte sich die Frau des Fischers, eine derbe Schönheit mit flottem Schnurrbart, vor dem Japaner auf und schrie ihn an: „Was, Du Knirps, Du willst unsere Fische haben," und griff aus einem Haufen an Deck einen handlichen Silberfisch heraus und schlug ihn dem verdutzten Krieger so nachdrücklich links und rechts um die Ohren, daß der Japaner hinterrücks ins Wasser flog und wie ein prustender Seehund unter dem Gelächter der Zuschauer eiligst nach dem Zerstörer hinüberschwamm.

Lag nun nicht die Gefahr vor, daß ein so entschlossenes und in tausend Fährlichkeiten erprobtes Volk wie das amerikanische sich wie ein Mann erhob, um mit dem Revolver und dem Browning und schließlich mit den primitivsten Waffen, zu dem jedes Messer und jede Radspeiche werden konnte, die kleinen Garnisonen des Feindes in den einzelnen Städten zu Paaren zu treiben und das Vaterland von der Überschwemmung mit diesen wimmelnden gelben Ameisen zu befreien? Die weißen Zettel, die an allen Straßenecken klebten, gaben darauf die Antwort.

Die Stadtverwaltungen standen hinfort unter dem Befehl eines japanischen Militär-Gouverneurs, der den gesamten amerikanischen Verwaltungsapparat bis auf das letzte Rädchen unberührt ließ. Sogar die städtische Polizei blieb im Amte. Das gesamte bürgerliche Leben konnte seinen gewohnten Gang weitergehen und nur die Maschinengewehre vor den japanischen Wachthäusern an den Zentren des Verkehrs ließen erkennen, wer jetzt Herr im Lande war. Alle Beamten und die ganze Stadtverwaltung waren aber durch ein außerordentlich sinnreiches und wirksames System gefesselt.

In den Bekanntmachungen des japanischen Militär-Gouverneurs wurde die Stadt, sobald nur die geringste Widersetzlichkeit vorkäme, mit förmlich strangulierenden Gewaltmaßregeln bedroht. Zwischen Oakland und San Franzisco lagen drei japanische Kreuzer, die geladenen, stets bemannten Geschütze auf die beiden Stadtfronten gerichtet. Auf das erste Alarmzeichen hatten sie den Befehl, schonungslos das

Bombardement zu eröffnen. Daß die Beschießung einer Stadt wie Frisco durch ein paar Dutzend Schiffsgeschütze wohl anfangs großen moralischen Eindruck machen werde, aber unmöglich viel Schaden anrichten konnte, das machte man sich freilich nicht klar. Aber der Feind verfügte ja noch über andere Mittel. In demselben Moment, wo er genötigt sein würde, die Geschütze spielen zu lassen, erklärte der japanische Militär-Gouverneur ferner, werde er der Stadt Wasser und Licht abschneiden und zwar auf eine Dauer, die jeden Widerstand innerhalb 24 Stunden ersticken mußte. Zu diesem Zweck waren sowohl die Gas- und Elektrizitätswerke in kleine Festungen verwandelt, die mit Geschützen und Maschinengewehren gegen jeden Angriff gesichert waren. Gegen sie konnten Zehntausende nutzlos Sturm laufen, die Stadt blieb in Dunkel gehüllt und die einzige Beleuchtung würde, wie der japanische General dem Bürgermeister von San Franzisco mit verbindlichem Lächeln versicherte, der Lichtschein platzender Granaten in den Straßen sein.

In derselben Weise waren die städtischen Wasserwerke hier und in allen Städten, die von den Japanern besetzt wurden, gesichert. Keinen Tropfen Wasser würde die Stadt erhalten und was das bedeute, möge sich der Herr Bürgermeister nur daheim von seiner Frau auseinandersetzen lassen. So waren die japanischen Besatzungstruppen trotz ihrer teilweise lächerlich geringen Zahl vor Überraschungen geschützt. Denn das furchtbare Elend, was innerhalb dreier Tage über Stockton, wo eine kühne, schnell organisierte Bürgerwehr die japanische Garnison in der Stärke von nur einer Kompagnie vernichtet hatte, hereinbrach, war ein Warnungszeichen, das nicht unbeachtet blieb. Die Bevölkerung des ganzen Westens, die sich zähneknirschend zwar, aber doch ruhig der Gewalt fügen mußte, horchte hilfesuchend nach Osten hin, sehnsüchtig gespannt, von dort den Geschützdonner des amerikanischen Heeres zu hören. Aber gab es denn noch ein amerikanisches Heer, gab es noch eine Hoffnung, da Monate vergehen mußten, bis eine amerikanische Armee im Felde erscheinen konnte?

* * *

Die Irreführung des „Evening Standard“ mit jener verhängnisvollen Depesche hatte übrigens eine lehrreiche Vorgeschichte. Was hatte denn auch in dieser schrecklichen Zeit keine Vorgeschichte.

Um der Nachricht von dem Flottenmanöver im „Evening Standard“ an dem kritischen Tage die nötige Beachtung zu sichern, hatte man jene Zeitung und die Einwohner von San Franzisco daran gewöhnt, daß „unser Marine-Korrespondent“ im „Evening Standard“ seine Leser seit Monaten schon mit verblüffend richtigen Meldungen über die amerikanische Flotte und das ganze Seewesen versorgte.

Mr. Alfred Stephenson schlug sich in Los Angeles als Redakteur des „Los Angeles Advertiser“ recht und schlecht durchs Leben. Die Sorgen des Daseins machten ihm jedoch viel zu schaffen, und das kam daher: Mrs. Olinda Stephenson wollte eine gesellschaftliche Rolle spielen, und zwar eine Rolle, die mit dem Einkommen ihres Herrn Gemahls durchaus nicht in Einklang stand. Mr. Stephenson hatte deshalb öfters mit Anfechtungen in seinem Berufe zu kämpfen, überwand sie aber lange Zeit siegreich und wies alle Anerbieten, deren Annahme ihn selbst in seiner persönlichen Achtung herabgesetzt haben würde, zurück. Dadurch blieben aber die Finanzdebatten im Hause Stephenson eine dauernde Erscheinung, und wie ein Finanzminister gebrauchte er beträchtliche Mengen von Widerstandsenergie, um die finanziellen Ansprüche der Opposition in seinen vier Wänden herabzumindern oder durch passiven Widerstand lahm zu legen. Allmählich begannen aber diese Kümmernisse Mr. Stephenson zu erschöpfen, und sein Checkbuch, das er des Renomees halber stets bei sich führte, blieb eine zwecklose Attrappe.

Konnte man es ihm deshalb verdenken, daß er mit beiden Händen zugriff, als ihm eines Abends in einer Bar in Los Angeles ein fremder Herr das Anerbieten machte, ihm regelmäßig Nachrichten aus dem Marinedepartement für den „Evening Standard“ zuzustecken? Die Sache mußte natürlich mit der größten Heimlichkeit geschehen. Der Fremde sagte Stephenson, ein Unterbeamter im Marinedepartement, sei bereit, ihn gegen die Zahlung von 200 Dollars jährlich mit solchen Nachrichten zu versorgen. Der Erfolg war überraschend. Die Meldungen „unseres Marineberichterstatters“ machten bald Aufsehen, und das glänzende Honorar aus San Franzisco glich nun das Defizit in Stephensons häuslichem Etat aus, Mrs. Olinda plätscherte im Gelde und die ärgerlichen Finanzdebatten verstummten. Seitdem erhielt Stephenson regelmäßig geheimnisvolle Briefe, die in Pasadena auf

der Post aufgeliefert waren und deren Herkunft er selber nicht kannte, mit denen der „Evening Standard“ aber die gesamte Presse der Vereinigten Staaten stets glänzend schlug, und die niemals dementiert wurden.

Natürlich fiel die Sache in Washington auf. Man war sich sofort darüber klar, daß hier tatsächlich geheimes Nachrichtenmaterial veruntreut wurde. Man suchte den Schuldigen im Marinedepartement, ohne ihn jedoch zu finden. Dort suchte man freilich auch vergeblich. Die Sache war nämlich die: Zu der Reihe der Funkspruchstationen, durch die das Marinedepartement in Washington mit allen Kriegshäfen und Flottenstationen und mit der Flotte selber, wenn sie draußen war, in steter Verbindung war, gehörte auch die große Station auf dem Wilsons Peak neben dem Observatorium, dessen helles Zinkdach, wenn es die Sonnenstrahlen zurückwirft, von Los Angeles aus deutlich zu sehen ist. Alle dort einlaufenden und nach San Diego und Mare Island weitergegebenen Nachrichten konnten nun mit absoluter Sicherheit an der Funkspruchleitung abgelesen werden, die unauffällig an dem riesenhohen Windmotor auf einer Orangenplantage zwischen Pasadena und Los Angeles angebracht worden war. Dem Uneingeweihten mochten die Drähte als zu einem Blitzableiter gehörig erscheinen. Der japanische Besitzer jener Plantage hatte nun nichts weiteres zu tun, als das Nachrichtenmaterial vom Morseschreiber seines Apparates abzulesen und das ihm davon geeignet erscheinende an Mr. Stephenson durch die Post zu senden, und der „Evening Standard“ konnte einige Stunden später mit den Depeschen seines unfehlbaren Marineberichterstatters prunken.

So wurde Stehenson, ohne es zu ahnen, ein Rad in der großen Maschine, die dem Feinde die Bahn bereitete, und da der „Evening Standard“ in dieser Hinsicht als durchaus zuverlässig galt, so zweifelte auch niemand an seiner Depesche, als sie Admiral Sperrys Angriffsmanöver für den 7. Mai ankündigte, obgleich das die erste falsche Meldung war, die Stephenson seinem Blatte übermittelte.

Eine Bilanz nach 48 Stunden.

Wenn ein Dampfer am Hafenkai liegt und seine Ladung einnimmt, wenn vom Lande aus hochbeinige Krähne die Ballen und Fässer und Kisten hinüberreichen und sie mit schnarrendem Kettengerassel in die Luken des Schiffskörpers versinken lassen, und vom Dampfer lange Krahnarme nach dem Ufer hinübergreifen und die mit Stahltauen umschnürten Holzhäuser mit den schweren Maschinen drin von den niedrigen Lowrys auf dem Geleise des Schienenstranges langsam emporheben und die schwebende Last sich in der Luft langsam zu drehen beginnt und mit ächzendem Wehlaut an der Reeling anstößt, daß krümelnde Holzstückchen herabfallen, und wenn der Lademeister, der zu den Leuten an der Dampfwinde hinüberschimpft und seine Papiere mit den Zetteln des Zollbeamten vergleicht, wenn der eine einen blauen Strich im Konnossement macht und der andere mit dem angefeuchteten Bleistiftstummel jedes Stück der Ladung in seiner Liste markiert, dann kommt auch endlich eine kleine Kiste an die Reihe, die seit gestern schon unter dem Schutzdach des geteerten Öltuches geduldig wartet. „Eine Kiste optischer Instrumente,“ sagt der Zollbeamte und macht einen blauen Strich. „Eine Kiste optischer Instrumente,“ wiederholt der Lademeister und macht einen Bleistiftstrich und ruft: Vorsicht! wenn ein Arbeiter die schwere Kiste hochkanten will. Dann faßt der Greifhaken des Krahnbalkens oben in die Schlinge des Stahltaus und mit stotterndem Zungenschlag setzt das rasselnde Räderwerk der Dampfwinde ein, der Stahldraht scheuert sich knisternd in die Wand der Kiste ein, das Faß daneben rückt mürrisch beiseite, ärgerlich schurrt die Holzumkleidung eines gußeisernen Maschinenteils splitternd über die nassen glitscherigen Köpfe der Pflastersteine. Oliaho . . . Oliaho machen die Arbeiter und

schieben nach. Spritzende Tropfen öligen Wassers, fauchende Dampfstrahlen, und unter dem harten Stottern der Dampfwinde, unter Schreien und Schimpfen versinkt das Ganze im Schiffsraume, auch die Kiste mit den optischen Instrumenten. Neben freundlichen weißen Kisten mit blinkenden Stahlwaren wird sie zwischen weichen Ballen von Lederpappe im Raume für Stückgut sicher gebettet. Aber wenn der Lärm dort oben verstummt ist, wenn die einbrechende Nacht die schnarrenden Winden und die klirrenden Ketten zur Ruhe verweist, wenn nur der schleppende Schritt der Deckswache oben einen Widerhall findet, dann — ja dann kann man es hören. In dem Innern der Kiste geht es ganz leise Tick . . . Tick . . . Tick. Das Uhrwerk ist aufgezogen und auf die Sekunde gestellt. Tick . . . Tick macht es. Wenn das Schiff ganz weit draußen ist und die Passagiere schlafen und die Wache auf der Back nach der Brücke hinübersingt: „Lampen brennen. Alles wohl!“, dann ist das Uhrwerk abgelaufen, dann stockt die Feder und löst einen kleinen Hammer aus. Zehn Kilo Dynamit genügen. Und eine Viertelstunde später irren nur noch ein paar mit Menschen vollgestopfte Boote halb sinkend über die Wogen, die den stolzen Dampfer verschlungen haben.

Tick, Tick, Tick geht es unten im Raume; die Uhr ist gestellt. Unaufhaltsam geht es Tick, Tick, bis die Stunde kommt, die niemand kennt. Man kann nie wissen, was für Ladung man an Bord nimmt. Einmal muß die Stunde kommen. Aber niemand weiß es.

* * *

Auch wir hatten die Stunde nicht gewußt. In der Zeit, da der kleine Zeiger viermal die Runde machte, hatte unser Land ein ganz anderes Aussehen erhalten, und die Bilanz über die letzten 48 Stunden, die die Presse am Dienstag Morgen zog, wirkte geradezu niederschmetternd. Dem Erscheinen des Feindes im Westen waren im Osten, waren in New York die ersten Schläge auf finanziellem Gebiete gefolgt. In Wall Street eröffneten am Montag die Eisenbahnwerte, soweit sie die Linien betrafen, die über das Felsengebirge nach Westen führten, mit Minimalkursen, die nahe an Makulatur streiften. Anscheinend waren in der ersten Panik ungeheure Massen sinnlos auf den Markt geworfen worden, bis dann in der zweiten Börsenstunde plötzlich, nachdem Milliarden in fliegender Hast umgesetzt waren, unter dem Eindruck von

Massenkäufen durch eine starke Hand eine leise Aufwärtsbewegung einsetzte, aber bevor diese richtig erkannt wurde, hatten die Eisenbahnmagnaten des Westens bereits das ganze schwimmende Material restlos aufgekauft. Sie konnten mit der Realisierung ihrer Millionenverdienste warten, bis erst die amerikanische Armee den Feind wieder vertrieben hatte.

Gleichzeitig kamen von jenseits des Ozeans die riesenhaften Verkaufsordres von London. Die alte Welt suchte sich aller amerikanischen Papiere zu entledigen, und man machte in der Union nur von neuem die alte Erfahrung, daß in der Stunde eines politischen Zusammenbruchs jeder Staat ganz allein dasteht und daß an dieser Tatsache alle diplomatischen Richtigkeiten und alle unschädlichen Rührseligkeiten fremder Völker nichts ändern. So war es nach der Schreckensnacht von Port Arthur gewesen, so war es auch jetzt.

Wie es möglich gewesen war, daß sich die Japaner innerhalb 24 Stunden in den Besitz der Pacificstaaten setzen konnten, war in allen Einzelheiten natürlich noch nicht zu übersehen. Die in den nächsten Tagen und Wochen einlaufenden Nachrichten ergaben aber ungefähr folgendes Bild: Die Zahl der auf amerikanischem Boden ansässigen Japaner betrug rund 100 000 Mann. Wir wissen, daß die Japaner sich nicht nur als Kleingewerbetreibende, als Händler und Kaufleute in den Städten niedergelassen hatten, daß sie als Farmer, als Obstzüchter, überall zu finden waren; japanische Kulis, mongolische Erdarbeiter waren bei allen Bauten, an allen Eisenbahnstrecken beschäftigt. Die gelbe Flut drohte bereits die Grundlagen unseres Wirtschaftslebens durch Unterbieten aller Preise zu unterspülen. Der gelbe Einwanderer, der dem amerikanischen Arbeiter Hacke und Spaten, Axt und Säge aus der Hand nahm, der in die Fabriken und Werkstätten eindrang und bei Lohnkämpfen ein rücksichtsloser Streikbrecher war, er war nicht nur in den Pacificstaaten sondern, das Felsengebirge überschreitend, bis tief in den Osten hinein ein Gast geworden, der, kaum angekommen, mit einem Tsuschima-Lächeln schon seine Rechte, seine politischen Rechte forderte. Der Einzelne erregte keinen Verdacht und ward auch nicht unbequem, und immer haben es die Mongolen verstanden, die Vorpostenkette ihres Volkes auf amerikanischem Boden nirgends so zu verdichten, daß das japanische Element irgendwo besonders aufgefallen wäre. Aber sie waren überall.

Es ist uns häufig gesagt worden, daß jeder an der Pacificküste landende oder über die kanadische und mexikanische Grenze kommende Japaner ein vollkommen ausgebildeter Soldat sei. Aber wir haben das mehr als ein politisches Kuriosum, als eine japanische Eigentümlichkeit, denn als ein Warnungszeichen angesehen. Daß aber diese ganze Ansiedelungspolitik nach einem bestimmten Plane geregelt wurde, daß jeder japanische Einwanderer seine militärische Stellungsordre hatte und daß er mit der im geheimen arbeitenden militärischen Zentrale in San Franzisco stets in Verbindung blieb und auch in gewissen Zwischenräumen durch reisende japanische Händler und Agenten — es waren Generalstabsoffiziere, die gleichzeitig die wichtigen Terrainstudien für den Kriegsfall machten — kontrolliert wurde, das blieb unsern Augen verborgen. Ebensowenig wußten die Unternehmer im Staate Washington, die aus Kanada Hunderte von japanischen Holzfällern bezogen, wußten die Eisenbahngesellschaften, die japanische Streckenarbeiter anstellten, daß sie damit eine japanische Kompagnie in ihren Dienst nahmen.

So vollzog sich der Aufmarsch für den kommenden Krieg in großem Maßstabe während des Jahres 1907, bis das starke Zuströmen der japanischen Einwanderer endlich zu den bekannten Konflikten führte. Wir haben es damals als einen Triumph unserer Diplomatie angesehen, daß Japan angesichts der drohenden Haltung Californiens nach etwas diplomatischem Strohfeuer klein beigab und das bekannte Auswanderungsverbot für Hawai und die Pacificküste erließ und gleichzeitig eine Anzahl der Auswanderungsgesellschaften daheim auflöste.

Tatsächlich hatte Japan damals seinen militärischen Aufmarsch in unserem Lande im vollsten Frieden beendet und stieß nur noch bei der letzten Konzentrierung des Kuli-Importes auf Schwierigkeiten. Tatsächlich war die japanische Invasion, von der unsere Politiker in einer fernen Zukunft träumten, bereits um die Jahreswende 1907/8 fertig. Die japanische Armee auf unserem Boden stand Gewehr bei Fuß und wartete bis man daheim finanziell und militärisch ebenfalls fertig wurde und die Parole zum Angriff ausgegeben werden konnte.

Wenn wir heute die Zeitungen aus jenen Jahren durchblättern, müssen wir darüber lächeln, daß wir uns damals haben einreden lassen können, die japanische Gefahr sei durch den diplomatischen Rückzug der Regierung in Tokio und durch das Verbot

der Auswanderung nach Nordamerika gebannt. Damals schrieben unsere Zeitungen, Japan habe eingesehen, daß es den Bogen überspannt habe, es weiche jetzt zurück, weil ihm Admiral Evans Flottenfahrt gezeigt habe, daß wir gerüstet seien. So wenig kannten wir den Charakter der Mongolen.

An die Anwesenheit eines so starken japanischen Bevölkerungselementes in dem Völkergemisch unserer Weststaaten allmählich gewöhnt, haben wir es versäumt, das Treiben dieser so harmlos aussehenden japanischen Ansiedler zu kontrollieren. Viel zu beobachten gab es freilich auch nicht, aber es wäre doch interessant gewesen, den Inhalt der zwar nicht umfangreichen, aber regelmäßig eingeschmuggelten Warentransporte über die mexikanische und kanadische Grenze zu untersuchen. Warum haben wir uns dabei beruhigt, daß dem Grenzschmuggel doch nicht zu steuern sei? Es waren nicht die traditionellen Klavierkisten und nicht die famosen landwirtschaftlichen Maschinen, deren Absatz nach kriegführenden oder kurz vor dem Ausbruch eines Krieges stehenden Staaten erfahrungsgemäß immer einen so sonderbaren Aufschwung nimmt. Mit so plumpen Mitteln arbeiteten die Gelben nicht. Es waren kleine gefällige Kistchen mit zerlegten Gewehren und Handwaffen. Und wenn ein japanischer Farmer einen Erntewagen aus Kanada bezog, so war es ein reiner Zufall, daß die außerordentlich stark gebauten Räder dieses Karrens genau an ein Feldgeschütz oder an eine Protze paßten. Das Rohr bezog dann der Nachbar, der zum Bau seines Hauses eiserne Säulen brauchte, in deren Innern die Teile des Geschützrohres angelötet waren. So kam im Laufe der Jahre allmählich die gesamte Kriegsausrüstung für die japanische Armee in ganz unverdächtiger Form heimlich über unsere Grenze.

Und geschickt sind die Japaner, geschickt im Zusammensetzen und Montieren ihrer Waffen, geschickt auch im Verbergen. Oder ist jemals einem Menschen die Idee gekommen, wenn er das japanische Gasthaus unweit des Bahnhofes in Reno besuchte, daß der freundliche Wirt, der immer so viel Späße machte, ein Bataillonskommandant war? Hatte jemand eine Ahnung, daß die kalifornischen Weinfässer in seinem Keller gar nicht imstande waren, dieses Produkt der pacifischen Sonne von sich zu geben, sondern sechs Maschinengewehre bargen, und daß hinten im Hofgebäude das im Laufe von zwei Stunden vollständig kriegsbereit zusammensetzbare Material einer Maschinengewehrabteilung sich befand, und

daß auf dem Boden des Hauses die angeblich von mehreren Reisenden in Verwahrung gegebenen Koffer und Kisten die Munition dazu enthielten? Hat man Zeit, so läßt sich das alles Stück für Stück unauffällig ins Land schaffen. Und man kommt dabei nicht einmal mit unsern Gesetzen in Konflikt.

Und dann begann es sich zu regen in den letzten Apriltagen. Es waren viele Japaner auf Reisen, aber wie kann das auffallen in einem Lande, wo so viel gereist wird wie bei uns. Der Feind sammelte sich. Die Leute kamen auf den Stationen an und verschwanden wieder im Lande, verschwanden nach ihren Sammelplätzen, in den Einöden des Gebirges. Jeder fand dort sein Gewehr, seine Munition und seine Uniform, alles genau so, wie er das auf dem Papier in japanischen Lettern verzeichnet fand, das er bei seiner Landung erhalten hatte und das bei zufälligen Besuchen japanischer Freunde immer wieder ergänzt und aufs neue mit den von San Franzisco ausgegebenen Ordern in Einklang gebracht wurde.

Alles klappte. Es konnte doch auch nicht auffallen, daß zu dem in der kleinen Stadt Irvington auf den 8. Mai festgesetzten Jahrmarkt bereits am Sonnabend zahlreiche Wagen mit japanischen Farmern von auswärts eintrafen und daß diese auch ein paar Dutzend Pferde mit auf den Markt brachten. Und wer konnte es den Leuten verdenken, daß sie in dem japanischen Gasthof einkehrten, der mit seinen weiten Stallgebäuden für diese Zwecke besonders geeignet war. Früher hatte man jenen Japaner verlacht, dann aber wegen seines Geschäftssinnes bewundert, weil er es verstanden hatte, den ganzen Pferdehandel in Irvington in seiner Hand zu konzentrieren.

Als dann am anderen Tage zur Zeit des Kirchganges — die Japaner waren ja Heiden — die Straßen in der Sonntagsstille vollkommen vereinsamt dalagen, da mußten die paar Leute, die sich zufällig in der Mainstreet befanden, an eine Spukerscheinung glauben, als sie aus der Einfahrt neben dem japanischen Gasthause eine Feldbatterie von sechs Geschützen und sechs Munitionswagen ausrücken sahen. Die Batterie setzte sich sofort in Trab und verließ die Stadt, um draußen in einer Feldschanze in Stellung zu gehen, wo bereits ein Dutzend Leute emsig mit Spaten und Hacke an der Schanzarbeit waren.

Man alarmierte die Polizei von Irvington, weckte auf dem

Post Office einen schlafenden Beamten und telegraphierte nach der nahegelegenen Militärstation, aber man telegraphierte nur noch ins Blaue hinaus, man bekam keine Antwort mehr, die kupfernen Nervenstränge des Verkehrs waren längst in der Kontrolle des Feindes, und auch diese telegraphische Warnung wäre schon zu spät gekommen, denn um 9 Uhr war jene Militärstation — mehr als die Hälfte der Kompagnie befand sich wie immer auf Urlaub — bereits von japanischen Truppen überrumpelt worden.

Hunderttausend Japaner auf amerikanischem Boden hatten die Vorpostenlinien nach Osten besetzt, längst bevor man sich in den Pacificstaaten überall über die Sachlage klar wurde. Im Laufe des Sonntags begann dann nach der Einnahme von San Franzisco, nach der Besetzung Seattles, San Diegos und der anderen befestigten Küstenstädte, die Landung der zweiten Staffel der japanischen Armee, und am Montag abend mochten an 170 000 Mann die Pacificstaaten in ihrer Gewalt haben.

* * *

Bei der Unterbrechung der Eisenbahnverbindungen am Sonntag Morgen hatte der Feind das Prinzip verfolgt, alle Züge auf der Fahrt von Osten nach Westen ungehindert passieren zu lassen. Innerhalb der von der japanischen Vorpostenlinie begrenzten Zone häufte sich somit ganz automatisch ein gewaltiges Wagen- und Maschinenmaterial auf. Alle Züge, die in der Richtung nach Osten fuhren, wurden jedoch angehalten und teils wieder auf derselben Strecke zurückgeschickt, teils zur Beförderung der japanischen Truppen in vorgeschobene Stellungen und zur Verbindung der Etappen untereinander benutzt. In einzelnen Fällen machte man mit diesen Eisenbahnzügen auch kühne Vorstöße auf weiter nach Osten gelegene amerikanische Militärposten, die man überfiel, und auf die Depots, in denen die Gewehre und die Munitionsvorräte für die Milizarmee lagerten.

Nur in wenigen Fällen versagte dieser Riesenmechanismus. Das eine Mal eben in Swallowtown, wo es nicht auf den Expreß in der Richtung nach Umatilla, sondern auf den Lokalzug nach Pendleton abgesehen war. Die verspätete Ankunft des Expreßzuges und die vorzeitige Besetzung der Station kurz vor der fahrplanmäßigen Ankunftszeit des Lokalzuges und schließlich die helden-

mütige Tat des Stationsbeamten brachte eine unvorhergesehene Störung. Wir wissen, daß man bei der Rückkehr des Expreßzuges nach Swallowtown Toms Wärterbude leer fand. Der Feind war auf und davon und mit ihm die beiden auf der Station gefangen gehaltenen Farmer. Die schleunigst von Walla Walla herbeigerufene berittene Polizei entdeckte die beiden auf ihrem Wagen festgebundenen Leute am Nachmittag ein paar Meilen westlich der Station in einer Bodensenkung und fand in dem Wagen zufällig auch einen Fahrplan der Oregonbahn mit einer Bemerkung in japanischer Schrift neben der Ankunftszeit des Lokalzuges von Umatilla. Offenbar hatte der Führer der Abteilung diesen Fahrplan auf der Flucht verloren. Als die Polizisten am Abend die Station Swallowtown wieder erreichten, passierte kurz darauf ein japanischer Militärzug in der Richtung nach Pendleton. Die neben der Station wartenden Polizisten erhielten aus dem langsam fahrenden Zuge heftiges Feuer, das sie energisch erwiderten; doch der Kampf war zu ungleich. In wenigen Minuten war alles entschieden.

Am Montag Abend befand sich ein riesenhaftes Eisenbahnmaterial in der Gewalt des Feindes, das ihm ganz von selbst in die Arme gelaufen war und das mehr als ausreichend für seinen Zweck war.

Mit dem von Victoria (Britisch-Columbia) gemeldeten Erscheinen einer Flotte in der San Juan de Fuca-Straße, von wo sie nach Port Townsend und dem Puget-Sund weitergefahren sei, hatte es seine Richtigkeit gehabt. Ein Kreuzergeschwader hatte in der Morgendämmerung des Sonntags Esquimault und Victoria passiert. Einige Stunden darauf hatte man aus der Richtung von Port Townsend Kanonendonner herüberschallen hören. Die britischen Hafenbehörden hatten eine auffallende Nervosität verraten und hatten die Abfahrt des fälligen Dampfers nach Seattle verhindert. So konnte man auf die von amerikanischer Seite am Montag früh kommende telegraphische Anfrage nach den fremden Kriegsschiffen, die übrigens keine Flagge geführt hatten, auch nur ganz unbestimmt antworten, da man selber nichts wußte. In Victoria herrschte wegen der zahllosen vagen Gerüchte von dem Ausbruch eines Krieges ungeheure Aufregung; auf der Flottenstation aber rührte sich nichts. Ein Kreuzer lief am Montag in der Richtung nach Port Townsend aus, tauschte dann mit Esquimault zahl-

reiche Signale, nahm hierauf Kurs auf Cap Flattery und ging seewärts. Großen Eifer, der Sache auf den Grund zu kommen, zeigte man also nicht.

Tatsächlich hatte ein Kampf zwischen den japanischen Schiffen und den Werken von Port Townsend stattgefunden. Ein Teil der feindlichen Flotte war mit den Truppentransportdampfern nach dem Puget Sund weitergegangen, fand dort die Marinedepots und die Befestigungen, das Arsenal und die Werften — das vor Port Orchard liegende Panzerschiff „Texas“ war durch die von den Japanern genommenen Strandforts zusammengeschossen worden — bereits in den Händen der japanischen Truppen, die Seattle ähnlich wie San Franzisco in der Morgenfrühe überrumpelt hatten und begann sofort mit der Ausschiffung der Truppen und der Landung des Kriegsmaterials. Dagegen war ein mit unzureichenden Kräften unternommener Handstreich auf Port Townsend fehlgeschlagen. Die ängstliche Fernhaltung der Japaner von den neuarmierten Küstenwerken und die in der kleinen Stadt leichter mögliche Überwachung der Asiaten hatte hier eine heimliche Zusammenziehung größerer feindlicher Streitkräfte unmöglich gemacht. Hier mußten die Geschütze sprechen. Und damit hatte der Feind von vornherein gerechnet.

Wie gut aber die Japaner über alle Einzelheiten unserer Verteidigung unterrichtet gewesen sind, wie gut sie jede einzelne Batterie, ihre Geschütze und ihre Munitionsvorräte kannten — natürlich waren auch hier wieder beim Schanzenbau japanische Erdarbeiter verwendet worden; sie arbeiteten ja so billig, die als Kulis verkleideten japanischen Ingenieure —, bewies die Tatsache, daß Japan hier eine ganz neue Waffe ins Gefecht führte. Von den 8,2 Millionen, die im Frühjahr 1908 dem Kongreß für den Ausbau der Küstenbefestigungen abgerungen waren — mehr zu erreichen war ja nicht möglich bei der Heidenangst unserer Volksvertretung vor einem Defizit —, wurden hier auf den Felsenhöhen bei Port Townsend zwei neue Mörserbatterien gebaut, die, selbst unerreichbar für jedes Schiffskaliber, mit ihrem Steilfeuer von oben herab in der Lage waren, die Decks feindlicher Schiffe zu durchschlagen und damit jedem Panzerschiff den sicheren Untergang zu bereiten.

Nun hatten die Japaner schon bei Port Arthur sehr unerfreuliche Erfahrungen im Kampfe mit den schwer armierten Küsten-

forts gemacht. Einmal strapazierte man die sich schnell abnutzenden Rohre der schweren Schiffsartillerie mit solchen Bombardements außerordentlich, und dann war der Erfolg am Lande meist minimal. Nicht ohne Grund hatte Togo damals den Strandwerken von Port Arthur durch indirektes Feuer von der Taubenbucht aus beizukommen gesucht. Aber auch das hatte trotz sorgfältiger Feuerbeobachtung von der See her nur geringen Erfolg. Dem Steilfeuer aus den Mörserbatterien von Port Townsend gegenüber aber war auch das stärkste Linienschiff auf der See hilflos, weil es bei dem geringen Elevationswinkel seiner Geschütze die hochgelegenen Werke auf der Felsenküste einfach nicht erreichen konnte. Und Port Townsend mußte niedergekämpft, mußte unschädlich gemacht werden, sollte es nicht dauernd den Weg nach Seattle, dieser wichtigen Operationsbasis im Norden, bedrohen.

Aber jede Waffe findet ihre Gegenwaffe, jede Erfindung ihre Gegenerfindung. Nie hat eine Neuerung in der Waffentechnik die Welt aus den Angeln gehoben, stets wurde sie alsbald durch eine andere paralysiert. Und vor Port Townsend wiederholte sich gewissermassen der Vorgang vom 9. März 1862. Wie damals das Erscheinen des „Merrimac“ den hölzernen Kriegsflotten den Todesstoß versetzt hatte, bis er selber vor Ericssons „Monitor“ bei Hampton Roads flüchten mußte, so bestand vor Port Townsend am 7. Mai eine neue Waffe ihre Feuerprobe. Nur waren diesmal wir nicht die Bahnbrecher der neuen Zeit.

Gegen die Mörserbatterien von Port Townsend führte der Feind, während die japanischen Kreuzer außerhalb des Feuerbereichs der Küstenbatterien nach Seattle weiterfuhren, vier Schiffe ins Gefecht, die allen Regeln der Schiffsbaukunst Hohn zu sprechen schienen und, selbst unverwundbar, den bisherigen Systemen den Garaus zu machen drohten. Es waren niedrige Fahrzeuge, die wie riesige Sumpfschildkröten auf dem Wasser schwammen. Bei der Geheimniskrämerei auf den japanischen Werften, wo man jedes europäische Auge unbedingt fern zu halten gewußt hatte, wurde nicht nur unser Volk, sondern die ganze Welt von diesen Mörserbooten überrascht. An Stelle der langen Flachbahngeschütze der modernen Linienschiffe trug jedes von diesen unheimlichen grauen Dingern vier 45 cm-Haubitzen, eine Mörserart japanischer Konstruktion. Über dem niedrigen Deck zeigte sich nichts weiter als ein kurzer, stark gepanzerter Schornstein und vier kleine gepanzerte Kuppeln, in

denen sich die Visierfernrohre für die Geschütze befanden, deren Mündungen in der Wölbung des Walrückendecks lagen. Auch für San Franzisco waren vier solcher Fahrzeuge bestimmt gewesen, kamen aber wegen der raschen Überwältigung der dortigen Forts nicht zur Verwendung.

Es war unser Verhängnis, daß wir stets da angegriffen wurden, wo man an keine Verteidigung gedacht hatte und daß die Verteidigungswerke, die wir hatten, nie von der Front, nach der sie ausschauten, vom Feinde beschossen wurden. Gegen das Feuer von Flachbahngeschützen waren unsere Küstenwerke überall vorzüglich geschützt, nur schade, daß die Japaner keine Flachbahnkaliber gegen sie ins Feuer führten. Mit den Mörserbooten griffen sie unsere Werke an ihrer verwundbarsten Stelle, nämlich von oben an. Die Batterien von Townsend waren außer Winfield Scott die einzigen, die an unserer Westküste am 7. Mai bei dem Erscheinen verdächtiger Schiffe sofort richtig einen japanischen Angriff vermuteten und auch alsbald die vier japanischen Kreuzer und die Truppentransportdampfer unter Feuer nahmen. Doch bevor dieses eine Wirkung erzielte, bog die feindliche Flotte nach Norden aus und die vier Mörserboote gingen zum Angriff vor. Sie dampften bis auf zwei Seemeilen heran und eröffneten das Feuer.

Was nützte es, daß unsere Kanoniere die flachen, grauen Wölbungen dieser unheimlichen Seeschildkröten aufs Korn nahmen. Um sie herum plumpsten die schweren Granaten wirkungslos ins Wasser, und traf wirklich eine, so zerschellte sie an dem meterdicken Panzer der Deckswölbung oder glitt, im spitzen Winkel auftreffend, wirkungslos an ihr ab, wie Hagelschlag an dem Kuppeldach eines Gartenpavillons. Der einzige Zielpunkt blieb das unablässig wie aus Kratertrichtern aus den grauen Panzerdecken auflohende Mündungsfeuer der feindlichen Mörser.

Um die Mittagsstunde waren die Panzerkuppeln der Batterien von Townsend sämtlich zerstört, ein Geschütz nach dem anderen verstummte. Auch die horizontalen Panzerdecken über den Verschwindlaffetten der Riesengeschütze der anderen Forts hatten den fast senkrecht von oben einschlagenden Stahlmassen nicht standgehalten. Ein einziger Treffer hatte meist genügt, um den komplizierten Mechanismus zu zerstören und es gelang nicht mehr, die versenkten Rohre dann wieder in Feuerstellung zu bringen. Die Betoneindeckung der Munitions- und Mannschaftsräume war zer-

schossen, die Traversen von den massenhaft einschlagenden Sprenggranaten des Feindes zerwühlt und in einen Trümmerhaufen verwandelt. Und was sich zuletzt noch um das zerfetzte Sternenbanner über Townsend scharte, war ein Häuflein schwer verwundeter Artilleristen, die, bis zum bittern Ende treu ihre Pflicht erfüllend, vom Feinde dadurch geehrt wurden, daß man ihnen den Abzug mit den Waffen gestattete.

An Bord eines Dampfers von Seattle sandte man diese Helden des 7. Mai nach der kanadischen Flottenstation in Esquimault, wo ihr Eintreffen die Bevölkerung zu stürmischen Kundgebungen gegen Japan fortriß, übrigens das erste Zeichen dafür, daß in Kanada das Solidaritätsgefühl der weißen Rasse erwacht war und daß man energisch Front zu machen begann gegen die Politik des Kabinetts von St. James. Was ging es auch Kanada an, was man in London für gut hielt als britische Politik auszugeben hier, wo die gegenwärtige Not heiß auf den Nägeln brannte, und wo der Kriegslärm vom anderen Ufer dem weißen Manne ein gellendes Mene Tekel in die Ohren schrie.

* * *

Am Dienstag, den 9. Mai, standen also an 170 000 Mann japanischer Truppen auf amerikanischem Boden. Im Norden folgte die Linie der feindlichen Vorposten ungefähr der Ostgrenze der Staaten Washington und Oregon und zog sich dann durch den Süden Idahos, stets einige Meilen östlich des Schienenstranges der Oregon Shortlinie bleibend, die somit dem Feinde als Verbindungslinie hinter der Front diente. Bei Granger, dem Treffpunkt der Oregon Shortlinie mit der Union Pacific, bog die japanische Stellung zu ihrer östlichsten Bastion aus, die mit Feldschanzen und in den nächsten Wochen mit starker Artillerie gesichert wurde, und dann folgten die Positionen der feindlichen Vortruppen weiter südlich dem Zuge der Wasatschberge, überquerten das Great Colorado-Plateau und hielten sich dann auf den Höhen des Berglandes von Arizona, über Fort Bowie die mexikanische Grenze erreichend.

Nur im Süden und im äußersten Norden führten zahlreichere Eisenbahnlinien von Osten gegen die japanische Front heran. Im Zentrum aber stießen die Transportwege, auf denen ein ameri-

kanischer Gegenstoß erfolgen konnte: in Granger die Union Pacific, in Grand Junction die Denver und Rio Grande Railroad, und südlich davon die Atchinson, Topeka and Santa Fé Railroad rechtwinklig auf die japanischen Positionen, und an diesen Stellen sorgten bald Fesselballons und mehrere Motorluftschiffe für eine weitreichende Vorpostensicherung nach Osten, so daß bei einem amerikanischen Angriff das Moment der Überraschung ausfiel. Im Norden boten die starken Feldbefestigungen an der Grenze zwischen Washington und Idaho und im Süden die sonnendurchglühten Sandwüsten New Mexikos hinreichenden Schutz. Auch setzte die fast lückenlose Bahnverbindung von Nord nach Süd den Feind in den Stand, rechtzeitig seine Reserven nach einem bedrohten Punkte zu werfen. Aus dieser einzigartigen Frontstellung weiter nach Osten vorzudringen, hütete er sich wohlweislich. Jedes Vorschieben größerer Truppenverbände hätte die Vorteile dieser Position abgeschwächt und außerdem gebot die doch immerhin beschränkte Zahl seiner Truppen, ihre Kräfte nicht unnötig zu zersplittern.

Was hatten wir nun dieser feindlichen Invasion entgegenzusetzen? 60 000 Mann zählte unsere reguläre Armee auf dem Papiere. 15 000 davon hatten in den Pacificstaaten gestanden und bildeten vornehmlich die Besatzung der Küstenbefestigungen, die alle ohne Ausnahme noch am Montag in die Gewalt des Feindes gefallen waren. Damit reduzierte sich unsere reguläre Armee schon auf 45 000 Mann. Von dieser Zahl befanden sich weitere 18 000 Mann auf den Philippinen und waren, ohne es damals schon zu wissen, auf Mindanao und in den Festungswerken von Manila gewissermaßen außer Gefecht gesetzt. Weiterhin fielen die von San Franzisco nach Manila unterwegs befindlichen beiden Regimenter aus und ebenso die Garnison von Pearl Harbour auf Hawai. Demnach kamen von unserer Feldarmee nur 25 000 Mann wirklich noch in Betracht, die aber über das ganze Land in den zahllosen Präriefort̄s, an der Ostküste, auf Cuba und Porto Rico verzettelt waren. Fünfundzwanzigtausend gegen eine zunächst siebenfache Übermacht, die aber im Laufe der nächsten Tage fast stündlich um Hunderte von Soldaten wuchs. Noch am Montag hatte, wie wir wissen, der Präsident die Miliztruppen (Organized Militia) einberufen und am Tage darauf in einer Botschaft an den Kongreß die Bildung einer freiwilligen Armee gefordert. Die Aufrufe zum

Eintritt in die Milizregimenter klebten in der Form riesiger Plakate an allen Straßenecken und am Eingang der schleunigst eingerichteten Werbebureaus. Wohl war es somit möglich, in einigen Monaten eine dem Feinde der Zahl nach gleichstarke Armee zu formieren, und auf den amerikanischen Bürger durfte man sich verlassen. Aber wo waren die Führer, wo war die gesamte Organisation des Transport-, des Verpflegungswesens, des Sanitätswesens — eine Traintruppe fehlte uns überhaupt — wo waren in letzter Linie die Waffen?

Die Waffen- und Munitionsdepots in den Pacificstaaten waren in der Hand des Feindes, aus den Geschützen der dortigen Feldartilleriedepots waren japanische Batterien formiert, und über den schweren Küstengeschützen flatterte das japanische Sonnenbanner. Die furchtbare Wahrheit, daß wir dem Feinde gegenüber vorläufig absolut wehrlos waren, wirkte, sobald sie erst klar erkannt war, in allen Bevölkerungsklassen einfach niederschmetternd. In ohnmächtiger Wut über diesen Zustand der Hilflosigkeit und in dem Drange, Rache zu nehmen an dem übermächtigen Feinde, drängte man sich in die Werbebureaus, und die Listen für den Eintritt in die freiwilligen Regimenter bedeckten sich schnell mit Unterschriften. Die Bürger der Vereinigten Staaten ließen die Hand vom Pfluge, stellten ihr Handwerkszeug in den Winkel und ließen die Feder ruhen; die klappernden Schreibmaschinen blieben stehen und in den Kontoren der Wolkenkratzer ward es still, das Geschäftsleben verödete. Nur in den Fabriken, in denen Kriegsmaterial hergestellt wurde, herrschte eine emsige Tätigkeit.

Vorläufig gab es noch eine schwache Hoffnung: die Flotte. Wo war aber die Flotte? Wir wissen, daß nach der Fahrt unserer Schlachtflotte über den Pacific nach Australien und nach Ostasien und nach ihrer Rückkehr in die atlantischen Gewässer ein Geschwader von zwölf Schlachtschiffen und vier Panzerkreuzern unter Admiral Sperry nach der Westküste entsandt und mit der Basis in San Franzisco dort stationiert worden war. Dazu kam das eigentliche pacifische Geschwader. Das philippinische Geschwader bildeten der Panzerkreuzer „Charleston“ und die Kreuzer „Birmingham“, „Chester“ und „Salem“, alles übrige lag auf der atlantischen Seite.

Das war der verhängnisvolle Fehler des Jahres 1909 gewesen. Verhallt, ungehört verhallt war die eindringliche Warnung,

die Marine der Vereinigten Staaten angesichts der von Japan drohenden Gefahr zusammenzuhalten, sei es im Westen oder im Osten. Nur als die geschlossene Macht, wie Admiral Evans sie durch die Magalhaensstraße geführt hatte, war unsere Flotte der japanischen absolut überlegen. Jede Teilung, jede Absplitterung einzelner Divisionen mußte verhängnisvoll werden. Was ist nicht alles über die Verteilung unserer Marine geschrieben und gesagt worden! Und wieviel verschiedene Aufgaben wurden ihr zu gleicher Zeit gestellt! Man wollte Manila schützen, man wollte in Pearl Harbour eine Flottenstation haben, man wollte die Pacificküste schützen und man wollte eine Reserve auf der Ostseite haben.

Und dabei lag es doch auf der Hand, daß jede Flottenabteilung, die in Manila oder Hawai stationiert war, im Falle eines japanischen Angriffes ein verlorener Posten war. Aber wir haben uns einreden lassen, Japan werde aus Rücksicht auf unser kleines Philippinengeschwader nicht wagen, seine Schiffe über den Pacific zu senden. Auch wenn wir eine ganze Panzerdivision in Manila stationiert hätten, so würde das den japanischen Angriff nicht gestört haben. Japan hätte auch ein solches Geschwader durch Detachierung gleichstarker Streitkräfte vernichtet, ohne selber in seinem Aufmarsch vor unserer Westküste behindert zu werden. Gegenüber einer großen Seemacht aber eine isolierte Kolonie mit vier Kreuzern schützen zu wollen, war einfach lächerlich. Für die Verteidigung Manilas genügten die starken Küstenbatterien und eine Division Unterseeboote — die zwei vorhandenen waren jedoch wenig brauchbar —, alles andere bedeutete nur die planlose Aufopferung von Streitkräften, die anderswo nützlicher sein konnten.

Und nach der Teilung unserer Flotte zwischen Osten und Westen war *sowohl die Pacificflotte wie die als Reserve gehaltene atlantische Flotte jede für sich, der japanischen weitaus unterlegen.* Es war ein verhängnisvoller Luxus, im Pacific *und* im Atlantik je eine Flotte zu haben. Es war überflüssig, in unseren atlantischen Häfen ganze Schiffsdivisionen nur als maritime Dekorationsstücke vor den Augen Europas auf Lager zu halten, oder um eventuell imstande zu sein, gegen eine widerhaarige südamerikanische Republik imponierend demonstrieren zu können. Das konnten ebensogut ein paar Kreuzer tun. Englisches Geld und japanische Intriguen haben uns freilich die

venezolanische Wunde stets offen gehalten, daß wir immer argwöhnisch mit einem Auge nach diesem Erdenwinkel hinschielen mußten, der uns schon soviel politisches Ansehen gekostet hat. Aber war unser Ansehen in der Welt denn so brüchig, daß wir es davon abhängig machen mußten, wie hoch ein Herr Castro die Machtmittel der Republik der Vereinigten Staaten einschätzte!

Bei der Rückständigkeit der Arbeiten am Panama-Kanal konnte es für uns bis zu dessen Vollendung nur eine Politik geben: die Flotte zusammenzuhalten, um mit ihr im Pacific entweder von vornherein den Feind von einem Angriff auf unsere Küste abzuschrecken, einerlei, ob uns das in Tokio übelgenommen wurde oder nicht, oder die pacificische Station, wie früher, nur mit ein paar Kreuzern zu besetzen und die Flotte im Atlantic zu halten, um, wenn der Feind wirklich angriff, ihn dann sicher mit der ganzen Wucht unserer maritimen Schlagkraft im Rücken zu treffen. Aber die dilettantischen Sicherheitskommissare, die überall, wo unsere Flagge weht, ein imponierendes Geschwader haben wollten — als seien die Sterne und Streifen nicht ein Zeichen der Stärke sondern der Hilfsbedürftigkeit —, sie haben unsere Flotte zur Ohnmacht verdammt. Sie haben auch nicht einsehen wollen, daß der fatale Mannschaftsmangel auf unserer Marine lediglich eine Geldfrage bedeutete. Bezahlten wir unsere Marinemannschaften so gut wie die Fabrikarbeiter am Lande, so konnte es uns an Rekruten niemals fehlen und kein Matrose wäre desertiert. Aber wenn 1908, als diese Gefahr schon unverkennbar war, bei der Beratung des Marinebudgets Senator Maine uns — das amerikanische Volk — noch mit dem Gespenst eines Defizits schrecken konnte, wenn er einen der reichsten und energischsten Staaten der Welt damit einschüchtern konnte, wir steuerten auf das furchtbare Ereignis eines Defizits von ein paar Dollars im Budget zu, wenn wir mit der Bewilligung der notwendigen Mittel für unsere Flotte unsere nächsten nationalen Aufgaben erfüllten, so war das der kleinliche Standpunkt eines ängstlich um jeden Cent rechnenden Krämers, der in dem Augenblicke, da die Lose über das Schicksal einer Welt fallen, nur entsetzt über die Kosten jammert. Es war sicherlich eine kurzsichtige Politik, deren Folgen wir jetzt bitter zu spüren hatten.

Die Fahrt unserer Flotte um Südamerika herum hatte der Welt den Beweis gebracht, daß der Wert einer Marine nicht da-

durch beeinträchtigt wird, wenn einmal in einem Hafen ein paar betrunkene Matrosen das Wiederkommen vergessen, sie hatte der Welt den Beweis gebracht, daß unsere Flotte mit ihrem Schiffsmaterial und mit ihrer Besatzung unter den Seemächten nicht zurücksteht. Und nach dieser Kraftprobe, nach diesem einzigen gescheiten Gedanken, den unsere Marinepolitik seit Jahrzehnten gehabt hat, diese wahnsinnige Verzettelung unserer Schiffe auf den vielen Stationen.

Und dann noch die gefährliche Renommage, daß die Flotte auf dem ganzen Wege um Südamerika herum durch Funksprüche mit Washington in telegraphischer Verbindung geblieben sei. Hatte denn die Erfahrung vor Trinidad, wo die auf Admiral Evans wartenden Kohlenschiffe dank der von einem englischen Dampfer abgefangenen Funksprüche ganz genau wußten, daß unsere Flotte einen Tag früher bei ihnen eintreffen würde, hatte die seltsame Begleitung unserer Flotte zwischen Valparaiso und Callao durch einen japanischen Dampfer, der auch mit Funkspruchapparaten ausgerüstet war, uns nicht gewarnt und uns nicht schlagend genug bewiesen, daß jede neue technische Erfindung auch ihre Schattenseiten hat? Nein, wir hatten nichts dabei gelernt. In Washington versteifte man sich darauf, durch konstante Funkspruchverbindung aus dem Marinedepartement allen Kriegshäfen und Flottenstationen die Befehle zu übermitteln. Aber jede Zwischenstation auf dem langen Wege von Ost nach West gab ebensoviele Möglichkeiten zu Indiskretionen, zu Verrat und zur Kontrolle durch unsichtbare Empfänger. Warum hatten wir nicht das Beispiel Europas beherzigt, wo die drahtlose Telegraphie zu einem Staatsmonopol gemacht wurde, warum mußten wir jedem Einwohner der Vereinigten Staaten das Recht zugestehen, sich seine eigene Funkspruchleitung einzurichten? Ist denn nie in Washington jemandem der Gedanke gekommen, daß, bevor die Befehle des Marinedepartements nach Mare Island, nach Puget Sound und San Diego gelangten, sie schon von Hunderten von Leuten, die wir nicht kannten, ohne Mühe gelesen werden konnten? Mußte uns das alles erst der Erfolg des Feindes sagen, konnten wir nicht auf die Stimme derer hören, die aus offenkundigen Tatsachen ihre Schlüsse zogen und zur Vorsicht mahnten?

Und doch klammerte sich die Presse am Dienstag noch mit einer letzten Hoffnung an die Möglichkeit, daß Admiral Sperry

mit seinen zwölf Schlachtschiffen des pacifischen Geschwaders dem Feinde in den Rücken fallen, ihn an seiner Operationsbasis treffen und die Fäden, die von San Franzisco nach Tokio führten, abschneiden könnte. Eine Möglichkeit, Sperry noch von der Gefahr zu verständigen, gab es nicht mehr, da die Funkspruchstationen jenseits des Felsengebirges bereits in den Händen des Feindes waren. Man mußte auf einen glücklichen Zufall hoffen. Aber blinde Zufälle haben noch nie einen Staat in der Stunde bitterster Not gerettet. Gerettet haben ihn nur die Energie und der sichere Blick und die kraftvolle Hand von Männern. Man hoffte auf Admiral Sperry, man hoffte auf seine Tatkraft, und man hatte doch ein schlechtes Gewissen, wenn man sich immer wieder fragte: wo ist die pacifische Flotte? und keine Antwort bekam. Ja, wo war Admiral Sperry?

Admiral Sperrys Schicksal.

Der Funkspruchapparat an Bord von Admiral Sperrys Flaggschiff „Connecticut" knatterte und prasselte, und auf der weißen Papierschlange, die der Morseschreiber langsam von sich gab, erschienen die Worte:

„Magdalena-Bai an Geschwader-Chef 7. Mai 8 h 25. Vier Seemeilen NW. ein Kreuzer und zwei Torpedos gesichtet mit Kurs auf Magdalena-Bai, unsicher ob Freund oder Feind. Kapitän Pancoast."

Der Mann am Apparat riß das Duplikat des Streifens ab, klebte es auf den Meldezettel, drückte auf den Knopf der elektrischen Klingelleitung und gab dem eintretenden Signalgast die Meldung. Gleich darauf schrillte der Telephonapparat, und von der Brücke kam der Befehl: „Magdalena-Bai soll sofort durch Funkspruch nach Kreuzer und Torpedos feststellen, ob blaue oder gelbe Partei."

Hastig tickte der Unteroffizier am Apparat diese Ordre hinüber.

„Das scheint ja böses Wetter zu geben," sagte er dann, während er auf die Antwort wartete. Die langen Schwingungen des Schiffes ließen stärkeren Seegang erkennen. Ein schwarzer Bleistift, der hinten in dem Winkel zwischen Wand und Tischplatte gelegen hatte, bekam plötzlich Leben und rollte unentschlossen auf der Platte hin und her. Der Unteroffizier ergriff den Bleistift und malte auf ein Blatt Papier die Lage der Magdalena-Bai, wie er sie im Gedächtnis hatte. „Vier Seemeilen," meinte er, „das müßte man doch schon durchs Glas erkennen können."

Da begann es im Apparat zu sausen und zu schnarren, und unter dem Pelotonfeuer kleiner elektrischer Entladungen rückte wieder der weiße Papierstreifen unter der kleinen Buchstabenwalze langsam hervor:

„Magdalena-Bai an Geschwader-Chef 7. Mai 8 h 53: Ansteuernder Kreuzer, wahrscheinlich gelber Panzerkreuzer „New York“, antwortet auf Funkspruchanruf nicht. Kapitän Pancoast.“

Noch hatte der Unteroffizier die Meldung nicht fertig gemacht für die Brücke, als der Apparat von neuem wie rasend zu stottern und zu rasseln begann.

„Take care of Kxj31mpTwB8d...951SR7..J..“ warnte das Papierband in seiner lautlosen Sprache; dann nichts mehr. Völlige Stille.

„Was ist denn das?“ sagte der Unteroffizier, „das kann doch nicht alles sein.“

Er klopfte an den Kohärer, wechselte ihn gegen einen neuen aus: nichts. Er nahm einen dritten, einen vierten, er klopfte und schüttelte, der Apparat blieb stumm.

Er fragte mit seinem Morsetaster zurück: „Magdalena-Bai, Meldung wiederholen!“

Nichts.

Er fragte hinüber: „Haben Sie Anfrage verstanden?“

Keine Antwort.

Neben ihm wartete der Signalgast. Er gab ihm den Meldezettel. „Schnell hinauf auf die Brücke!“ rief er, und gleichzeitig trat er ans Telephon und drehte die Kurbel: „Hier Funkenstation, Unteroffizier Medlow. Ich erhalte eben von der Magdalena-Bai die nach der Brücke unterwegs befindliche Meldung: „Take care of . . . . .“ Dann hat der Apparat versagt . . . Ja bitte, Herr Leutnant.“

Zwei Minuten darauf riß ein aufgeregter Leutnant die Tür auf: „Was ist mit dem Apparat?“

„Der Apparat versagt. Mitten im Satze hat er aufgehört zu arbeiten.“

„Nehmen Sie einen neuen Kohärer!“

„Ich habe schon den vierten versucht.“

Der Unteroffizier klopfte an den Kohärer, der Leutnant klopfte an den Kohärer: wieder nichts. Alle Fragen blieben unbeantwortet. Man telegraphierte anscheinend ins Leere hinaus.

„Wahrscheinlich eine Störung,“ sagte der Leutnant naiv.

„Wahrscheinlich eine Störung, Herr Leutnant,“ wiederholte der Unteroffizier. Dann war er wieder allein.

* * *

Der Wachtoffizier auf der vorderen Brücke der „Connecticut" hatte den Kommandanten des Schiffes, Kapitän Farlow, von den letzten Meldungen der Magdalena-Bai benachrichtigt. Als dieser jetzt gleichzeitig mit Admiral Sperry auf der Brücke erschien, hielt ihnen der Wachtoffizier die beiden Meldezettel ntgegen, die der Admiral nachdenklich studierte. „New York," sagte er sinnend, „gehört ja freilich zur gelben Flotte, aber wie kommt der Panzerkreuzer nach der Magdalena-Bai? Admiral Train kann unmöglich mit seinem Geschwader soweit nach Südosten stehen, denn die Meldungen von unserm Vorpostengros lauteten doch so, daß wir eher annehmen müssen, Train will uns von Westen her angreifen."

„Herr Admiral," wandte Kapitän Farlow ein, „es könnte doch aber ein Handstreich auf die Magdalena-Bai sein."

„Könnte gewiß," versetzte der Admiral lebhaft, „könnte gewiß, aber was soll das? In der Magdalena-Bai liegen nur noch zwei Torpedos, und eine Funkspruchstation zerstören, von der aus nichts mehr zu melden ist, das wäre doch ein schnurriger Einfall eines übereifrigen Schiffskommandanten der gelben Flotte. Außerdem besteht doch die Anweisung von Washington, die Magdalena-Bai möglichst wenig in die Manöveroperationen hineinzuziehen, damit wir keine Weiterungen mit Mexiko haben und das Ausland nicht noch unnötigerweise auf die Bedeutung der Magdalena-Bai im Kriege aufmerksam gemacht wird."

Ein Leutnant trat an Kapitän Farlow heran und meldete salutierend: „Die Verbindung mit der Magdalena-Bai versagt auf alle Versuche einer Verständigung."

„Na, dann nicht," brummte Admiral Sperry, „dann hat uns Train also wahrscheinlich die Magdalena-Bai abgeknöpft. Wird dem Herrn von der „New York" aber einen bösen Rüffel aus Washington eintragen."

Damit verließ Admiral Sperry die Kommandobrücke wieder, wobei er sich aber wegen des stärker werdenden Seeganges schon vorsichtig an beiden Geländern der Treppe festhalten mußte.

Sausend fuhr der stets frischer werdende Nordost durch die Stahltaue des Takelwerkes. Pfeifend surrte und schnurrte er in den Drähten, fuhr heulend durch alle Öffnungen, schrie seine mißmutigen Laute in die Niedergänge hinein, riß und zerrte an den Überzügen der Geschützrohre und bauschte die langen Kupferdrähte

der Funkspruchleitung wie riesige Peitschenschnuren. Hohl brachen sich die blaugrauen Wogen des Ozeans an den Bordwänden der sechs Linienschiffe der „Connecticut“-Klasse, die mit nordwestlichem Kurse in Kiellinie die öde Wasserwüste des Pacific durchfurchten; Marschgeschwindigkeit zehn Seemeilen.

Es lief eine rauhe See. Eine um diese Jahreszeit in diesen sonnigen Breiten ungewöhnliche barometrische Depression hatte unsichtiges schmutziges Wetter gebracht. Nachts hatten gewaltige niederbrechende Regenböen die Decks überschwemmt. Jetzt frischte der Wind auf und fegte tiefhängende Wolken vor sich her. Der scharfe weiße Bug der „Connecticut“ pflügte mit dem hinter ihm stehenden Druck einer Stahlmasse von 16000 Tonnen zwei laut aufbrausende Schaumwellen auf. Die an Steuerbord kämmte der Wind immer glatt ab und trieb einen Sprühregen grauweißen Wassers über das Vorschiff des Panzers, das dadurch wie in eine Dunstwolke gehüllt schien. Die den drei langen Schloten entquellenden dicken schwarzen Rauchfahnen drückte der Wind schräg auf die Wogen nieder und schob sie zu einer breiten Wolkenbank zusammen, die auf eine lange Strecke zusammenhaltend und den westlichen Horizont verschleiernd den Weg des Geschwaders bis weit dahinten erkennen ließ, wo das flatternde, zerzauste Gefieder der Sturmwolken in das wallende Wellenchaos des Pacific einzutauchen schien und mit ihm in eins zusammenfloß.

Man hatte die schmalen Scharten an den Panzerschilden der Geschütze in den Kasematten längst dicht machen müssen, weil die schräg anstürmenden Wogen durch sie schon hineinzuwaschen begonnen hatten, ja selbst bis in die Türme auf dem Oberdeck schlugen einzelne schwere Spritzer hinein und setzten das Innere unter Wasser. Es war ein ungemütliches Wetter.

Kapitän Farlow hatte sich, um besseren Ausblick zu haben, auf den oberen Kommandostand der „Connecticut“ begeben und suchte mit dem Glase den Horizont nach vorn ab, der aber durch eine sich entladende Regenwolke fast gänzlich verschleiert war.

„Nichts von unseren Kreuzern zu sehen,“ sagte er zu dem Navigationsoffizier des Geschwaders, „ein verdammtes Wetter für Manöverexperimente.“

Dann gab er Auftrag, nach den beiden vorausfahrenden Panzerkreuzern „California“ und „Colorado“ durch das Ferntelephon hinüber zu fragen, ob sie bei dem trüben Wetter Unter-

stützung durch zwei kleine Kreuzer brauchten, um genügend gegen die gelbe Flotte sichern zu können.

Ja, der Kommandant des Panzerkreuzers „California“ bat, die drei die Spitze bildenden Zerstörer, die in der schweren See kaum Kurs halten konnten und infolgedessen da vorn doch nicht viel nützen konnten, zurückzuziehen und durch zwei Kreuzer zu ersetzen.

Der Admiral holte durch Funkspruchbefehl die drei Zerstörer zurück und ließ sie mit den drei anderen Zerstörern, die nach rückwärts sicherten, die Flankendeckung des Geschwaders nach hinten übernehmen. Gleichzeitig verstärkte er seine Vorpostenlinie durch Vorziehen der Kreuzer „Galveston“, der nach Backbord, und „Chattanooga“, der nach Steuerbord die vordere Flankendeckung gehabt hatten. Das nunmehr aus ihnen und den beiden Panzerkreuzern bestehende Vorpostengros fuhr jetzt in einer flachen Keilformation, während die Kreuzer „Denver“ an Steuerbord und „Cleveland“ an Backbord, im Abstand von drei Seemeilen vom Geschwader fahrend, die Verbindung zwischen der Spitze und der bei solchem Wetter etwas fragwürdigen Flankendeckung durch die Zerstörer herstellten.

Alsbald sah man „Galveston“ und „Chattanooga“ unter mächtiger Rauchentwicklung dem Geschwader vorausdampfen.

Kapitän Farlow wanderte in seinem Ölrock ruhelos auf der Kommandobrücke auf und ab. „Der letzte Rest der Frühlingsstürme,“ sagte er zu seinem Navigationsoffizier, „aber der Rest meint es wenigstens gut. Wenn wir nicht eine leidliche Marschsicherung hätten, könnte uns die gelbe Flotte bei solchem Wetter leicht einen bösen Streich spielen, wenn sie uns unvermutet angreift.“

„Funkspruch vom Panzerkreuzer „California“,“ ein Leutnant übergab dem Kapitän die Meldung:

„Chattanooga“ und „Galveston“ stehen auf dem rechten und linken Flügel der Vorpostenlinie, „Denver“ und „Cleveland“ haben die Verbindung zwischen dieser und dem Geschwader übernommen. Von der gelben Flotte nichts zu sehen.“

Kurz darauf erschien eine Ordonnanz und bat Kapitän Farlow zum Admiral Sperry.

Das Geschwader setzte seinen Weg fort. Unablässig jagte der allmählich zum Sturm anschwellende Nordost drohende Schwarzwolken heran, deren hängende graue Schleppe über die schäumenden

Wogen hinfegte, plötzlich alles in flimmerndes Dämmer hüllend. Stürzender Regen prallte rasselnd an die Decksaufbauten, alles floß, strömte, schwamm in klatschenden Fluten. Das herniederrauschende Wasser und der emporschlagende Sprühregen der gegen die Stahlflanken andonnernden Wogen benahm den Leuten auf den Ausguckposten oft jede Möglichkeit, auch nur ein paar Meter weit zu sehen. Dazu die widrige feuchte klebrige Hitze. Unter Deck war es sicherlich gemütlicher.

* * *

„Was halten Sie von der Geschichte mit der Magdalena-Bai? Die Sache läßt mir keine Ruhe,“ sagte der Admiral, als der Kapitän unten die Admiralskajüte betrat.

„Ist eine faustdicke Dummheit vom Kommandanten der „New York“. Solcher Unfug auf einem Terrain, wo wir doch nur ungern geduldete Gäste sind, trotz aller diplomatischen Verbindlichkeiten von Porfirio Diaz! Die Herren drüben in Tokio kontrollieren durch ihre massenhaften Spione in der Bai jede Bewegung, die wir dort machen, und ihr diplomatischer Protest ist stets schußfertig.“

„Gewiß,“ sagte der Admiral, „gewiß, lieber Farlow, aber das Manöver soll doch den Krieg widergeben und im Kriege — ganz unter uns — würden wir die Magdalena-Bai doch ebensogut benutzen, als ob sie amerikanischer Boden wäre.“

„Im Kriege, ja,“ versetzte der Kapitän eifrig, „aber man läßt sich im Frieden, im Manöver, doch nicht in die Karten sehen. Wenn wir uns heute in der Magdalena-Bai bewegen, als ob sie unser sei, wo uns doch tatsächlich nur das Kohlenlager zugestanden ist und die Funkspruchstation eigentlich wider die Abrede ist, da ist es geradezu unverantwortlich, auf diesen Punkt irgendwelche Manöveroperationen zu richten. Wird das erst bekannt, dann geht in Mexiko das Bohren und Hetzen der Herren Diplomaten los, die sonst dort vor Langerweile fast den Starrkrampf bekommen, und da wir doch nicht behaupten können, an einem Überfluß von guten Freunden zu leiden, müßte jeder Anlaß vermieden werden, durch Manöverdummheiten eine diplomatische Plattform zu schaffen.“

„Dann müßte man,“ fügte der Admiral nachdenklich hinzu, „am besten die Sache gleich nach Washington melden und dort

anheim geben, in Mexiko den Angriff auf die Magdalena-Bai als Übereifer eines schlecht informierten Schiffskommandanten hinzustellen und zu entschuldigen.“

„Das beste wäre es. Denn wenn einmal die große Abrechnung zwischen uns und den Gelben kommt, . . .“

Hier schrillte der Telephonapparat in der Admiralskajüte wie wild. Kapitän Farlow sprang auf, hatte aber in seiner Erregung nicht mit den Schlingerbewegungen des Schiffes gerechnet, stolperte auf dem sich ihm entgegenhebenden Fußboden und rutschte dann, als der Kulminationspunkt der Schwingung überwunden war, talabwärts bis zum Telephon. Der Admiral lächelte unwillkürlich, zog aber die Stirn in verdrießliche Falten, als in demselben Moment die Tür der Kajüte sich öffnete und eine Ordonnanz erschien, die gleichfalls Kapitän Farlows Schlittenfahrt beobachtete. Dieser richtete sich schimpfend auf und trat an den Apparat.

„Was,“ rief er dann hinein, „Higgins, was ist das? Mensch, sind Sie denn verrückt? Admiral Trains Flotte, die gelbe Flotte? Das ist ja undenkbar, wir haben ja unsere Marschsicherung nach allen Seiten!“

Dann wandte er sich zum Admiral halb um: „Herr Admiral, der Navigationsoffizier sieht Gespenster, er meldet luvwärts, drei Seemeilen entfernt, Admiral Train, die gelbe Flotte!“ und dann wieder ins Telephon: „Higgins, Sie haben wohl etwas stark gefrühstückt . . . Na, ich komme rauf.“ Er eilte nach der Tür, rannte dort aber gegen die Ordonnanz an. „Mensch, was machen Sie denn hier?“

„Meldung vom Navigationsoffizier Leutnant Higgins, daß an Steuerbord, drei Seemeilen voraus, mehrere Schiffe gesichtet sind. Der Herr Leutnant meint . . .“

„Der Herr Leutnant meint natürlich,“ fauchte Farlow ihn an, „daß es Admiral Trains gelbe Flotte ist.“

„Zu Befehl,“ antwortete die Ordonnanz, „die gelbe Flotte,“ und blickte verdutzt dem davonstürmenden Kommandanten der „Connecticut“ nach, der von Admiral Sperry gefolgt die Treppe hinauf balanzierte.

„Ach, mein Ölrock! . . .“ Mit diesem Ausruf erreichte der Kommandant das obere Ende der zur vorderen Kommandobrücke führenden Treppe, wo ihn ein grüngrauer Wassersturz, der Rest eines ausnahmsweise wuchtigen Wogenspritzers, von oben bis unten übergoß.

„Nun, Herr Leutnant,“ rief er dann, sich das Wasser aus Augen und Schnurrbart wischend, „wo ist nun die gelbe Flotte?“

Der Navigationsoffizier stand, sich in den Winkel der Steuerbordnock der Kommandobrücke einzwängend, mit dem Glase vor den Augen und starrte hinaus auf die tobende See, über die der Sturm dichte Regenschleier dahintrieb. Heulend brauste er über das Deck der „Connecticut“, das die kochenden Schaumkämme unter donnerndem Tosen mit flutenden Wassergüssen überschütteten. Mit einem harten kratzenden, schnarrenden Laut schlugen die niedergehenden Spritzer gegen die Bordwände und die Decksaufbauten.

Kapitän Farlow brauchte nun nicht mehr zu fragen. Das war allerdings die gelbe Flotte, das war Admiral Train.

Etwa 6000 Yards voraus über Steuerbord der „Connecticut“ waren in dem grauen Durcheinander von Regen und Seeschaum die im Wogendrange hin- und herschwankenden Silhouetten von sechs großen Linienschiffen deutlich erkennbar, wie Geisterschiffe plötzlich aus dem brodelnden Chaos des Ozeans emporgestiegen.

„Sofort gefechtsklar!“ kommandierte der Kapitän. Der Navigationsoffizier und ein Leutnant eilten an die Telephonapparate auf der Kommandobrücke, rissen die Kurbeln herum und gaben die Befehle nach unten. Der Geschwadernavigationsoffizier stürmte an das Telephon der Funkspruchstation und gab Befehl, dem Geschwader durch das Ferntelephon das Kommando weiterzugeben, sofort mit Briketts auf höchste Dampfspannung zu feuern. Durch Flaggensignale wurde die Ordre sicherheitshalber wiederholt.

Während sie droben auf der Kommandobrücke die grauen Schattenbilder der fremden Panzerflotte noch beobachteten, setzte diese ruhig ihre Fahrt mit Gegenkurs fort. Das Führerschiff wühlte gewaltige Schaummassen wie explodierende Riesenfontänen vor sich auf, die in sich zusammensinkend das Vorschiff mit einem Sprühregen grauer Wasser verhüllten.

In wenigen Minuten begann der stählerne Bau der „Connecticut“ von innen heraus Leben zu gewinnen. Gellende Hornsignale, schnarrendes Klingeln und hellläutende Metallglocken, erregte Schreie und trappelndes Hin- und Herlaufen tönte von unten herauf.

Inmitten der über Deck hinströmenden Wasser erschienen die Matrosen in ihren schmutzig-weißen Anzügen und zerrten von den Geschützrohren der Türme die langen, schlauchartigen Zeugüberzüge herunter, und durch das Tosen des Windes und das Poltern der

überkommenden Wellenspritzer hörte man aus der Kuppelwölbung der Türme seltsam fremd und hart hallende Kommandorufe. Die Artilleristen eilten an ihre Geschütze.

Dick und schwarz quollen aus den gelbbraunen Schloten mächtige Rauchmassen, die, aber, kaum aus den Schornsteinöffnungen heraus, vom Sturme zerrissen und aufgelöst wurden. Die Reservemannschaften zur Bedienung der Signalapparate auf der Brücke traten an, ebenso die Offiziere der Feuerbeobachtung.

Ein Leutnant kletterte eilig die eiserne Treppe zum Krähennest oben am Vordermast empor. Zwei andere Offiziere und einige Kadetten folgten ihnen bis zur Plattform über dem Kommandoturm, wo sich die Entfernungsmesser der Feuerleitung befanden. Ordonnanzen kamen und meldeten und verschwanden. Alles das war das Werk weniger Minuten. Kapitän Farlow schmunzelte, die Feuerprobe unter den Augen des Admirals war gut bestanden. Jetzt meldeten die anderen Schiffe, daß sie gefechtsklar seien. Gerade als die bunten Wimpel an den Masten emporstiegen, brach die Sonne einen Augenblick durch das finstere Schwarzgewölk. Eine im Sonnenlicht gleißende Welt weißen Eisens, so zogen die sechs mächtigen Schiffe eins hinter dem anderen ihre Bahn. Über ihren im rauschenden Wogendrang auf- und niederwuchtenden schaumüberspülten weißen Leibern die langen gelbbraunen Schornsteine mit wehenden Rauchfahnen und die starren Masten. Die Aufbauten der Decks überspann der kurze Sonnenblick mit einem funkelnden Geschmeide blitzenden Tropfengeriesels. Dann erlosch die Sonne, und das majestätische Bild versank wieder im Grau der heranjagenden Wolken.

„Sollen wir vom Kommandoturme aus . . .?“ fragte der Geschwaderartillerieoffizier den Admiral.

„O nein, bleiben wir hier,“ versetzte dieser, der eifrig durch sein Glas die gelbe Flotte beobachtete. „Welches Schiff ist denn das erste?“ fragte er dann.

„Ich denke,“ sagte der neben ihm stehende Kommandant, „die „Jowa“.“ Doch der Sturm blies ihm förmlich das Wort vom Munde weg.

„Wie meinen Sie?“ schrie der Admiral zurück.

„Jowa,“ wiederholte Farlow.

„Gott bewahre, „Jowa“ ist viel kleiner, hat auch nur einen Mast. Der drüben hat auch in der Mitte noch einen Turm mehr.

„Nein, „Jowa“ ist's nicht,“ bestätigte der Kapitän, „aber zwei Schornsteine . . . welches Schiff kann es denn sonst . . .?“

„Die Schiffe sind auch grau gestrichen, nicht weiß wie die unseren. Das ist gar nicht die gelbe Flotte,“ unterbrach ihn der Admiral, „das ist, das ist —, ja, mein Gott, was ist denn das nur?“

Er starrte noch einmal hinüber und sah, wie auf dem Führerschiff drüben an den Masten zahllose kleine Flaggen emporkletterten — ein Signal — dann schwang der vordere Panzerturm mit den beiden riesenlangen Rohren langsam nach Steuerbord hinüber, die anderen Türme drehten gleichfalls und dann leckte eine gelbe Flamme aus der Mündung beider Rohre des vorderen Turmes hervor, die Rauchwolke zerstob im Sausen des Sturmes, und drei Sekunden später platzte auf dem Deck der „Connecticut“ zwischen der Basis der Kommandobrücke und dem vorderen Geschützturm eine Granate, mit furchtbarem Getöse ihre Splitter bis auf die Kommandobrücke schleudernd, von denen einer dem Leutnant bei den Signalapparaten den Kopf wegriß. Das zweite Geschoß schlug dicht über den Scharten der beiden zwölfzölligen Geschütze des vorderen Turmes ein, in der Panzerdecke ein großes Loch mit ausgezackten Rändern zurücklassend, aus dem ein von Flammenblitzen durchzuckter schwarzer Rauchstoß hervorquoll, den der Wind in lange Streifen zerblies. Ein gellender Schrei aus dem Innern folgte dieser Explosion der neben den Geschützen bereitliegenden Kartuschen. Der vordere Turm war außer Gefecht gesetzt.

Sekundenlang war alles auf der Kommandobrücke wie betäubt. Die Gedanken jagten sich mit Blitzesschnelle.

Ein Zufall . . .? Unmöglich, denn in demselben Moment, wo die beiden scharfen Schüsse des Führerschiffes fielen, begann die gesamte Flotte drüben zu feuern und Admiral Sperrys Geschwader mit Geschossen aus allen Kalibern zu überschütten. Der Admiral ergriff in sinnloser Wut Kapitän Farlows Arm und schüttelte ihn hin und her.

„Das ist,“ schrie er, „das ist . . . Mensch, das sind die Japaner. Das ist der Feind, der uns überfällt, mitten im Frieden. Aber nun, Herrgott, gieb mir klare Gedanken! Kopf hoch! Seien wir amerikanische Männer!“ Kaum hörte er noch, wie ihm der Geschwaderartillerieoffizier zurief: „Das ist die japanische „Satsuma“, das ist Togos „Satsuma!“

Der Admiral war mit einem Satze an den Signalapparaten, griff in die Kurbeln und brüllte in das Telephon der Artillerieleitung hinein: „Feindlicher Angriff! . . . Japaner! . . . Scharfe Munition an alle Geschütze! Wir sind überfallen!“ Und dann zu den Offizieren auf der Brücke: „Auf die Stationen, meine Herren! In den Kommandoturm! Schnell, schnell!“

Und es war in der Tat die höchste Zeit. Kaum hatte der Admiral, über die Leiche eines Signalmaaten hinstolpernd, den Kommandoturm erreicht, so fegte auch schon der prasselnde Hagelschlag feindlicher Kleinkaliber über die Kommandobrücke hin, auf der kein Lebender zurückblieb.

Da kein Offizier in der Nähe war, ging Kapitän Farlow an die Signalleitung, um die Befehle des Admirals nach unten weiterzugeben. Nach todesbangen endlosen Minuten erst kamen zwei Leutnants durch den Panzerschacht in den Turm herauf. Der eine trat an das Dampfruder.

Die „Connecticut“, die einen Moment ohne Führung gewesen war, da der Mann am Ruder auf der Brücke durch eine berstende Granate getötet und sein Körper förmlich durch die Speichen des Rades hindurchgetrieben war, schwankte unter den schweren Stößen auftreffender feindlicher Panzergranaten wie betrunken hin und her. Jetzt hatte sie wieder Kurs. Ruhig und bestimmt gab der Kommandant seine Befehle.

„Endlich, endlich!“ rief der Admiral, als ein paar vereinzelte Schüsse von der „Connecticut“ dem Feinde antworteten. Aber es waren nur die wirkungslos verpuffenden Ladungen der Manöverkartuschen, die noch in den Rohren gesteckt hatten.

Hatte schon auf der Brücke der Beginn des feindlichen Feuers seine momentan jede Willensenergie lähmende Wirkung auf den Kommandanten und die Offiziere der „Connecticut“ ausgeübt, so war das in ganz anderm Maße bei der Mannschaft der Fall. Das Krachen der in die Decksaufbauten einschlagenden schweren Stahlgeschosse, die Explosion im vorderen Geschützturme und mehrere rasch aufeinanderfolgende Treffer durch die ungepanzerte Steuerbordwand des Vorschiffes — Sprenggranaten, die dort gräßliche Verwüstungen anrichteten und alle Räume mit den giftigen Gasen des Schimose-Pulver erfüllten, — dazu die auf allen Alarmstationen unabläßig schrillenden Klingelsignale raubten den Leuten unter Deck die Besinnung und jede Überlegung.

Im ersten Augenblick dachte man an ein Unglück, und ohne ein Signal von oben abzuwarten, wurden sofort die Feuerlöscheinrichtungen klar gemacht. Die Glocken an allen Signalstationen lärmten unablässig weiter, und das schmetternde Krachen, das den Schiffskörper fortwährend erschütterte, wurde immer stärker, und dann kam die schier unfaßbare Kunde, daß man unvorbereitet dem Feinde, einer japanischen Flotte, gegenüberstand.

Alles das vollzog sich mit Sekundenschnelle und brach rascher herein, als daß es menschliche Nerven erfassen und zu klaren Gedanken verarbeiten konnten. Die Detonationen der feindlichen Sprenggranaten, das dumpfe polternde Krachen gegen die Panzerwände der Kasematten und Türme wuchs zu einem Höllenlärm an, in den die menschliche Stimme einfach unterging. Blasses Entsetzen spiegelte sich auf allen Gesichtern wider. Man mußte erst das beklemmende, atemraubende Gefühl niederkämpfen, daß man mitten aus einer friedlichen Manöverfahrt ahnungslos in den blutigen Ernst des Krieges überging. Man kann wohl Maschinen durch einen Hebeldruck in einer Sekunde von rückwärts auf vorwärts umsteuern, aber keine Menschen.

Wohl hörte man die Befehle, wohl faßte der Geist nach einigen Sekunden der Besinnung die furchtbare Wahrheit, aber die Glieder versagten den Dienst. Das kam zu rasch, es war einfach unmöglich, so schnell wie des Feindes Stahlgeschosse die Decksbauten demolierten, so schnell klaren Sinnes der Situation Herr zu werden und die Befehlsworte in Taten umzusetzen. Viele von den Mannschaften standen einfach wie angewurzelt und starrten dumpf vor sich hin. Einige lachten oder schrien, andere taten ganz sinnlose Dinge, drehten an den Ventilrädchen der Heizdampfleitungen, schleppten ganz unnötige Gegenstände hin und her, und erst das kräftige Zupacken der Offiziere und Unteroffiziere brachte die Leute wieder zur Besinnung.

Man rief nach den Schlüsseln zu den Munitionskammern, man suchte den Artillerieoffizier und jagte ihm durch die von giftigen Schimosedämpfen durchwehten Gänge nach, man lief dahin, wo jemand rief, er habe eben den Artillerieoffizier gesehen. Der lag längst auf der vorderen Kommandobrücke von feindlichen Geschossen zu einer unkenntlichen Masse zerrissen.

Schließlich stürmte ein junger Leutnant, dem das Blut in hellroten Streifen über das Gesicht rann, in die Kajüte des

Kommandanten, erbrach mit einem Seitengewehr den Wandschrank neben dem Schreibtisch und entnahm ihm die Schlüssel zu den Munitionsräumen. Und nun hinunter über die Treppen und durch die engen Löcher der Schotten, wo das Getöse der einschlagenden feindlichen Geschosse allmählich dumpfer klang. Da endlich die Tür der Granatkammer für die Achtzöller des vorderen Steuerbordturmes.

Drinnen rasten und hämmerten die Klingeln, vergebens nach Geschossen rufend. Immer noch schwiegen die Geschütze der „Connecticut“.

Der seinen drei Leuten vorauseilende Unteroffizier stand jetzt am Telephon.

„Panzergranaten, schnell!“ kam von oben der eindringliche Befehl. Mit kräftigen Armen zupackend hoben, da die offenbar nicht an den elektrischen Strom angeschlossene Hebevorrichtung versagte, die beiden Matrosen die über zwei Zentner schwere Granate in das Gestell des Geschoßaufzuges. Automatisch setzte sich dieser in Bewegung.

„Gott sei Dank!“ sagte der den Turm kommandierende Leutnant, als die erste Granate aus dem dunklen Schacht des Aufzuges auf der Ladeschale erschien. Hinein damit in das Ladeloch des Rohrs, hinterher die beiden Kartuschen. Als der Leutnant seinen Posten als Kommandant des Turmes am Fernrohrvisier unter der mittleren der drei die Turmdecke überragenden Zielhauben einnahm, um von dort aus den beiden Geschützen die Seitenrichtung zu geben, kam aus der Kommandozentrale die Anweisung, das Vorschiff des feindlichen Führerschiffes „Satsuma“ unter Feuer zu nehmen. Entfernung 2800 Yards. So nahe war der Feind schon heran. Auf diese lächerlich geringe, allen Regeln der Theorie gröblich widersprechende Entfernung eröffneten die Amerikaner das Feuer.

„2800 Yards, rechts unterhalb des ersten Geschützturmes der „Satsuma“,“ rief der Leutnant den beiden Geschützführern zu. Die nahmen die Höhenrichtung und warteten jetzt den letzten Teil der Schwingung des sich unter dem Druck der Wogen nach Backbord überneigenden Schiffskörpers der „Connecticut“ ab, nun war der Höhepunkt erreicht, es ging wieder abwärts. Zerfetzte Wolken huschten über das Gesichtsfeld des Visierfernrohres. Da der helle Sonnenfleck über dem Horizont. Dunkelbrauner Rauch! Jetzt

wuchs der Vordermast der „Satsuma“ mit den bunten Farbenflecken seiner Signalflaggen in das Sehfeld hinein . . . Eine letzte rasche Korrektur der Höhenrichtung . . . Ein Druck auf die Pistole des elektrischen Abzuges. Feuer! Die von den sprühenden Blitzen des Geschützfeuers durchzuckte graue Silhouette der „Satsuma“ stieg schnell über den runden Lichtkreis empor, dann stürzende schäumende Wellen, hoch aufgepeitschte Wassersäulen einfallender Granaten . . .

Der laut hallende Donner des Schusses, des ersten scharfen Schusses auf amerikanischer Seite, ward überall wie eine nervenbefreiende Entlastung von unerträglichem Druck empfunden.

Während das rechte Rohr wieder geladen wurde und aus dem geöffneten Verschluß stinkende Pulvergase den engen Raum des Turmes erfüllten, suchte der Leutnant drüben nach einer Wirkung des Schusses. Der Sturm pfiff sausend durch den Sehschlitz und blies dem Leutnant schmerzend in die Augen. Drüben war keine Verletzung an der „Satsuma“ zu bemerken. Das da vorn waren nur die an der Bordwand emporstiebenden Schaumspritzer.

„Zweihundertfünfzig Yards zu weit,“ kam es durch das Telephon, und auf der durch den Schein der elektrischen Lampe schwach beleuchteten Glasplatte des Entfernungsanzeigers erschien die Zahl 2650.

„2650 Yards!“ wiederholte der Leutnant zu dem Geschützführer des linken Rohres und gab selbst die Seitenrichtung. Jetzt neigte sich die „Connecticut“ wieder nach Backbord. Dumpf rollte der Donner des Schusses über die heranjagenden Wogen des Pacific.

„Diese Hunde, diese Hunde!“ schrie der Leutnant, „die Granate platzt ja schon auf tausend Yards! . . . Was sind denn das für jammervolle Zünder?“

„Schlechter Schuß,“ klang es vorwurfsvoll aus dem Telephon, „nehmen Sie Aufschlagszünder!“

„Sind Aufschlagszünder, aber sie versagen, taugen nichts!“ brüllte der Leutnant in den Schalltrichter hinein, stieg in den Turm hinab und untersuchte die neue Granate auf der Ladeschale, bevor sie in das Rohr eingeführt wurde.

„Ist in Ordnung, ganz richtig,“ sagte er laut und fügte für sich einen Fluch hinabwürgend hinzu: „Um Himmelswillen, nur das die Leute nicht merken lassen!“

Wieder ein Schuß, wieder platzte die Granate ein paar hundert

Yards von der „Connecticut“, den Rand einer heranschäumenden Woge zerreißend.

„Verdammte Gesellschaft, betrügen den eigenen Staat! Das sollen Aufschlagszünder sein! Mit solchen Geschossen sind wir einfach verraten und verkauft,“ heulte der Leutnant in ohnmächtiger Wut vor sich hin.

Wieder kam die Mahnung von oben: „Schlechter Schuß, Aufschlagszünder!“

„Sind Aufschlagszünder,“ rief der Leutnant in fürchterlichster Erregung zurück, „die Granaten taugen nichts, die verdammten Lieferanten haben uns wieder betrogen.“

„Mit Sprenggranaten auf das Vorschiff der „Satsuma“!“ erklang jetzt der Befehl aus der Wand.

„Sprenggranaten von unten!“ kommandierte der Leutnant, und „Sprenggranaten von unten!“ wiederholte der Mann am Aufzug in das Telephon zur Munitionskammer.

Immer noch förderte der Aufzug die blauen Panzergranaten· Fünfmal noch, dann hielt der Aufzug.

Bei einer sekundenlangen Pause im Feuer diesseits und jenseits hörte man deutlich das Surren und Schnurren des elektrischen Antriebes des Aufzuges. Dann hob er sich wieder und jetzt erschien eine rote Sprenggranate.

„Vorschiff der „Satsuma“, 1950 Yards!“

Schwer legte sich die „Connecticut“ nach Steuerbord über, rauschend schlugen die Wasser über die Reeling, in strömenden Sturzbächen zwischen den Panzertürmen durchschießend, dann ging es nach der anderen Seite. Der Schuß krachte.

„Endlich,“ rief der Leutnant mit stolzer Freude und zeigte durch den Seeschlitz hinüber. Oben in der Reeling der „Satsuma“ dicht vor dem kleinen 12 cm fehlte ein Stück, als die Rauchwolke der platzenden Brisanzgranate zerflatterte.

„Guter Schuß,“ kam es von oben, „weiter mit Sprenggranaten feuern!“

1850 sagte lautlos die Zahlenreihe des Entfernungsanzeigers. Helles betäubendes Krachen von unten, ein scharfes knirschendes Klingen von zerreißendem Eisen. Eine feindliche Granate war schräg unterhalb des Turmes in das Vorschiff der „Connecticut“ gefahren. Wallender schwarzer Qualm benahm jeden Ausblick durch die Sehschlitze.

„Vier Grad höhere Elevation!“ kommandierte der Geschützführer.

„Noch nicht,“ knurrte er unwirsch, „noch drei Grad höher!“

Er wartete wieder die Schwingung der „Connecticut“ nach Backbord ab.

„Was ist denn das?“

„Höhere Elevation in den Türmen nehmen! „Connecticut“ hat Schlagseite nach Steuerbord, Wassereinbruch in die Schotten,“ sagte das Telephon. „Drei Grad höher!“ kommandierte der Geschützführer.

Das linke Rohr feuerte.

„Famos,“ rief der Leutnant, „der war vorzüglich, ganz famos! Aber tiefer, tiefer! Wir schießen ihnen da oben nur das Blech entzwei,“ und der Turm fuhr fort zu feuern.

Die Türme an der Steuerbordseite erhielten Treffer über Treffer, mit lautem Krachen explodierten die feindlichen Projektile an den Panzerwänden. Wie von elektrischen Entladungen getroffen wurden die Kanoniere von den dröhnenden Wänden zurückgeworfen. Fast taub waren die Leute durch den furchtbaren Lärm. Jedes Kommando mußte gebrüllt werden.

Der rasende Sturm und der hohe Seegang behinderte zudem die Amerikaner am Gebrauche eines Teiles ihrer Geschütze. Während die Sprenggranaten der schweren feindlichen Mittelartillerie die Decksbauten der Amerikaner demolierten und durch die ungeschützten Teile der Bordwände glatt hindurchfuhren, im Innern grauenhafte Zerstörungen anrichtend und die Besatzung schnell dezimierend, mußte die leichte amerikanische Mittelartillerie schweigen.

Zwar hatte man versucht, die siebenzölligen Geschütze der Steuerbordkasematte ins Feuer zu bringen, aber vergebens. Wohl standen die Artilleristen an ihren Geschützen, bereit ihre Granaten zum Feinde hinüberzusenden, aber es war unmöglich. Kaum hatte man das Ziel gefaßt, so verschwand es, verschwanden die feindlichen Schiffe stets in demselben grünglasigen, schäumenden Nichts der sich an der Schiffswand brechenden Wogen. Das Wasser drang mit der Gewalt eines Pumpenstrahles durch die Scharten der Schutzschilde und füllte die Kasematte, sodaß die Geschützbedienung bis an die Brust im Wasser stand. Schließlich ließ man die Türen des Panzerschotts hinter den Geschützen auf, um des Wassers Herr zu werden, tauschte dafür aber den Nachteil ein, daß das

nach Backbord abfließende Wasser beim nächsten Überholen des Schiffes von rückwärts wieder hereinschoß und sich in dem von der Außenwand und dem Deck gebildeten Winkel schräg anstaute, und in diesem steten Kampf mit den Wogen dort draußen und dem hin- und herschwappenden Wasser im Innern war ein Zielen und demzufolge ein irgendwie erfolgreiches Eingreifen der Kasematte in den Kampf ausgeschlossen. So ließ man das Feuer hier stoppen, ließ die Artilleristen abtreten und benutzte sie ebenso wie die Mannschaften der übrigens schon gänzlich demolierten Kleinartillerie auf dem Oberdeck als Ablösung für die Turmgeschütze, eine Maßnahme, die sich bei den großen Verlusten durch das feindliche Feuer sehr bald als notwendig erwies.

Somit hatten auf unserer Seite lediglich die Zwölf- und Achtzöller in den Türmen den Kampf zu führen, während der Feind seine sämtlichen Breitseiten an Steuerbord, die durch überkommende Seen in keiner Weise beeinträchtigt wurden, im Feuer hatte. Und dieses Übergewicht hatte sich in den ersten elf Minuten der Schlacht, bevor die überraschten Amerikaner antworten konnten, so furchtbar geltend gemacht, daß die Decks der amerikanischen Schiffe, insbesondere des Admiralschiffes, schon einer wilden Trümmerstätte glichen, ehe der erste Schuß fiel. In das wüste Gewirr zerschossener Brücken, aufgerissener Decksaufbauten, auf die Bootsbarrings mit ihren durch explodierende Granaten in Brand gesetzten Booten, in dieses qualmende Chaos stürzten jetzt die riesigen Schornsteine, fielen von oben herabgeschossene Teile der stählernen Masten. Die vielfach auf den Decks entstandenen Brände wurden freilich durch das in die Räume einströmende Wasser meistens wieder gelöscht, dennoch brannte das Achterschiff der „Vermont", und durch die klaffenden Schußlöcher konnte man im Innern die Flammen wüten sehen.

In dem dumpfen, engen Raume des Kommandoturmes verfolgte Admiral Sperry mit dem Kommandanten und den Offizieren des Stabes den Gang der Schlacht. Die von Offizieren kaltblütig bedienten Entfernungsmesser gaben die Zahlen der Distanz vom feindlichen Geschwader in die Türme und Kasematten weiter, und der Leutnant auf dem Feuerbeobachtungsstande oberhalb des Kommandoturmes meldete lakonisch die Resultate der eigenen Artillerie und gab die nötigen Korrekturen, die dann durchs Telephon den einzelnen Türmen zugerufen wurden. Das Über-

holen der Schiffskörper in den anrollenden Seen gebot ganz von selbst gewisse Feuerpausen.

Die Meldung des vorderen achtzölligen Turmes, daß eine Serie Granaten unzuverlässige Zünder habe, löste auch im Kommandoturme ein heiliges Donnerwetter von Flüchen aus über die Kommission, die solch unbrauchbares Zeug abgenommen habe. Aber sofort machte sich eine andere viel ernstere Sorge geltend.

Noch vor Beginn des amerikanischen Feuers hatten japanische Granaten hinter dem Vordersteven der „Connecticut“ ein paar mächtige Löcher in die ungeschützte Steuerbordwand über dem schmalen Panzergürtel gerissen, durch die die Wogen rauschend einströmten und alle inneren Räume völlig überschwemmten. Da die Panzergrätings über den nach unten führenden Niedergängen gleichfalls zertrümmert oder noch nicht geschlossen gewesen waren, füllten sich mehrere Abteilungen des Vorschiffes mit Wasser. Ein Betreten der Räume unter dem Panzerdeck und ein Schließen der Niedergänge war wegen der durch die riesigen Schußlöcher ständig hereinflutenden Wassermassen unmöglich. Die Pumpen waren machtlos, aber glücklicherweise hielten die nächsten Schottwände dicht. Trotzdem steckte die „Connecticut“ die Nase tief in die See und bot somit den herandrängenden Wogen einen immer größeren Widerstand. Kapitän Farlow gab deshalb Befehl, einige wasserdichte Abteilungen des Achterschiffes gleichfalls vollaufen zu lassen, um der „Connecticut“ die Gleichgewichtslage wieder zu geben. Übrigens herrschten, wie sich aus den Meldungen ergab, auf drei anderen Schiffen dieselben Zustände.

Aber kaum hatte man diese Havarie leidlich wieder ausgeglichen, so wurde ein neues Unglück gemeldet. Zwei japanische Granaten durchschlugen, nebeneinander auftreffend, beim Überholen des Schiffes nach Backbord unterhalb des Panzergürtels die ungeschützte Flanke unmittelbar vor den Kesselräumen, die nächsten Schotten konnten dem ungeheueren Druck des einströmenden Wassers nicht widerstehen, brachen durch, und die „Connecticut“ erhielt nunmehr eine schwere Schlagseite nach Steuerbord, und da die Geschütze infolgedessen nicht mehr die nötige Elevation erhalten konnten, mußte man ebenfalls einige Backbordabteilungen mit Wasser füllen. Dadurch sank der Schiffskörper immer tiefer ein und der Panzergürtel geriet völlig unter die ideelle Wasserlinie. Das durch die Schuß-

löcher einströmende Wasser stand bereits in den Gängen oberhalb des Panzerdecks. Das Herumtappen in diesen klatschend hin- und herschießenden Wasserfluten, die fortwährend einschlagenden feindlichen Geschosse, das Jammern und Stöhnen der Verwundeten und die vergeblichen Versuche, nach Steuerbord Kollisionsmatten auszubringen, Vorkehrungen, die schon mehr Rettungsarbeiten glichen und große Menschenverluste kosteten, begannen bereits die Widerstandskraft der Besatzung zu erschüttern.

Da die Meldungen von unten immer trüber lauteten, schickte Kapitän Farlow den Leutnant Kaiser mit dem Auftrage hinunter, ihm über den Zustand der Räume über dem Panzerdeck Bericht zu erstatten. Der Leutnant wollte seinen Posten am Telephon seinem Kameraden Curtis übergeben, aber der antwortete auf den Anruf nicht mehr. Zwischen zwei tote Signalgäste eingeklemmt lehnte er zwar immer noch über sein Telephon gebückt, aber ein eingedrungenes Sprengstück hatte ihm die vordere Gesichtshälfte weggerissen .... Der Leutnant Kaiser wandte sich vor Entsetzen fröstelnd ab, ein Midshipman trat an seine Stelle, und er verließ den von sausenden Granatsplittern umklirrten Kommandoturm.

Unten überall dasselbe Bild, rauschende an den Wänden hochspritzende Wasserfluten in allen Gängen, Verwundetentransporte, die sich mit Mühe ihren Weg schafften. Unweit des Niederganges zum Lazarett lag der blutjunge Midshipman Malion zusammengekrümmt in einer Ecke, hielt mit beiden Händen die aus einer klaffenden Unterleibswunde hervorquellenden Eingeweide zurück und jammerte herzzerreißend, man möchte ihn durch eine Kugel erlösen. Herrgott, was war aus dem frischen, lustigen Jungen geworden. Aber nur nicht denken! Nur immer weiter! Nicht um Menschenqual und Menschenjammer ging es hier, sondern darum, ob die Stahlwände hielten, ob die Maschinen ausdauerten.

„Schießt mich nieder, erlöst mich!" verklang das Schreien des sterbenden Freundes hinter dem Leutnant. Dort kauerte der Matrose Ralling, der damals in Newport News noch mit der Gig gesiegt hatte, ein braver Bursche aus Maryland; er starrte blöde vor sich hin, blutigen Schaum vor dem Munde. Lungenschuß wohl, dachte der Leutnant. Aber weiter, nur nicht stehen bleiben, weiter, weiter! Nur nicht denken!

Das schwarze Wasser gurgelte und quirlte um die Füße des

Davoneilenden, schluchzte hohl auf, wenn es beim Überholen des Schiffes gegen die Wand des Ganges anschlug und flutete dann rauschend zurück.

Was war das?" — Der Leutnant hatte die Gegend der Offiziersmesse erreicht — Musik? Wahrhaftig Musik! Der Leutnant riß die Tür auf und mußte an eine Spukerscheinung glauben. Da saß sein Freund, sein Crewkamerad Leutnant Besser am Klavier und hämmerte wie wild auf den Tasten. Derselbe Jonny Besser, den sie wegen seiner theologischen Liebhabereien den Reverend nannten, derselbe Jonny Besser, der nach Mitternacht noch über die verzwicktesten Probleme der heiligen Schrift diskutieren konnte, derselbe Jonny Besser, der jeden Tropfen Whisky verschmähte. Der Leutnant sprang empört auf seinen Kameraden zu, packte ihn am Arm und schrie ihn an: „Jonny, was machst Du hier? Bist Du betrunken?"

Jonny schug weiter auf den Tasten ein und begann mit fremder unheimlicher Stimme das alte Matrosenlied zu singen:

Tom Brown's mother she likes Whisky in her tea
As we go rolling home
Glory, Glory Hallelujah.

Und Glory, Glory Halleluja antworteten gröhlend zwei Neger der Besatzung, die anscheinend schwer betrunken, Whiskyflaschen, denen die Hälse abgeschlagen waren, in den Händen schwingend, zwischen den umgefallenen Stühlen der Messe wild herumhopsten.

Dem Leutnant grauste. Er wollte Jonny vom Klavier wegzerren. Aber der Widerstand, den der Geistesgestörte leistete, war zu kräftig.

Tom Brown's mother she likes Wisky in her tea

klang es von neuem. Die Nigger tanzten und brüllten. Der Leutnant versetzte dem nächsten einen Faustschlag ins Gesicht, der andere warf eine Whiskyflasche nach ihm, die splitternd an der Schiffswand zerplatzte. Draußen heulte das Toben der Seeschlacht. Von Grauen geschüttelt warf Leutnant Kaiser die Tür der Messe hinter sich zu.

Glory, Glory Hallelujah.

Dann eilte er nach oben. Wie er Jonny, dem die Schrecken der Schlacht den Verstand geraubt hatten, dort unten getroffen hatte, behielt er für sich.

Als der Leutnant wieder im Kommandoturm anlangte und dem Kommandanten von dem, was er gesehen, Bericht erstattete, hatten sich inzwischen beide Flotten passiert und waren auf parallelem Kurse aneinander vorbeigelaufen. Mit der Gewalt eines Orkanes fegten die feindlichen Granaten über die Decks der „Connecticut“. Längst hatte man die Artilleristen der Backbordartillerie zur Ausfüllung der Lücken in den Türmen an Steuerbord heranholen müssen. Nur wo die Toten den Raum beengten, wurden die Leichen noch fortgeschafft. Auch die Verwundeten ließ man schon liegen, wo sie lagen.

Da die beim Einschlagen feindlicher Granaten umherstiebenden Trümmerstücke der brennenden Boote an Deck gefährlich wurden, versuchte man diese mit den Krähnen über Bord zu schaffen. Aber nur auf der Backbordseite gelang es. Der Steuerbordkrahn wurde, als er gerade eine Barkasse zu heben begann, durch eine japanische Brisanzgranate, die auch den dahinterstehenden dritten Schornstein mit über Bord nahm, zerschmettert. Als Togos letztes Schiff die „Connecticut“ hinter sich gelassen hatte, ragte über dem ein wildes Durcheinander zerschossenen und verbogenen Eisenwerks darstellenden Deck des Admiralschiffes nur noch ein Schornstein mit weitklaffenden Löchern und der halbe hintere Mast auf. Aus den Ruinen der Decksaufbauten schlugen die Flammen der Kesselfeuerungen und dicke Qualmwolken hoch empor.

Die japanischen Schiffe schienen in ihren vitalen Teilen unverwundbar zu sein. Wohl fehlte der „Satsuma“ ein Schornstein, wohl waren beide Masten der „Kaschima“ weggebrochen, aber außer einigen Schußlöchern über den hohen Panzergürteln und ein paar außer Gefecht gesetzten Geschützen, die ihre langen Rohre hilflos hoch in die Luft streckten, wies der Feind keine nennenswerten Verletzungen auf. Die elf Minuten, während welcher die japanischen Artilleristen allein das Feld beherrschten, hatten dem Feinde ein Übergewicht gegeben, das keine Tapferkeit und keine noch so entschlossene Energie mehr ausgleichen konnte. Dazu begannen die Teleskopsvisiere in vielen Türmen der amerikanischen Schiffe zu versagen. In fester Verbindung mit den Turmdecken verbogen sie sich, wenn auftreffende Granaten die Panzerwände erschütterten. So wurde das ohnehin durch den hohen Seegang und den vom Winde den Amerikanern entgegengetriebenen Rauch der feindlichen Geschütze behinderte Zielen vollends

unsicher. Wohl hatte man beim Passieren des Feindes auf amerikanischer Seite auch die Torpedos klar gemacht, aber die blanken Metallfische wurden durch die heranstürmenden Wogen aus der Kursrichtung geworfen, und um durch die auf den Wogen treibenden Torpedos nicht die eigenen Schiffe zu gefährden, ließ Admiral Sperry durch Winkspruch schleunigst die weitere Verwendung dieser Waffe untersagen.

Dagegen trafen mehrere feindliche Torpedos. Seitwärts der sich gerade nach Backbord überlegenden „Kansas" erhob sich eine sprudelnde Gischtmasse, worauf aus allen Decksöffnungen, aus den Schußlöchern der Bordwände und aus den Türmen lohende Feuerstrahlen und schwarze Qualmwolken hervorbrachen. Schwer pendelte die „Kansas" nach Steuerbord zurück und versank dann augenblicklich in den Wellen. Der explodierende Torpedo mußte eine Munitionskammer getroffen haben. Auf der brennenden „Vermont" schien der Steuermechanismus zu versagen. Der Panzer schor scharf nach Backbord aus und bot dem Feinde sein von Rauchwolken umwirbeltes Heck, das sofort von japanischen Granaten zerfetzt und aufgerissen wurde. Die „Minnesota" trieb in hilfloser Lage, die Steuerbord-Reeling schon tief unter Wasser, während aus der Backbordseite die dicken Wasserstrahlen der Lenzpumpen quollen. Der Panzer blieb langsam zurück, worauf die schließende „New-Hampshire" ihn in feuerluv passierte, einen Moment ihren zerschossenen Körper deckte, sich dann aber den beiden einzigen noch leidlich intakten Schiffen Admiral Sperrys, der „Connecticut" und der „Louisiana" anschloß.

Als die feindliche Flotte allmählich nach hinten zurückblieb — die Schlacht hatte bis jetzt kaum eine halbe Stunde gedauert —, schöpfte Admiral Sperry einen Moment schon die Hoffnung, durch eine Schwenkung seiner drei Schiffe nach Steuerbord dem Feinde die Windseite abgewinnen und somit seine fast noch intakte Backbordartillerie ins Feuer bringen zu können. Doch bevor er noch den Befehl geben konnte, sah er die sechs feindlichen Panzer eine Wendung nach Backbord machen, eine Dwarslinie bilden und aus dieser wieder auf Gegenkurs zurückgehen, worauf sie unter gewaltiger Rauchentwicklung mit größter Geschwindigkeit den Amerikanern wieder aufdampften. Um das Unglück voll zu machen, meldete die „New-Hampshire" in diesem Augenblick eine schwere Kesselhavarie. Wollte der Admiral das Schiff nicht einfach seinem

Schicksal überlassen, so mußte er mit den beiden anderen Schiffen ebenfalls auf sechs Seemeilen Fahrt herabgehen. Damit war alles entschieden.

Vergebens war es, daß Admiral Sperry mit seinen drei Schiffen nach Steuerbord schwenkte. Dank seiner überlegenen Geschwindigkeit konnte ihm der Feind, stets auf parallelem Kurse laufend, immer an Steuerbord bleiben. Ein Turm nach dem anderen wurde außer Gefecht gesetzt. Was half es jetzt, daß nun endlich doch noch die Kasematte mit ihren drei intakten Siebenzöllern an der Leeseite eingreifen konnte. Die Panzergranaten des Feindes zerrissen bei der kurzen Entfernung die Stahlwände der Kasematte und zerschmetterten die Lafetten. Die Feuerleitung versagte, die Drähte und Sprachrohre waren zerstört, jedes Geschütz war nur auf sich selbst angewiesen. Auf der „Louisiana“ war die elektrische Leitung gänzlich außer Betrieb, da eine durch das Panzerdeck dringende Granate die Dynamos zerstört hatte. Da infolgedessen kein Turm mehr gedreht werden konnte und die Munitionsaufzüge stillstanden, war die „Louisiana“ damit ein wehrloses Wrack geworden. Um 11 Uhr 15 versank sie in den Wellen, kurz darauf kenterte die „New-Hampshire“, die durch das über dem Panzerdeck stehende Wasser schwere Schlagseite nach Steuerbord erhalten hatte. Gegen 12 Uhr 30 war die „Connecticut“ allein. Sie feuerte noch mit den beiden Zwölfzöllern aus dem Achterdeckturm und den beiden achtzölligen Türmen an Steuerbord.

Jetzt keilte sich ein großes Sprengstück in den Sehschlitz des Kommandoturmes und brach dessen schwere Panzerdecke aus den Fugen. Der nächste Treffer konnte vernichtend wirken. Admiral Sperry mußte seinen tapfer behaupteten Platz räumen. Unter dem klirrenden Hagel der Granatsplitter erreichte er — der Panzerschacht im Innern des Turmes war durch die dort eingezwängten Leichen zweier Signalgäste verstopft — die von der Brücke nach unten führende vom Blute der Gefallenen glitschig gewordene Treppe. Die vier letzten Stufen fehlten. An dem zu einem Reifen gebogenen Geländer ließ sich der Admiral vorsichtig hinab. Da zerriß, während die „Connecticut“ sich tief nach Backbord neigte, eine Granate den auf der untersten Stufe der Treppe stehenden Kapitän Farlow. Der Admiral fing den blutüberströmten Körper seines treuen Gefährten in seinen Armen auf und lehnte ihn vorsichtig

gegen die von dem Brandsatz der feindlichen Geschosse gelb gefärbte Wand des Gefechtsmastes.

Qualmende Trümmerhaufen überkletternd erreichte der Admiral durch die mit Sterbenden und Verwundeten gefüllten Treppen und durch die Gänge, in denen das eingedrungene Wasser die Leichen der Gefallenen hin- und herspülte, den Kommandostand unter dem Panzerdeck.

Hier liefen jetzt die Meldungen vom Feuerbeobachtungsstande des hinteren Mastes und aus den letzten noch besetzten Gefechtsstationen zusammen. Es war ein trostloses Bild, das der Admiral hier vom Zustand der „Connecticut" erhielt. Das dumpfe Tosen der Schlacht, das Poltern und Krachen der einschlagenden feindlichen Granaten, der erstickende Brandrauch, der durch alle Gänge sich ziehend bis hier nach unten drang, das taktmäßige stöhnende Arbeiten der Maschine und das Abrufen neuer Wassereinbrüche durch die Schottenposten vereinigte sich hier zu einer grausen Symphonie. Die Ventilatoren hatte man abstellen müssen, da sie anstatt Luft nur beißenden Qualm aus den Brandherden an Deck nach unten förderten. Furchtbar war die Anspannung der Nerven; sie waren auf dem Punkt, wo einem alles gleichgültig wird, wo man die Vernichtung als eine Erlösung erhofft.

Wer sagte da neben dem Admiral, neben dem Führer des Geschwaders, dem die Ehre des Sternenbanners anvertraut war, wer sagte da neben ihm etwas von der weißen Flagge? Es war ein schwerverwundeter Unteroffizier, der in wilden Fieberphantasien dumpf vor sich hinmurmelte. Um Gotteswillen, nur das nicht! Der Admiral wandte sich kurz um und schrie in die Leitung, die nach dem noch feuernden Achterturm ging: „Wacht über der Flagge, sie darf nicht herunter!"

Niemand antwortete, totes Eisen, totes Metall, kein Menschenlaut drang mehr in diese stählerne Gruft. Jetzt erlosch plötzlich ein Teil der elektrischen Lichter. Nein, nur nicht in dieser rauchigen Stahlschachtel hier unten sterben, nicht wie eine Maus in der Falle ersaufen! Hier war ja auch doch nichts mehr zu tun, da die meisten Leitungen nach oben versagten. Admiral Sperry übergab die Führung der „Connecticut" einem jungen Leutnant. „Lassen Sie feuern, was noch feuern kann!" Sinn hat es ja doch nicht mehr, setzte er leise für sich hinzu. Und dann kroch er durch einen niedrigen Schottendurchlaß, fühlte sich im Dunkeln

an eine Treppe heran und tastete sich Stufe um Stufe empor. Jetzt griff er in etwas Weiches, Warmes, das laut aufstöhnte. Herrgott, ein Matrose, der seinen zerfetzten Körper in diesen Winkel geschleppt hatte. „Armer Kerl," sagte der Admiral, der jetzt einsam und allein zum Deck seines verlorenen Schiffes hinaufstieg. Lauter und lauter donnerte das Tosen der Schlacht an sein Ohr, so, nun noch ein Deck. Jetzt war er oben unter der hinteren Kommandobrücke. Ein schwer verwundeter Signalgast lehnte an einem stehen gebliebenen Stück der Reeling, wie verloren mit dämmerndem Blick den Admiral anstarrend. „Signalleine noch klar?" fragte Sperry. „Ja," sagte der Mann matt.

„Machen Sie Signal drei Hurras fürs Vaterland!" Blitzschnell flogen die bunten Fähnchen an der zur Gaffel führenden Leine empor, und stille ward es auf der „Connecticut".

Die letzte Granate, die letzte Kartusche flog in das Ladeloch, noch einmal donnerten die heißen Rohre dem Feinde entgegen, dann ward es ruhig, und nur das Einschlagen der feindlichen Geschosse, das Knistern der Flammen und das Sausen des Windes war hörbar. Drüben verstummte jetzt ebenfalls das Feuer. Voran „Satsuma" und „Aki", dann die vier anderen Schiffe, so rauschte des Feindes Geschwader heran, umflort von einem leichten Rauchschleier.

Hoch flatterte das zerfetzte Sternenbanner am Heck der „Connecticut". Die paar Artilleristen, die noch an den Geschützen gestanden hatten, sie krochen hervor aus den Türmen, arbeiteten sich über zerschossene Treppen nach oben, 57 Mann, der Rest des stolzen Geschwaders. Drei Hurras für das Vaterland schollen aus den trockenen Kehlen der letzten Helden der „Connecticut". „Drei Hurras für das Vaterland!" Admiral Sperry zog den Säbel und „hurra!" klang es noch einmal über die Wogen hin zu den Schiffen unter der blutig aufgehenden Sonne im weißen Felde. Und auch drüben mochten sich Erinnerungen an die alte Ritterzeit der Samurai regen, ein Signal erschien am Achtertop der „Satsuma" und am Heck aller sechs feindlichen Panzer senkten sich die Flaggen als letzter Gruß für einen tapferen Feind.

Dann legte sich die „Connecticut" mächtig nach Steuerbord über. Die nächste Woge vermochte den schweren, mit tausend Wunden klaffenden Schiffskörper nicht mehr zu heben, er sank und sank, und während Admiral Sperry sich an ein übrig

gebliebenes Stück eines Geländers anklammerte und mit feuchten Augen dem Untergang entgegensah, klangen von dem in die Wogen eintauchenden Deck der „Connecticut“ die in manchen Sturmestos und in manche Todesnot schon hinausgesungenen Worte des alten Siegesliedes: „Hail Columbia“. Dann verschwand das Admiralsschiff mit wehender Flagge langsam in den Wellen, im Wasser einen blutigen Schimmer zurücklassend. Das war das Ende.

Winstanley.

Kapitän Winstanley schlug die Augen auf und sah nach der Decke der niedrigen Schiffskabine, wo die durch das Bullauge einfallenden Sonnenstrahlen auf dem weißen Ölfarbenanstrich zitternde Kreise und schwankende Reflexlinien malten. Langsam sammelten sich die Gedanken wieder. War das nur ein wüster Traum, waren das Fieberphantasien gewesen? Winstanley versuchte sich auf seinem Lager aufzurichten, zuckte aber vor einem jähen Schmerz zusammen und sank wieder zurück. Der Schmerz war Wirklichkeit. Was war nur vorgegangen? Tanzende Kreise, schwankende Linien malte das zitternde Licht oben auf der Decke der engen Schiffskabine.

Winstanley schaute verstört um sich. Doch Wirklichkeit? Doch schreckliche Wirklichkeit? Da saß sein Freund Longstreet von der „Nebraska", mit dem Rücken gegen die Wand der Kabine gelehnt, in triefend nasser Uniform und schlief.

„Longstreet!"

Der erwachte und sah ihn erstaunt an.

„Longstreet, ist das alles Wirklichkeit gewesen, oder habe ich geträumt?"

Keine Antwort.

„Longstreet," begann er wieder eindringlicher, „sag mir die Wahrheit, sind wir geschlagen, ist das Wirklichkeit?"

„Longstreet nickte stumm, unfähig ein Wort zu sprechen.

„Unser armes, armes Land," flüsterte Winstanley.

„Die „Nebraska" sank um 6 Uhr ungefähr," unterbrach Longstreet nach langer Pause ganz unvermittelt das Schweigen.

„Die „Georgia" wohl kurz vorher," sagte Winstanley, „aber wo sind wir, wie bin ich hierher gekommen?"

„Uns hat das Torpedoboot „Farragut“ nach dem Kampfe aufgefischt. Wir sind an Bord des Lazarettschiffes „Ontario“ mit etwa 500 Überlebenden von unserer Flotte.“

„Und was ist aus dem Rest unseres Geschwaders geworden?“ fragte Winstanley zaghaft. Longstreet zuckte stumm die Achseln.

Beide dämmerten wieder still vor sich hin und lauschten auf das Plätschern und Gluckern der Wellen an der Schiffswand draußen und auf das dumpfe, regelmäßige Stampfen der Maschine, deren gleichmäßiger Taktschlag sich in Winstanleys von Fieberphantasien durchglühtem Hirn zu sinnlosen Worten gestaltete, die wie mit scharfen Geierschnäbeln auf die schmerzenden Gedanken einhackten: . . . Woll'n Sie nicht mal rüber kommen . . . hob und senkte sich ölig die Melodie der auf- und niedersteigenden Kurbelstangen unten in der Maschine . . . Woll'n Sie nicht mal rüber kommen . . . sagten die Bordwände, klirrte die Wasserkaraffe drüben in ihrem Holzgestell . . . Winstanley flüsterte die Worte nach in ewiger, dumpfer Wiederholung.

Longstreet sah ihn mitleidig an. „Schon wieder ein Fieberanfall.“ Er stand auf, beugte sich über den Kameraden und blickte hinaus durch das Bullauge.

Wasser, nichts als funkelndes, glitzerndes Wasser, breite rauschende blaue Wogen bis weit hinten zum klaren Horizont. Nirgends ein Schiff.

„Woll'n Sie nicht mal rüber kommen,“ wiederholte Longstreet, apathisch selber in den Rhythmus der Maschine verfallend. Dann reckte er sich und sank wieder auf seinen Stuhl zurück, in halbwachem Hindämmern die Ereignisse der Nacht noch einmal überdenkend.

Das also war der Rest der pacifischen Flotte, ein Hospitalschiff mit ein paar Hundert todwunden Offizieren und Matrosen, der Rest von Admiral Trains Flotte, die Admiral Kamimura, nachdem Togo Sperrys Geschwader vernichtet hatte, in der Nacht zum 8. Mai, 3 Uhr früh mit den Torpedobooten angegriffen hatte.

Eine grauenvolle Überraschung. Der Feind mußte die Funksprüche zwischen dem Geschwader und den Vorposten abgefangen haben. Da die Japaner selber keine Funksprüche verwendeten, hatte keiner der amerikanischen Kreuzer der Aufklärungsgruppe irgend etwas Verdächtiges bemerkt. Dann war plötzlich Unordnung in die Funkspruchmeldungen gekommen, man verstand sich gegenseitig nicht mehr, und einige Minuten darauf dann die

ersten Torpedoexplosionen, aufspritzende Schaumfontänen, blendendes Licht der Scheinwerfer, Feuerblitze einschlagender Granaten, keine scharfe Munition auf amerikanischer Seite. Erst viel, viel später konnte man das feindliche Feuer erwidern, aber dann war schon eigentlich alles vorüber. Als das fahle Morgendämmern die Meeresfläche erhellte, beleuchtete sie nur noch einige treibende, sinkende Wracks, die unkenntlichen Ruinen von Admiral Trains stolzem Geschwader, denen die feindlichen Torpedos dann den Rest gaben.

Kamimura war mit seinen Schiffen schon am Horizont verschwunden, mit den Trümmern hielt der Feind sich nicht mehr auf.

„Woll'n Sie nicht mal rüber kommen,“ jammerte und stöhnte die Maschine plötzlich ganz laut, als eine Tür zum Maschinenraum draußen geöffnet wurde. Longstreet fuhr erschreckt auf und stieg jetzt müde und schwerfällig langsam nach oben. Das ganze Deck war zu einem Krankenlager hergerichtet und die wenigen Ärzte waren eifrig um die Verwundeten bemüht.

Longstreet trat zu einem Leutnant in zerrissener Uniform, der, den Kopf in die Hände gestützt, über die Reeling in die Wellen starrte. „Wohin gehen wir, Henry?“

„Ich weiß nicht, ist ja auch ganz einerlei, irgendwohin.“

Longstreet stieg auf die Kommandobrücke, wechselte mit ein paar Kameraden stumm einen Händedruck und fragte den Kapitän der „Ontario“: „Wohin gehen wir?“

„Wenn wir ran kommen, nach San Franzisco. Aber ich fürchte, die Japaner werden dort bereits die Küstenbatterien angreifen, und der dort drüben,“ er deutete nach Backbord, „scheint uns schon bemerkt zu haben.“

Longstreet folgte dem ausgestreckten Arme des Kapitäns, ein grauer Kreuzer mit drei hohen Schornsteinen ging mit direktem Kurs auf die „Ontario“ los, kurz darauf trat ein Signalgast mit einer Funkspruchmeldung an den Kapitän heran: „Der Kreuzer da drüben fragt nach dem Namen des Schiffes und wohin es wolle.“

„Vereinigter Staaten Lazarettschiff „Ontario“, Kurs auf San Franzisco,“ ließ der Kapitän hinüberantworten. Dumpf donnerte von drüben ein Schuß über die Wogen; die „Ontario“ setzte ihre Fahrt fort.

Da blitzte es an einem der vorderen Geschütze des Kreuzers

auf, eine Granate platschte ungefähr hundert Yards vor der „Ontario“ aufs Wasser und zerplatzte mit scharfem Krachen.

Einen Moment zögerte der Kapitän, dann ließ er die Maschine stoppen, übergab das Kommando auf der Brücke dem ersten Offizier und ging selber an den Funkspruchapparat:

„Hospitalschiff der Vereinigten Staaten, „Ontario“, mit 500 Verwundeten an Bord, rechnet auf den Schutz der Sanitätsflagge.“

Eine Viertelstunde später stoppte der japanische Panzerkreuzer „Idzumo“ dicht neben der „Ontario“ und gab eine Pinasse von Bord, die mehrere japanische Offiziere und zwei Ärzte nach der „Ontario“ hinüberbrachte.

Während ein höherer japanischer Offizier vom Kapitän in seiner Kajüte empfangen wurde und mit ihm das weitere über die Unterbringung der Verwundeten verhandelte, ging Longstreet wieder hinunter zu Winstanley.

„Winstanley, alter Freund, wie geht's?“

„Schlecht, Longstreet, was wird aus uns?

Longstreet zögerte.

„Sag es mir, Longstreet, sag mir die Wahrheit, wohin gehen wir, was wird aus uns?“

„Wir gehen nach San Franzisco,“ versetzte Longstreet ausweichend.

„Und der Feind?“

Longstreet schwieg.

„Der Feind, Longstreet! Wo ist der Feind? Wir dürfen nicht in seine Hände fallen.“

„Winstanley,“ sagte Longstreet, „sei ein Mann, wir sind in den Händen der Japaner.“

Winstanley fuhr auf von seinem Lager, sank aber unter der Gewalt des Schmerzes in seinem zerschossenen rechten Arm wieder ohnmächtig zurück.

„Nein, nicht in die Hände der Japaner! Lieber über Bord, es hat ja doch keinen Sinn, es ist ja alles aus.“

„Longstreet,“ rief er mit fieberglühenden Augen, „Longstreet, das eine versprich mir, nicht in die Hände der Japaner, dann wirf mich lieber über Bord.“

„Nein, Winstanley, nein, denk an unser Vaterland, daß es Männer braucht, Männer, die den Streifen und Sternen wieder zu Ehren verhelfen, die den Feind vertreiben und besiegen sollen.“

In diesem Moment ging die Tür der Kajüte auf, und ein japanischer Leutnant mit einem Notizbuch in der Hand trat mit kurzem militärischem Gruß ein.

Winstanley schrie auf: „Longstreet, gib mir eine Waffe, der Kerl . . .“

Der Japaner griff an die Mütze: „Meine Herren, ich bedaure die Umstände, unter denen ich gezwungen bin, Sie um Angabe Ihrer Namen und Chargen zu ersuchen. Seien Sie sicher, daß verwundete Feinde stets auf japanische Ritterlichkeit rechnen dürfen. Wenn Sie, wie alle anderen Offiziere, Ihr Ehrenwort geben, nicht zu entweichen, so werden Sie in San Franzisco, ohne belästigende Bewachung, im Lazarett alle nötige Pflege finden. Darf ich um Ihre Namen bitten?“

„Leutnant Longstreet von der „Nebraska“.“

„Ich danke.“

„Kapitän Winstanley, Kommandant der „Georgia“,“ ergänzte Longstreet für Winstanley.

„Darf ich um Ihr Ehrenwort bitten?“ Longstreet gab es. Winstanley schüttelte den Kopf: „Ich gebe kein Ehrenwort, macht mit mir, was Ihr wollt.“

Der Japaner zuckte die Achseln und verschwand.

„Longstreet, in San Franzisco verpflegt werden . . ., hat der Japaner gesagt? Dann ist San Franzisco bereits in den Händen des Feindes,“ und ein krampfhaftes Schluchzen durchschüttelte den Körper des verwundeten Kapitäns der „Georgia“, der in wirren Fieberphantasien sich jetzt wieder an Bord seines Schiffes befand und dem vorderen Turm mit den Zwölfzöllern Befehl gab, auf ein feindliches Schiff zu feuern. Longstreet hielt die Hand seines armen Freundes in der seinen und blickte stumm nach oben, wo die tanzenden Sonnenstrahlen auf der weißen Decke zitternde Linien und leuchtende Kreise malten.

Um 1 Uhr mittags kam die „Ontario“ in Sicht des Goldenen Tores, wo über allen Küstenwerken bereits das weiße Banner mit dem roten Sonnenball flatterte.

* * *

Während in der Morgenfrühe des 7. Mai der japanische Angriff auf San Franzisco erfolgte, befand sich die japanische Flotte in der Höhe von San Diego auf der Suche nach den

beiden amerikanischen Manöverflotten. Man wußte aus den aufgefangenen Befehlen des Marinedepartements, daß Admiral Sperry mit seinem aus den sechs Panzern der „Connecticut"-Klasse bestehenden blauen Geschwader den Befehl hatte, San Franzisco und die Häfen und Flottenstationen an der Pacificküste anzugreifen, und daß das gelbe Geschwader Admiral Trains deren mobile Verteidigung darstellte. Am 2. Mai hatte Admiral Train sein Geschwader vor San Franzisco formiert, und am 5. Mai hatte Admiral Sperry die Magdalena-Bai verlassen. Alle Funkspruchmeldungen wurden fortan von harmlosen japanischen Handelsdampfern unter englischer Flagge gelesen.

Am Morgen des 7. galt es zunächst die Magdalena-Bai unschädlich zu machen, um jede Möglichkeit, den Schiffen draußen von der weitentfernten Funkspruchstation eine Warnung zukommen zu lassen, abzuschneiden. Ein Handstreich brachte die Station in den Besitz des Feindes. Es waren auch hier japanische Händler, die mit ihren Stores am Ufer der Magdalena-Bai stets gute Geschäfte machten. In der Morgenfrühe des Sonntags verwandelten sich die betriebsamen gelben Handelsleute in eine Truppenabteilung, die die schwache Besatzung der Funkspruchstation ohne Mühe überrumpelte. Der von Norden herandampfende japanische Kreuzer „Jakumo" hatte für dieses Unternehmen den hellleuchtenden weißen Anstrich eines amerikanischen Kreuzers erhalten, weshalb er auf der Funkspruchstation, wie wir wissen, für den tatsächlich in San Franzisco liegenden, zur gelben Flotte Admiral Trains gehörenden Panzerkreuzer „New York" gehalten wurde. Die „Jakumo" sollte ein Entwischen der beiden in der Magdalena-Bai unter Dampf liegenden Zerstörer „Hull" und „Hopkins" verhüten. Beide Boote wurden bei der Flucht aus der Magdalena-Bai schnell zusammengeschossen. Damit war die Manöverflotte hoffnungslos isoliert.

Um 8 Uhr morgens machte Togos Geschwader, das aus den Schiffen „Satsuma" (Admiralsschiff), „Aki", „Katori", „Kaschima", „Mikasa" und „Asahi" bestehend, den Kern der japanischen Schlachtflotte bildete, bereits den ungefähren Aufenthaltsort von Admiral Sperrys Geschwader durch die aufgefangenen Funksprüche aus. Selber verwendete der Feind die drahtlose Telegraphie nicht, um die amerikanischen Geschwader nicht aufmerksam zu machen. Um 9 Uhr erfuhr Togo durch die letzte unvollständige Meldung der Magdalena-Bai, daß dort der Überfall geglückt sei.

und kurz darauf ließ die befohlene Verstärkung der amerikanischen Vorpostenlinie auf demselben Wege genau die Stellung der Kreuzergruppe und der Seitensicherung erkennen. Da man somit wußte, daß man es bei Admiral Sperrys Flotte nur noch mit einer schwachen Seitensicherung zu tun hatte, detachierte Togo seine vier Panzerkreuzer, die neuen riesigen 25 Seemeilen laufenden Schiffe „Tokio" und Osaka" und die „Ibuki" und „Kurama", um das amerikanische Vorpostengros zu vernichten, was auch nach kurzem Kampfe gleichzeitig mit dem Angriff auf Sperrys Panzerschiffe gelang.

Der „Denver" und der „Chattanooga" bliesen ein paar zwölfzöllige Granaten, die die gänzlich ungeschützten Seiten der Kreuzer zerfetzten, schnell das Lebenslicht aus, und die fünf Zerstörer, die in dem hohen Seegang schwer arbeiteten und von ihrer Torpedowaffe keinen Gebrauch machen konnten, waren gleichfalls bald abgetan.

Durch eine niederbrechende Regenboe gedeckt, kam Togo in Sicht der amerikanischen Schiffe, als die Schußweite nur noch 5500 Meter betrug.

In dem Augenblicke als Admiral Sperrys Schiffe aus dem trüben Regendunst auftauchten, erschien am Vordermast der „Satsuma" ein Signal, Admiral Togos Geschwaderbefehl, mit dem er den Kampf eröffnete. Jubelnd und unter lauten Bansai-Rufen wurde er auf allen Schiffen entziffert. Er lautete:

> Heute sei die Vergeltung für Kanagawa. Wie damals Kommodore Perry mit seinem Degengriff an die Pforte Nippons pochte, sprengen wir heute San Franziscos Goldenes Tor.*)

Dann begann der Kampf, und als die Sonne im Zenit stand, war Admiral Sperrys Geschwader in den Wogen des Pacific verschwunden. Die ersten elf Minuten der Überraschung, bevor die amerikanischen Geschütze antworteten, hatten bereits alles entschieden. Wohl hatten die gleich durch die ersten Schüsse verursachten schweren Verletzungen des ungeschützten Vorschiffes dreier amerikanischer Schiffe, wohl hatte ihr allzuschmaler Gürtelpanzer

---

*) Der amerikanische Kommodore Perry erzwang mit nur acht Schiffen im Jahre 1854 durch den bekannten Gewaltstreich den Vertrag von Kanagawa, der dem amerikanischen Handel die ersten Häfen in Japan öffnete.

und die dadurch verursachten mächtigen Wassereinbrüche, die dann eintretende Schlagseite, und die dadurch nötig gewordene Füllung anderer Schotten, um die Gleichgewichtslage wieder zu erreichen, die Entscheidung beschleunigt; aber auch von solchen Konstruktionsfehlern der amerikanischen Schiffe abgesehen, gab diese Schlacht in letzter Linie allen Marinen die Lehre, daß mit wenigen Ausnahmen alle modernen Kriegsschiffe nur „Schönwetterschiffe“ sind, deren Wasserlinienpanzer nur dann die vitalen Teile schützt, wenn die See so freundlich ist, die vorschriftsmäßige gerade Wasserlinie zu bilden, wie sie auf unsern Marinebildern eingezeichnet ist. Aber was kann ein zwei Meter breiter Streifen schützen, wenn bald die Reeling in den schäumenden Wogen versinkt, bald das nach der andren Seite überholende Schiff seine ganze Flanke bis zu den Schlingerkielen hinab der feindlichen Artillerie als Ziel bietet!

Wieder verschreiben jetzt die gelehrten Herren in allen Marineressorts ihren Schiffen neue Pflaster. Wie immer, wenn die Geschütze in der Schlacht alle Theorien und alle sorgsam errechneten Konstruktionen über den Haufen geschossen haben. Wir müssen immer wieder von neuem anfangen.

Weniger Glück hatte anfangs Admiral Kamimura mit dem zweiten Geschwader. Durch einige falsch gelesene Funkspruchmeldungen irre geführt, konnte er Admiral Trains Flotte erst gegen Abend in Sicht bekommen. Ein Angriff war jetzt nicht ratsam, da Gefahr vorlag, daß die Amerikaner im Schutze der Dunkelheit entkämen. Deshalb beschloß Kamimura, die Amerikaner kurz nach Mitternacht mit seinen acht Zerstörern anzugreifen und mit seiner schweren Artillerie dann das Werk zu vollenden.

Admiral Trains Geschwader bestand aus sechs Panzern: aus den drei neuen Linienschiffen „Virginia“, „Nebraska“, „Georgia“; den beiden älteren „Kearsage“ und „Kentucky“, deren Panzerung die Wasserlinie nur sehr unzureichend schützte, und schließlich der noch unzureichender gepanzerten alten „Jowa“. Dazu kamen die Panzerkreuzer „St. Louis“ und „Milwaukee“, die nur eine schwach gepanzerte Zitadelle hatten, und die ungeschützten Kreuzer „Takoma“ und „Des Moines“, die wegen ihrer Geschwindigkeit von 16,5 Seemeilen und wegen des Mangels jeden Panzers als Kreuzer sowenig brauchbar waren wie ihre Schwesterschiffe bei Admiral Sperrys Geschwader. Ein einziger Volltreffer genügte, um sie kampfunfähig zu machen.

Furchtbar war die Überraschung, als die japanischen Zerstörer unter dem Schutze der Nacht angriffen. Erst im Morgendämmern bekamen die Amerikaner ihren Feind wirklich zu Gesicht, als Kamimura mit seinen sechs Linienschiffen, die kaum eine Beschädigung aufwiesen, den Kampfplatz mit den sinkenden amerikanischen Schiffen in der Richtung nach Südosten verließ, um sich mit Togos Flotte zu vereinigen, der er bereits die Siegeskunde mitgeteilt hatte. Die Aufräumungsarbeiten überließ man den Zerstörern, die die totwunden Amerikaner mit ihren Torpedoschüssen versenkten. Das dem gelben Geschwader beigegebene Lazarettschiff „Ontario“ und ein Torpedoboot fischten die Überlebenden dieser kurzen Schlacht auf. Dann nahm die „Ontario“ Kurs auf San Franzisco, während der leckgeschossene „Farragut“ zurückblieb.

Mit ziemlicher Sicherheit erkannte man auf amerikanischer Seite, daß sich Kamimuras Geschwader aus der „Schikischima“ und den einst den Russen abgenommenen Panzern „Iwami“ (ex Orel), „Sagami“ (ex Peresvjet) und „Suwo“ (ex Pobjeda) und den neuen Panzerkreuzern „Ikoma“ und „Tsukuba“ zusammensetzte. Dazu kamen zwei mächtige Panzer, die aus der japanischen Flottenliste nicht bekannt waren, und die beiden nach japanischen Berichten noch auf Stapel stehenden Riesenkreuzer „Yokohama“ und „Schimonoseki“, die aber längst fertig und der Flotte eingereiht waren.

Mit jenen beiden Panzern hatte es eine eigene Bewandtnis. Im Jahre 1906 hieß es zuerst, China wolle sich eine neue Flotte bauen, und zwar habe es zwei große Panzerschiffe auf der Werft in Yokosuka in Auftrag gegeben. Sowohl von Peking wie von Tokio aus wurde das damals bestritten. Man fragte bei uns, man fragte in Europa, wer diese Schiffe denn bezahlen solle. Wir haben überhaupt immer viel unnützes Zeug gefragt. Tatsächlich wurden die Schiffe 1908 auf Stapel gelegt, wenn man die Welt außerhalb der Umfassungsmauern jener japanischen Werft auch glauben machen wollte, es handle sich nur um den Bau von Kanonenbooten. Wissen wir nicht mehr, wie damals ein deutsches Blatt darauf aufmerksam machte, daß sowohl diese beiden Panzerschiffe — vom Typ des englischen „Dreadnought“ — wie die in Kure für China im Bau befindlichen beiden Panzerkreuzer voraussichtlich nie unter dem gelben Drachenbanner fahren würden, sondern von Japan im Falle eines Krieges entweder einfach seiner eignen Flotte eingereiht, oder von China zurückgekauft werden würden?

In der Tat wurde kurz vor Ausbruch des Krieges auf beiden Panzern in aller Stille das Sonnenbanner gehißt, sie erhielten die Namen „Nippon“ und „Hokkaido“, und sie fehlten nur in der offiziellen japanischen Schiffsliste und in unserer Berechnung. Wie man sich zwischen Peking und Tokio über diese Schiffe auseinandergesetzt hat, ist eins der vielen Geheimnisse der ostasiatischen Politik geblieben. Der politische Glaubenssatz, daß China finanziell nicht stark genug sei, um eine neue Flotte zu bauen, und daß Japan, das am Rande des Bankerotts hintaumelnde Japan, unmöglich sein post-bellum-Programm einhalten könne, sind nichts als leere Phrasen gewesen, mit denen die Presse diesseits wie jenseits des Meeres ihre politischen Artikel aufputzen konnte. Wann haben wir es denn jemals in der Geschichte erlebt, daß ein Krieg nicht geführt worden ist, weil kein Geld in der Staatskasse war? Nach dieser Theorie hätte auch Preußen, das wie eine Zitrone ausgepreßte Preußen, vor hundert Jahren keinen Krieg gegen Napoleon führen dürfen.

Bei der Neuverteilung unserer maritimen Streitkräfte auf den Atlantic und den Pacific nach der Rückkehr der Flotte von ihrer Weltumsegelung hatte man in Washington so gerechnet: Japan hat fünfzehn Panzerschiffe, sechs große neue und neun ältere; dazu sechs große neue und acht ältere Panzerkreuzer. Wir haben in Manila einen Panzerkreuzer und drei Kreuzer; darauf sind mindestens fünf japanische Panzerkreuzer abzurechnen. Bleiben für einen Angriff fünfzehn japanische Linienschiffe und neun Panzerkreuzer. Halten wir nun zwei Geschwader zu je sechs Linienschiffen — dazu die „Texas“ — und sechs Panzerkreuzer auf der pacifischen Seite, so ergibt das zusammen mit den Küstenforts, den Minen und Unterseebooten eine solche maritime Machtsumme, daß der Feind uns nie und nimmermehr angreifen kann.

In Japan rechnete man: Zwei Geschwader von je sechs Linienschiffen, darunter sechs Panzer, die jedem amerikanischen Schiff überlegen sind, ergibt mit den neun Panzerkreuzern, das Moment der Überraschung hinzugezählt, eine solche Übermacht, daß wir nichts zu fürchten haben. Als Reserve bleiben vor San Franzisco: die Panzer „Hizen“ (ex Retvisan), „Tango“ (ex Poltawa), „Iki“ (ex Nicolai) und die Panzerkreuzer „Azuma“, „Idzumo“, „Asama“, „Tokiwa“ und „Jakumo“. Außerdem die beiden Divisionen der Mörserboote und die auf Seattle dirigierten Kreuzer. Der Panzer-

kreuzer „Iwate“ mit zwei Zerstörern war nach der Magdalena-Bai detachiert. In der Heimat blieb nur das aus den alten einst den Russen abgenommenen Panzern formierte vierte Geschwader und die bei den Philippinen alsbald freiwerdende Kreuzerdivision.

Die Rechnung des Feindes stimmte, unsere nicht. Tatsächlich waren beide Schlachten des 7./8. Mai in den ersten zehn Minuten entschieden, bevor noch der erste Schuß auf unserer Seite fiel. Hätte die japanische Rechnung auch gestimmt, wenn Sperry Togo oder Train Kamimura geschlagen hätte? Sicherlich. Sperry und Train hätten am 8. Mai mit ihren in der Schlacht arg zerzausten Geschwadern nicht einen einzigen Kriegshafen, nicht eine Kohlenstation, nicht eine Reparaturwerft mehr an unserer pacifischen Küste zur Verfügung gehabt. Dagegen hätte der Rest unserer Flotte alle japanischen Schlachtschiffe, alle Panzerkreuzer und eine Wolke von Torpedos stets auf Fersen gehabt, wäre von neuem zur Schlacht gezwungen und wäre ohne jede Operationsbasis einfach aufgerieben worden.

Unsre Seeminen fielen in den Arsenalen und unsre drei Unterseeboote in San Franzisco fielen an der Werft von Mare Island dem Feinde sozusagen auf trockenem Wege in die Hände. Daß die Japaner ihr in England gebautes Transportschiff für Unterseeboote mit nach San Franzisco brachten, war vollständig überflüssig.

Nur den Ruhm hatten wir, daß nicht ein einziges unserer Schiffe vom Feinde genommen worden war, daß alle mit wehender Flagge gesunken sind. Es war doch ein Unterschied, mit der verlotterten Flotte des Zaren oder mit Schiffen unter den Sternen und Streifen zu kämpfen. Auf den Wogen des Pacific retteten unsere blauen Jungens die Ehre der weißen Rasse den Gelben gegenüber. Vorläufig hatten sie zwar dem Feinde nur zeigen können, wie tapfere amerikanische Seeleute zu sterben wissen. Schwerer als der Untergang der Schiffe aber wog für uns fast noch der Verlust von mehr als der Hälfte unserer Seeoffiziere und der ausgebildeten Marinemannschaften. Das ließ sich nicht von heut auf morgen wieder schaffen. Dazu gehörten Monate; Monate fleißiger unermüdlicher Arbeit und neue Geschwader. Aber woher diese nehmen?

Nur ein einziges Fahrzeug der pacifischen Flotte entkam der

Schlacht und den nachspürenden japanischen Kreuzern: der Torpedozerstörer „Barry" unter dem Kommando des Leutnant-Kommanders Dayton, der die Torpedodivision bei Admiral Sperrys Geschwader befehligt hatte. Zweimal hatte er während der Schlacht versucht, kühn gegen den Sturm andampfend, der „Satsuma" einen Torpedo zu lanzieren. Vergebens, die hohe See warf den Torpedo aus seiner Richtung.

Am 11. Mai traf der arg zerschossene Zerstörer, gejagt von der vor Panama kreuzenden japanischen „Iwate" im Hafen von Buenaventura an der Küste von Columbia ein. Zähneknirschend mußte Dayton es mit ansehen, wie ein columbischer Offizier in goldstrotzender, zerlumpter Uniform, der gewöhnlich von einer Hafenkneipe aus sein winziges Kanonenboot uralten Datums kommandierte, an Bord des „Barry" kam, dort die Verschlüsse der Geschütze und die Maschinenventile entfernen ließ und die Waffen der Mannschaften einforderte. Der Japaner draußen vor dem Hafen hatte das kategorisch von der Regierung in Bogota gefordert. Diese erniedrigende Schaustellung vor all dem Gesindel auf dem Hafenkai, vor all diesen faulen Tagedieben, vor den massenhaft sich herbeidrängenden chinesischen und japanischen Kulis, denen es ein Hochgenuß war, den weißen Mann von einer Handvoll sogenannter Marinesoldaten vergewaltigt zu sehen, die alle zusammen nicht einen einzigen amerikanischen Seemann aufwogen; dieses Letzte war fast schlimmer als alle die Tage des Kampfes zusammen. Und noch heute, da Admiral Daytons Ruhm über alle Meere reicht, da kein Seemann auf der Welt den Namen James Dayton je vergessen wird, der unseres Volkes Retter wurde, noch heute weiß er in stillen Stunden davon zu erzählen, wie damals, als er mit seinem Kreuzergeschwader vor der Magalhaensstraße die japanischen Schiffe im ersten Anlauf überrannte und dem Sternenbanner wieder zu Ehren verhalf, wie damals mitten im Tosen der Seeschlacht die Galerie höhnisch grinsender Gesichter am Hafenkai von Buenaventura ihm wieder vor Augen erschien, die schadenfroh der Entwaffnung eines zerschossenen amerikanischen Torpedobootes zusahen. Ja nur Männer, die unseren Zusammenbruch bis zum bitteren Ende durchgekostet hatten, nur sie konnten unsere Retter werden: Dayton und Winstanley.

Sind Sie Winstanley?

Dumpf rauschend pflügte der Bug des englischen Frachtdampfers „Port Elisabeth“ die breiten Wogen des Pacific am Abend des 14. Septembers. Oben auf der Kommandobrücke hielten der Kapitän und der erste Steuermann mit scharfen Gläsern Ausschau nach vorne. Man näherte sich San Franzisco. Der Dampfer hatte in Esquimault eine Ladung Maschinenteile und Schienen, wie die Schiffspapiere auswiesen, für San Franzisco an Bord genommen. In Esquimault war auch der zweite Steuermann angeheuert worden, den der Kapitän allerdings ungern genommen hatte, weil der Mann invalide war und den rechten Arm noch in der Binde trug. Da aber kein anderer Ersatz für den bisherigen zweiten Steuermann, der sich in den Hafenwirtschaften von Victoria verkrümelt hatte, zu beschaffen war, so nahm der Kapitän ihn, der sich Henry Wilson nannte, und hatte, wie sich während der Fahrt herausstellte, einen ganz guten Griff damit getan, da er ein ruhiger, nüchterner Mann und mit den Fahrwasserverhältnissen an der Pacificküste bekannt war.

Wilson befand sich im Kartenhaus und studierte eifrig die Einfahrt nach San Franzisco: „Kapitän, wir sind jetzt acht Seemeilen vor dem Goldenen Tor; ein Wunder, daß die Japaner uns noch nicht entdeckt haben,“ rief er durch die Tür nach der Kommandobrücke hinaus.

„Man sollte meinen,“ versetzte der Kapitän, „soweit müßten sie doch wenigstens ihre Postenkette vorgeschoben haben.“

„Na, schließlich gegen wen?“ sagte Wilson, „hier ist ja für die Flotte nichts mehr zu holen, und einem englischen Dampfer mit harmloser Ladung werden die Verbündeten unserer glorreichen Regierung auch wohl nichts anhaben wollen.“

Wilson trat zu den beiden anderen, und an die Reeling gelehnt suchten alle drei mit ihren Gläsern in der Finsternis nach den Feuern von Golden Gate. Aber kein Lichtschimmer wollte sich zeigen.

„Daß wir nun gerade nachts nach San Franzisco hineingelassen werden,“ fing der erste Steuermann wieder an, „glaube ich nicht. Unsere Fahrtanweisung lautet ja auch, mittags Golden Gate zu erreichen.“

„Ja, aber wenn die Maschine nicht mehr mitmacht," brummte der Kapitän, „soll der Teufel die Zeit einhalten."

Da sehen Sie," rief Wilson und deutete nach vorn auf das jäh aufblitzende Licht eines Scheinwerfers, „da haben sie uns."

Ein paar Sekunden darauf wurde die „Port Elisabeth" von dem weißblauen blendenden Lichte des Scheinwerfers übergossen, das beständig auf ihr haften blieb.

„Wir halten ruhig unsern Kurs!" sagte der Kapitän etwas hastig zu dem Mann am Ruder, „Was sie wollen, werden sie uns schon mitteilen. Wilson, richten Sie die Schiffspapiere her, wir werden nun wohl gleich Besuch bekommen."

Kaum hatte Wilson die Kapitänskajüte erreicht, so erscholl schon der scharfe Glockenklang im Maschinenraum, und alsbald begann der Taktschlag der Maschine sich zu verlangsamen. Als Wilson wieder die Kommandobrücke betrat, sah man plötzlich die Masten und niedrigen Schornsteine eines Schiffes und einen dicken schwarzen Rauchstreifen wenige hundert Yards von der „Port Elisabeth" quer durch den Lichtkegel des Scheinwerfers streichen. Dann tauchte an Backbord ein langer schwarzer Torpedokreuzer mit vier niedrigen Schloten aus dem Dunkel empor, wendete, nahm denselben Kurs wie der Frachtdampfer und gab hierauf eines seiner Boote von Bord, aus dem vier Marinesoldaten, ein Lotse und ein Offizier das Deck der „Port Elisabeth" betraten.

Der Kapitän begrüßte den japanischen Leutnant bereits an der Reeling und unterhielt sich im Flüsterton einige Minuten mit ihm, worauf beide in der Kapitänskajüte verschwanden. Der Japaner mußte von der Durchsicht der Schiffspapiere befriedigt sein, denn als er wieder mit dem Kapitän die Brücke betrat, waren beide in eifrigster freundschaftlichster Unterhaltung.

„Hier, mein erster Steuermann, Hornberg."

„Engländer?" fragte der Japaner.

„Nein, ein Deutscher."

„Ein Deutscher?" gab der Japaner gedehnt zurück. „Nun, die Deutschen sind doch die Freunde Japans?" sagte er dann verbindlich lächelnd zu dem ersten Steuermann, der die Frage aber überhörte und an den Maschinentelegraphen ging.

„Und hier mein zweiter Steuermann Wilson."

„Engländer?" fragte der Japaner wieder.

„Jawohl, Engländer," antwortete Wilson eifrig.

Der Japaner maß ihn mit langem Blick: „Sie kommen mir bekannt vor.“

„Nicht unmöglich,“ sagte Wilson, „ich habe lange Jahre in japanischen Gewässern gefahren.“

„So?“ fragte der Japaner weiter, „auf welcher Linie denn?“

„Auf verschiedenen Linien, Herr Leutnant, ich kenne Schanghai, ich bin von Hongkong mit Trampdampfern auf Yokohama gefahren, ich war während des russischen Krieges auch einmal in Nagasaki, — auch mit Maschinenteilen als Ladung,“ fügte er nach einer Pause hinzu. „Es war eine gefährliche Fahrt, gerade waren die Russen von Wladiwostok ausgelaufen.“

„So, mit Maschinenteilen,“ sagte der Japaner obenhin, „und kennen das Fahrwasser hier auch?“

„Leidlich,“ sagte Wilson.

„Haben Sie Verwandte auf der amerikanischen Marine?“ fragte der Japaner dann scharf.

„Nicht daß ich wüßte,“ gab Wilson zurück, „meine Familie ist groß und als Engländer hat man Verwandte in allen Meeren, Verwaudte in der amerikanischen Marine habe ich meines Wissens nicht.“

„Mr. Wilson, Sie übernehmen jetzt die Führung des Schiffes unter Leitung des Lotsen, den uns der Herr Leutnant mitgebracht hat. Mr. Hornbergs Wache ist zu Ende,“ sagte der Kapitän und ging mit dem Japaner wieder in seine Kajüte.

Fünf Minuten darauf wurde der erste Steuermann zum Kapitän gerufen und erschien dann wieder auf der Kommandobrücke: „Mr. Wilson, ich soll die Führung der „Port Elisabeth“ weiter übernehmen. Sie möchten zum Kapitän kommen.“

„Bitte,“ entgegnete Wilson kurz.

Der Kapitän und der Japaner saßen bei einem Glase Whisky unten in der Kajüte. „Der Herr Leutnant,“ begann der Kapitän, „möchte etwas über Esquimault wissen, Sie müssen den Hafen doch kennen.“

„Nur ganz wenig,“ antwortete Wilson, „ich war nur drei Tage dort.“

„Lagen japanische Schiffe in Esquimault, als Sie dort waren?“

„Ja, ein japanischer Kreuzer im Dock“ sagte Wilson.

„Wie hieß der Kreuzer?“

Wilson zuckte die Achseln, „Ich weiß es nicht, ich kenne die japanischen Schiffe nicht."

„Setzen Sie sich, bitte", sagte der Kapitän, „hier ein Glas."

„Was haben Sie mit Ihrem Arme?" fragte der Japaner.

„Es war auf der Überfahrt von Schanghai nach Viktoria, als ich bei einem Sturme gegen die Reeling geschleudert wurde und den Arm brach."

Lange Pause.

„Kennen Sie den Leutnant Longstreet auf der amerikanischen Marine?"

„Ich kenne keinen Herrn dieses Namens auf der amerikanischen Marine."

Der Japaner wühlte förmlich mit seinen Augen in Wilsons Gesicht, das vollkommen gleichgiltig blieb.

„Sie haben dem Kapitän gesagt," fing der Japaner wieder an, „Sie wären öfters in San Franzisco gewesen. Auf welcher Linie?"

„Auf keiner Linie, ich war zu meinem Vergnügen in San Franzisco."

„Wann?"

„Vor zwei Jahren zuletzt."

„Darf ich Ihre Papiere sehen?"

„Bitte," sagte Wilson, stand auf, ging in seine Kajüte und brachte die Papiere.

Der Japaner las sie eifrig durch.

„Sonderbar," sagte er schließlich, „ich dachte, ich hätte Sie schon einmal gesehen."

Dann warf er noch einen Blick in einen der Scheine, sah Wilson scharf über den Rand des Papieres an und fragte schnell: „Warum führen Sie zwei Namen?"

„Ich führe nur einen," gab Wilson zurück.

„Winstanley und Wilson," sagte der Japaner mit scharfer Betonung.

„Bedauere," sagte Wilson, „ich kenne keinen Herrn Winstanley oder wie sagten Sie? Der Name kann auch nicht in meinen Papieren stehen."

„Nun dann ist es ein Irrtum," antwortete der Japaner mürrisch.

Wilson verließ die Kapitänskajüte wieder und ging nach oben. Auf der Brücke angekommen, atmete er tief auf.

Der Lotse gab die Anweisung für die Fahrt. Der Torpedokreuzer folgte wie ein Schatten an Backbord.

„Warum haben wir wohl eigentlich die Funkspruchheinrichtung an Bord?" fragte Hornberg.

„Ich habe nie darüber nachgedacht, aber es fällt mir jetzt auf. Ich glaube, es ist nur ein Versuch der Reederei," sagte Wilson. Dann schwiegen beide und folgten nur den Angaben des Lotsen für die Kursrichtung des Schiffes.

Wilson sah nach der Uhr. „Meiner Ansicht nach sind wir zwei Seemeilen vor Golden Gate, wir müssen doch jetzt im Bereich der inneren Vorpostenlinie sein."

„Möglich," sagte Hornberg, „alles fährt ja mit abgeblendeten Lichtern, da ist das schwer festzustellen."

„Können wir nachts hinein?" fragte er den japanischen Lotsen.

„Ja, mein Herr, wie Sie wollen, Tag und Nacht unter unserer Führung."

„Aber wie denn?"

„Sie werden es gleich sehen."

In diesem Moment heulte die Sirene des Torpedokreuzers dreimal kurz auf, und sofort blitzte eine halbe Seemeile entfernt das rote Seitenlicht und die Toplaterne eines Dampfers auf, der die „Port Elisabeth" mit seinem grellen Scheinwerfer beleuchtete.

Der Lotse gab mit einer kleinen Flagge einen kurzen Signalspruch hinüber, der von dem japanischen Wachtschiff beantwortet wurde.

„Jetzt werden Sie das Fahrwasser sehen," sagte der Lotse zu Wilson, „eigentlich ist es eine amerikanische Erfindung, aber wir haben sie erst praktisch angewandt. Wir können jetzt gar nicht mehr fehlen."

„Ja, Herr Kapitän, jetzt sollen Sie Ihr Wunder sehen," sagte der Leutnant, der mit dem Kapitän die Kommandobrücke betrat. „Jetzt dürfen Sie staunen, jetzt bekommen wir die Fahrtrichtung durch die Minensperre."

Auf den ruhigen Wogen erschien plötzlich ein leuchtender Lichtkreis, der Widerschein einer etwa zehn Meter unter der Wasseroberfläche befindlichen Lichtquelle.

„Eine verankerte Lichtboje", erklärte der Leutnant, „die das *Ende des elektrischen* Lichtkabels darstellt, und dort rechts eine

andere. Jetzt brauchen wir uns nur zwischen den beiden Reihen der Lampenbojen, die an die Kabel angeschlossen sind, zu halten, und wir haben einen absolut sicheren Weg durch die Minensperren, auf dem wir ungefährdet den Hafenkai in San Franzisco erreichen." Und in der Tat schwamm etwa hundert Yards in der Fahrtrichtung voraus ein zweiter weißer Lichtkreis auf dem Wasser und dahinter eine ganze Kette heller runder Scheiben, die nach links eine Kurve machte und sich dann in der Ferne verlor. Rechts ein ebensolches strahlendes Lichtband. Nach einer halben Stunde bezeichneten drei rotglühende Reflexe, wie schwimmende durchsichtige Lichtkessel mit einer rubinroten brodelnden Flut angefüllt, die Stelle, wo das Ruder nach Backbord gelegt werden mußte, um hier durch eine Lücke in der Minensperre das Schiff hindurchzuwenden.

„So erreichte die „Port Elisabeth" in der Morgenfrühe San Franzisco, wo sie nicht am Hafenkai, sondern am Arsenal auf Mare Island festmachte und dort, während die Mannschaft nach San Franzisco beurlaubt wurde, ihre Ladung von Maschinenteilen und Schienen von Bord gab, die sich aber seltsamerweise unter den Händen chinesischer Kulis in Geschützrohre, Munition und Granaten verwandelte. „Le pavillon couvre la marchandise, besonders unter dem Union Jack," meinte Hornberg ironisch, angesichts dieses Verwandlungsprozesses. Der Kapitän warf ihm einen bösen Blick zu.

Das war das zweite Mal, daß Kapitän Winstanley von der Vereinigten Staaten Marine, einst Kommandant des Linienschiffes „Georgia", San Franzisco in diesem Kriege sah, wo er acht Wochen zuvor nachts aus dem Marinelazarett entflohen war. Der japanische Leutnant war derselbe, der den Offizieren auf dem Lazarettschiff „Ontario" am 8. Mai das Ehrenwort abgenommen hatte, das zu geben, Winstanley sich damals geweigert hatte. Zwei Monate nach dieser Fahrt auf der „Port Elisabeth," als deren zweiter Steuermann er sich unauffällig über die japanischen Verteidigungsmaßregeln in San Franzisco informieren konnte, stand Winstanley als Kommandant des zweiten atlantischen Geschwaders an Bord des Panzers „Delaware." Und vier Monate darauf machte der Name des Siegers in der Seeschlacht bei den Galapagos-Inseln die Runde um den Erdball.

Die Rache für Portsmouth.

Je weiter man in das Räderwerk der komplizierten Maschinerie des japanischen Angriffsplanes hineinblickte, umsomehr mußte man den Scharfsinn und die zähe Energie der Mongolen bewundern, mit der sie diesen Krieg vorbereitet hatten, und je besser man das erkannte, umso klarer wurde es, wie verschieden sich das alles in mongolischen und in den Augen der Völker weißer Rasse ausnahm.

Man hätte von 1904 lernen können, wenn man nicht in gefährlicher Gedankenlosigkeit jenen Krieg Japans gegen Rußland nur für eine Episode gehalten hätte, deren Wurzelfäden nicht tief in die Lebensquellen eines Volkes hineinreichen, das plötzlich an die Oberfläche einer rapiden politischer Entwicklung emporgetaucht war. Als 1895 der Einspruch der europäischen Mächte gegen den Frieden von Schimonoseki Japan fast alle Früchte des Krieges gegen China wieder entriß, als das japanische Volk die schon errungene Festlandsprovinz, die Halbinsel Liaotung, wieder räumen mußte, weil es seine Macht als Eroberer nicht gegenüber drei europäischen Mächten durchsetzen konnte, die so uneinig sonst untereinander hier doch darin übereinstimmten, daß die chinesische Beute nur dem Europäer zufallen dürfe. Damals glaubte man nämlich noch, daß es eine chinesische Konkursmasse gäbe, die unter die Gläubiger verteilt werden könne. Als Japan im zweiten Frieden von Schimonoseki auf jeden Festlandsbesitz verzichten mußte und mit ein paar Millionen Taels über diese zerstörte Hoffnung getröstet wurde, da wußte jeder Japaner zur selben Stunde, daß man die verlorene Kriegsbeute dereinst mit den Waffen von Rußland zurückfordern werde. Mit den Millionen der chinesischen Kriegs*entschädigung bezahlte* Japan eine neue militärische Rüstung, baute

davon eine Panzerflotte und erzog in aller Stille das Volk für die Stunde der Rache. Remember Shimonoseki! Das war die heimliche Losung, das war das Freimaurerzeichen, das neun Jahre lang den Gedanken des japanischen Volkes die Richtung gab.

„Ein Reich, ein Volk, ein Gott!“ hatte einst mit Emphase Kaiser Wilhelm gesagt. Solcher tönenden Worte bedarf es bei den Japanern nicht. In ihrer aller Herzen, vom Tenno bis zum letzten Rikscha-Kuli, lebt instinktiv, so natürlich wie der Herzschlag, ein eifersüchtiges nationales Bewußtsein, das die Kräfte der Religion, der politischen Idee und der geistigen Kultur in eine Einheit verschmilzt, die nur in ihren Stärkegraden und Erscheinungsformen verschieden ist. Schnürt sich vom Körper des japanischen Volkes ein Einzelwesen ab, so bleibt es immer ein Japaner, der wie ein ins Wasser gefallener Öltropfen sich nie mit dem Wasser vermischen kann und stets auf der Oberfläche als Fremdkörper bleibt, weil er das eine Element ist und das Wasser das andere. Während die über den Schüsselrand der europäischen Staaten abfließenden Ströme der Auswanderer in der Fremde sehr bald den Prozeß der Wesensveränderung durchmachen, bis sie mit der äußerlichen Angleichung au ihre Umgebung auch die innere Umwandlung vollzogen haben, bis sie mit den Gedanken und Empfindungen ihrer Umgebung denken und fühlen und völlig in ihr verschwinden, bleibt ein Japaner immer Japaner. Bleibt jenen als letzte Spur ihres früheren Wesens schließlich nur eine romantische Erinnerung, so weiß der Mongole von solcher Romantik nichts. Nüchtern, ohne großen Schwung der Phantasie, gilt seine Energie, sein ganzes Sinnen und Trachten nur seinem Volke, der nationalen, geistigen und religiösen Einheit Japans. Sie ist sein Gewissen, sein Glaube, sein Gott.

Womit andere Völker Jahrhunderte und Jahrtausende verbringen, mit der nationalen Erziehung des Volkes, dessen hat es in Japan nicht bedurft, weil ihr Produkt, die das ganze Leben des Volkes beherrschende nationale Gesinnung von vornherein gegeben ist und weil ein Verrat am Volke undenkbar ist, weil er gleichbedeutend wäre mit geistigem Selbstmord. Die innere Geschlossenheit des Volkscharakters, die Selbstverständlichkeit der nationalen Pflichterfüllung und die absolute Schweigsamkeit gegenüber den Fremden, das sind die Waffen, mit denen Japan von vornherein in den Kampf eintritt, in einer stählernen Rüstung

klirrend, die der Gegner sich erst mühsam zusammensuchen und anlegen muß. Die Diskretion der japanischen Presse über alles, was den Staat in seiner Tätigkeit gegenüber dem Auslande angeht, ist ebensogut nationale Pflichterfüllung wie die frohe Selbstaufopferung des Soldaten, in dem das Kommando des Führers sich sofort in den eigenen Willen umsetzt.

Seit Marquis Ito 1905 mit leeren Händen aus Portsmouth zurückgekehrt war, seitdem das japanische Volk sich durch Roosevelts Friedensvermittlung enttäuscht sah, wußte jeder Japaner, wem der nächste Schlag zu gelten hatte. Wohl empörte sich anfangs das um den Millionengewinn des Krieges genarrte Volk, aber die Regierung sorgte dafür, daß dem Sicherheitsventil am Dampfkessel nur soviel überschüssiger Dampf entströmte, als nötig war, den Kessel vor der Zersprengung zu bewahren. Sie ließ hier und da, wo es keinen Schaden anrichten konnte, die erregten Massen sich austoben; dann aber begann Regierung und Presse alsbald das neue Werk, indem sie die nationale Leidenschaft von der Vergangenheit abwandten und ihr in dem Kampfe um die Herrschaft über den Pacific ein neues nationales Ziel setzten. Als man von Peking aus das Verbot der chinesischen Einwanderung nach den Vereinigten Staaten mit dem wirtschaftlichen Boykott amerikanischer Waren beantwortete, und die Panik in Wall Street die Regierung in Washington zu weitgehenden Konzessionen veranlaßte, war Japan weit davon entfernt, diese scharfgeschliffene Waffe zu zücken, wußte man doch auch, daß ein großer Teil der japanischen Volkswirtschaft, die Seidenproduktion, von der Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten abhängig war. Japan bestellte ruhig in Amerika weiter, behandelte die amerikanischen Importeure mit ausgesuchtester Höflichkeit und tat das, obgleich man sah, wie schon der Beginn des Warenboykotts den Herren in Washington den Schrecken durch die Glieder jagte, wie sie mit Geldsammlungen für die Hungersnot in China, mit einem Verzicht auf die chinesische Kriegsentschädigung von 1901 schleunigst um gut Wetter baten, obgleich man sah, daß vielfach das nationale Selbstgefühl der Amerikaner in dem Maße sank, als sich die Haufen der unverkäuflichen Frachtkollis in den Warenschuppen von Schanghai auftürmten. Da man den Feind überraschen wollte, mußte man ihn über die wahren Absichten täuschen.

„*Nie davon sprechen*, aber stets daran denken," diese Losung,

die der kleine jüdische Advokat auf dem Präsidentenstuhl Frankreichs einst ausgab, als die deutschen Heere nach dem siegreichen Feldzuge allmählich den französischen Boden verließen und der Rachegedanke ganz Frankreich erfüllte; „nie davon sprechen, aber stets daran denken," das war, auch ohne daß sie öffentlich verkündet war, die Parole des japanischen Volkes. Neun Jahre hatte es gedauert, bis man den Wechsel von Schimonoseki in der Februarnacht auf der Reede von Port Arthur präsentierte, neun Jahre hatte man geschwiegen und stets daran gedacht, hatte mit rastloser, nie ermüdender Energie das Heer gedrillt und bewaffnet, hatte Schiffe gebaut und ihre Besatzungen geübt. Die Welt hatte das gesehen, aber über die wahren Absichten, die dieser riesenmäßigen nationalen Rüstung zugrunde lagen, hatte sie nur unklare Vorstellungen. Nicht Japan hatte die Welt getäuscht, da alles in vollster Öffentlichkeit vor sich ging, da man ein Millionenheer nicht unter einer Drahtglocke verstecken kann; nein, die Welt hatte sich selber getäuscht. Wenn man sonst in der Welt rüstet und Schiffe baut und Geschütze gießt, so weiß jedermann, gegen wen es geht, und wer es nicht weiß, dem künden es die weinseligen Tischreden der Diplomaten, künden es die schwatzhaften Artikel der Presse. Was die Völker der alten Welt für Pläne hegen, wird auf allen Straßen ausgeschellt. Die politische Indiskretion ist ein Gemeingut Europas und Amerikas. Kühl abwägend, lautlos beobachtend, aber im schweigenden Einverständnis unter sich und von einem einzigen Willen, von einem glühenden Haß gegen die Weißen beseelt, stehen ihnen die Völker Asiens und Afrikas gegenüber.

Lebe jahrzehntelang mitten unter den Bekennern des Islams, kenne sie alle in Deiner Umgebung, dringe in ihr Empfinden und Fühlen und in ihre Gedanken ein, Du wirst niemals den Augenblick bestimmen können, da der kleine Funke, der zuweilen in Momenten großer Begeisterung in ihren Augen glimmt, plötzlich jäh zu riesenhafter Flamme emporlodert, wo eine Kraft lebendig wird, von deren Dasein Du nie eine Ahnung gehabt hast, von der Du nie gedacht hast, daß sie alles rund umher verwüstet und zerstört. Aber dann, wenn erschlagene Leiber auf allen Straßen liegen, wenn Mord und Brand durch die Gassen rast, wenn der friedliche, ruhige, anscheinend so indolente Moslim, der jahrelang fleißig unter Dir gearbeitet hat, in wenigen Stunden zu einem

gottbegeisterten Helden, zu einem Führer wird, dem Tausende willenlos folgen, dann bekenne vor den rauchenden Trümmern, daß dem Europäer, daß dem Abkömmling der weißen Rasse die Gedanken und das nationale Empfinden der Anhänger des Islams stets verschlossen bleiben werden, so verschlossen wie die Geheimnisse der Meerestiefe.

Du gehst einen Weg über das Sandfeld in hellglühender Mittagssonne und Du machst am anderen Morgen denselben Weg, nachdem es über Nacht geregnet hat. Überall auf unabsehbaren Strecken sind aus dem gestern so steril erscheinenden Boden Millionen sprießender Halme emporgeschossen. Woher dieses plötzliche Leben? Es war da. Unter der Oberfläche ist ein Leben, welches Du nicht siehst. Kommt ein befruchtender Regen, dann wird es aller Augen offenbar, was unter der Erddecke geschlummert hat.

In den dichten Dschungeln, aus denen dem heiligen Nil seine Wässer zuströmen, steht ein Zelt, davor ein gesatteltes Roß. Aus dem Zelte tritt ein weiß gekleideter Mann mit großen strahlenden Augen, draußen von den fanatischen Allah-Rufen seiner Anhänger stürmisch begrüßt. Er steigt auf das Roß, die Kamele erheben sich, und langsam schwankend setzt sich die lange Karawane in Bewegung und verschwindet im Busch. Schweigende Einsamkeit wie vorher im afrikanischen Urwald. Wohin sie gehen? Du weißt es nicht, Du siehst nur einen Reiter im weißen Burnus, Du siehst nur ein paar Dutzend Leute einen Propheten grüßen, aber um dieselbe Stunde, da Du nur einen davonreitenden Scheich siehst, wissen Millionen, daß der Khalif, daß Allahs Gesegneter seinen Weg durch die Länder begonnen hat, deren Bewohner er zum Siege oder zur Vernichtung führen wird. In demselben Augenblick schlagen Millionen Herzen von Mogador bis Kap Guardafui, von Tripolis bis in die brennenden Salzsteppen der Kalahari in dem einen Gedanken empor, daß die Stunde der Erlösung der Islamvölker gekommen sei. Ein sieghaftes Gefühl froher Hoffnung klingt durch die Herzen aller Gläubigen, deshalb weil im Dschungeldickicht ein einfacher Araberscheich den Weg betreten hat, den Allah ihn weist. Woher sie es wissen, woher sie es alle zugleich wissen, das bleibt dem Verständnis des weißen Mannes auf alle Ewigkeit verschlossen, so verschlossen wie das *geheimnisvolle* Seelenleben der Völker Gelbafiens.

„Nie davon sprechen, aber stets daran denken," das war die Losung gewesen und alles, was geschehen, auch das Ungereimte, das Sinnlose galt diesem Zwecke. Was die Welt vor Augen sah, darüber war sie nicht zu täuschen, man mußte nur Sorge tragen, daß sie sich wieder selbst belog, wie damals, als man auf Port Arthur rüstete. Ein waffenstarrendes Heer stand damals, von allen gesehen, auf dem Boden Nippons, Hokkaidos und Kiuschius, und vor aller Augen lag die Flotte unter Dampf. Daß die Welt nicht sah, was sie sah, daß sie sich einredete, der kleine gelbe Affe werde den täppischen Eisbären nicht angreifen, das hatte sie sich nur selber zuzuschreiben, sich selber ganz allein. Weil die diplomatischen Schreiberseelen nur das sehen wollten, was in ihren Gedankengang hineinpaßte, weil sie sich nur im Kreise um ihre eigenen Ideen zu bewegen vermochten, konnten sie die Gedanken der anderen nicht verstehen, und deshalb verhallte die Stimme der wenigen Warner ungehört. Daß die Torpedoschüsse auf der Reede von Port Arthur die Welt aus dem Schlummer schreckten, war nicht Japans Schuld. Warum schlummerte die Welt?

„Nie davon sprechen, aber stets daran denken," man mußte den Gegner von neuem einschläfern, ihn wieder in Sicherheit wiegen, seine Gedanken auf die Punkte fixieren, wo nichts zu sehen war, sich nichts vorbereitete. Man mußte ihn täuschen über die Art der Rüstung, man mußte in ihm Zwangsvorstellungen groß ziehen, die ihn irreleiteten, man mußte seine Politik auf ein falsches Gleis führen, damit er den wirklichen Plan nicht verstand und nichts von ihm ahnte.

Deshalb geschah das alles, deshalb entfachte man in San Franzisco den Streit um die Aufnahme von Japanern in die amerikanischen Schulen, deshalb markierte man nationale Entrüstung, deshalb ließ man plötzlich die japanische Presse wie einen Kettenhund auf diesen vorgeworfenen Bissen los, deshalb gebärdeten sich die Volksversammlungen so, als ob das Schicksal Japans davon abhänge, ob irgend ein Japaner auf dieser oder jener Schulbank säße, und deshalb jagte man, sobald von Washington aus Kontredampf gegeben wurde, den Kettenhund wieder in seine Hütte zurück, deshalb legte sich die „nationale Erregung" in Japan so schnell, nachdem man in diesem Streitfall das „Gesicht gewahrt" hatte. Man schläferte das amerikanische Volk ein, indem man ihm durch scheinbares Nachgeben die Überzeugung beibrachte, daß

auf dem Gebiet der Schulfrage kein ernster Konflikt mehr zu befürchten sei, man gab auch in der Einwanderungsfrage nach und anstatt die Einwanderer wie bisher in San Franzisco und Seattle zu landen, schickte man sie über die mexikanische Grenze, wo keine Kontrolle möglich war, denn wer sollte die Sandwüsten Arizonas und New Mexikos daraufhin bewachen, ob hier oder da ein paar Japaner ganz unauffällig über die Grenze schlüpften. Die Zahl der Japaner festzustellen, die auf diese Weise eindrangen, war unmöglich, zumal man in Tokio hinsichtlich der Auswanderung stets mit falschen Zahlen operierte, um so die Statistik noch mehr zu erschweren und zu verwirren.

„Nie davon sprechen, aber stets daran denken!" Deshalb schickte man einen Japaner mit einem photographischen Apparat nach San Diego, um dort die Erdwälle des Forts Rosecrans umständlich zu photographieren. Er sollte sich dort verhaften lassen. Wir mußten den armseligen Kerl ja laufen lassen, als er nachwies, daß die Bilder, die er mit seinem Apparat aufgenommen hatte, viel besser und genauer in San Diego in jedem Laden zu kaufen seien. Der Zweck des Manövers war derselbe wie damals in Manila, wo man uns auch einen japanischen Spion aufband, der dort ostentativ photographierte. Diese Manöver sollten uns zu der Überzeugung bringen, daß Japan von allen diesen Befestigungen, die für seinen Angriffsplan kaum in Betracht kamen, keine Kenntnis hatte; sie sollten in Amerika den Glauben erwecken, daß Japan eben erst anfing zu spionieren, in einem Augenblick, da man in Tokio nicht nur den genauen Plan jeder einzelnen Küstenbefestigung besaß, nicht nur Dank der bis vor wenigen Jahren auf unserer Marine angestellten japanischen Stewards jedes unsrer Kriegsschiffe bis auf den letzten Bolzen kannte, und über die Qualitäten jedes Kommandanten und seine Liebhabereien bei Manövern genau informiert war, da Japan über die Mobilmachungsordre, die Sammelplätze der Armee und die Lage der Waffen- und Munitionsdepots bis ins einzelne unterrichtet war.

Aus demselben Grunde sprach die japanische Presse, sprach die von japanischen Staatsmännern inspirierte englische Presse Ostasiens stets nur von den Philippinen, als ob dieser Archipel das Ziel des ersten japanischen Schlages sein würde. Aus diesem Grunde ließ man auch in der englisch-chinesischen Presse um die

Jahreswende den bekannten Plan veröffentlichen, der die detaillierte Offensive der japanischen Flotte und den Transport zweier Armeekorps nach den Philippinen enthielt, und diese Manöver hatten den gewünschten Erfolg. So wie einst Rußland vollständig überrascht wurde, weil es sich in *seine* Ideen über die Möglichkeit eines japanischen Einmarsches in die Mandschurei verrannt hatte, ebenso wurde jetzt die Auffassung, als werde sich Japan in einem Kriege zunächst der Philippinen und Hawais bemächtigen, zum amerikanischen und zum internationalen Dogma. Die Welt hatte sich zum zweiten Male täuschen lassen, sie erwartete den ersten Schlag vor Manila und Hawai und berechnete immer nur die Möglichkeit, wie lange es dauern würde, bis die amerikanische Flotte „herankommen" könnte, um die Situation im fernen Osten zu retten.

„Nie davon sprechen, aber stets daran denken!" Während Japan in der ganzen Welt diese falschen Vorstellungen über den Verlauf eines kriegerischen Konfliktes großzog, traf man an andern Stellen die wirklichen Maßnahmen und verführte so den Gegner, dort seine stärksten Kräfte zu konzentrieren, wo man überhaupt gar nicht angreifen wollte. Mit inniger Schadenfreude sahen die Japaner, wie Amerika seine philippinischen Garnisonen wegen des durch japanische Agenten entfachten Aufstandes auf Mindanao verstärkte, wie bei dieser Insel das Kreuzergeschwader zusammengezogen und so die Flottenbasis einem Handstreiche preisgegeben wurde. Mit derselben Schadenfreude sah Japan, wie die Union die Hälfte ihrer Flotte an der pacifischen Küste stationierte und im Vertrauen auf diese mobile Verteidigung die Küstenbefestigungen nur ungenügend besetzte in der Hoffnung, daß für eine kriegsmäßige Bemannung nach dem Ausbruch des Krieges noch immer Zeit genug sein würde.

Daß Japan im März und April dann seine gesamten mandschurischen Garnisonen unauffällig ablöste und durch Landwehrregimenter ersetzte, die gegenüber einem etwaigen Angriff Rußlands zunächst vollständig ausreichten, war ein weiterer Schachzug, dessen Bedeutung auch nicht rechtzeitig erkannt wurde, bis sich nach Wochen herausstellte, daß die von Dalny und Gensan aus angeblich nach Japan zurückgekehrten Transportschiffe als zweite Staffel der Invasionsarmee nach San Franzisco und Seattle dirigiert worden waren.

Nach der Vernichtung des philippinischen Geschwaders beschränkten sich die Japaner auf eine lockere Blockade der Bai von Manila durch ein paar alte Kreuzer und armierte Handelsdampfer und auf eine Isolierung der amerikanischen Garnisonen im Archipel, deren Schicksal sich bald entschied. An die schwer armierten Batterien von Corregidor konnten sich die Blockadeschiffe natürlich nicht heranwagen, das war ja auch nicht ihre Aufgabe. Sie sollten nur verhindern, daß Manila Zufuhr von außen erhielt. Und das gelang vollkommen. Anfangs fürchtete man auf der Blockadeflotte einen Angriff der beiden kleinen in Cavite stationierten Unterseeboote „Shark“ und „Porpoise“, obgleich man durch Spione am Lande erfahren hatte, daß die Regierungswerft in Cavite sich vergeblich abmühte, diese subtilen Fahrzeuge seetüchtig zu machen, und daß sie von jedem Tauchversuch mit Defekten an ihren Gasolinmaschinen zurückkehrten. Als sie dann nach Wochen doch noch bei Corregidor erschienen, machten ihnen die vier japanischen Unterseeboote schnell den Garaus. Das stark befestigte Manila war eine Flottenbasis ohne Flotte geworden und wurde dann auch von der Landseite her bezwungen.

Da die viel zu schwache Garnison von kaum 10 000 Mann den weitläufigen Gürtel der Forts und Feldschanzen nur ungenügend verteidigen konnte, so wurden zunächst die unvollendet liegen gebliebenen Befestigungswerke in Olongapo an der Subig-Bai durch Dynamit gesprengt und hierauf geräumt, dann wurden die Bahnlinien aufgegeben und schließlich hielt man nur noch Manila und Cavite. Aber unter den steten Angriffen der von japanischen Offizieren geführten Filipinos verblutete die von allen Zufuhren abgeschnittene und demzufolge allein auf die vorhandenen Vorräte angewiesene Garnison Manilas schnell. Das einzige, was man im Überfluß hatte, waren Kohlen, aber aus Kohlen kann man kein Brot backen. Am 24. August kapitulierte Manila. 2800 verhungerte Soldaten streckten die Waffen, der Rest lag in den Lazaretten oder war draußen auf der Walstatt geblieben. Gleichsam durch ein inneres vulkanisches Feuer verzehrt, waren die Philippinen japanischer Besitz geworden. Einen einzigen Mann, den Leutnant Schirawa, hatte das Unternehmen den Japanern gekostet. Alles übrige hatten die Filipinos und das der Gesundheit der Moskitos und Skorpione so außerordentlich zuträgliche Klima besorgt.

Schneller hatte sich das Schicksal Hawais entschieden. Die 60 000 japanischen Bewohner des Archipels genügten vollauf, um ohne weiteres der amerikanischen Herrschaft ein Ende zu bereiten. Die halbfertigen Werke von Pearl Harbour wurden im ersten Anlauf überrannt, die drei Zerstörer und das kleine Kanonenboot im Hafen fielen durch einen Handstreich in die Hände des Feindes. Ganz beiläufig wurden auch Guam und Pago-Pago auf Tutuila abgetan. Dann erschien Mitte Mai eine von San Franzisco zurückkehrende japanische Transportflotte vor Honolulu und nahm 40 000 japanische Bewohner Hawais an Bord, um sie nach Seattle zu bringen. Aus ihnen wurde das Reservekorps der japanischen Nordarmee formiert.

* * *

Die beginnende imperialistische Tendenz in der Politik Japans, dieser vom Volkswillen getragene Gedanke, daß die Herrschaft über den Pacific der Vormacht Gelbasiens gebühre, war längst, bevor der Kriegssturm durch die mandschurischen Ebenen dahinbrauste, zu der imperialistischen Politik der Vereinigten Staaten in Gegensatz geraten. Zunächst ohne sichtbare Konflikte zu schaffen. Wie ein Fatum, wie das Gebot einer unabänderlichen Weltordnung hatten die asiatischen Völker bisher die Herrschaft des weißen Mannes hingenommen; Port Arthurs Fall schlug dieses Idol in Trümmer. Und nachdem die Tage von Mukden und Tsuschima den Zauber der Unbesiegbarkeit der europäischen Waffen gebrochen hatten, fand die heimliche Wühlarbeit der japanischen Agenten überall bereiteten Boden. In Indien, in Siam und nicht zuletzt in China horchte das Volk auf, wenn ganz offen davon gesprochen wurde, daß, nachdem des Zaren Flotte vernichtet war, der Pacific und seine Randländer nur den Mongolen gehören dürften. Unbesiegbar war der weiße Mann nicht. Und neben England, neben dem verbündeten England, kam nur noch die Union in Betracht, die Union, die an dem Besitz der philippinischen Erbschaft Spaniens laborierte und sich immer noch nicht entschließen zu können schien, ihrer laut verkündeten imperialistischen Politik durch entsprechende Rüstungen eine feste Grundlage zu geben.

Dann kam der Friede von Portsmouth. Vollkommen darüber im klaren, gegen wen sich das nächste asiatische Gewitter

entladen werde, vollbrachte Theodor Roosevelt eine der folgenreichsten Taten der Weltgeschichte und strich die Zahlung einer Kriegsentschädigung aus den Friedensbedingungen. Nicht dem Moskowiter zuliebe, sondern weil er die finanzielle Erstarkung Japans bis zur Vollendung des Panamakanals unterbinden wollte. Amerika tat dasselbe, was Deutschland, Rußland und Frankreich beim Friedensschluß von Schimonoseki getan hatten; wir mußten deshalb mit denselben Folgen rechnen. Aber wie lange hat es gedauert, bis wir, die wir noch die Siege Oyamas, Nogis, Togos in rauschenden Freudenfesten gefeiert haben, erkannten, daß es einst eine Rache für Portsmouth geben werde. Damals galt uns noch der mandschurische Feldzug als nichts weiter denn als ein Schaustück, bei dem wir dem Sieger Beifall klatschten. Wir ahnten nicht, daß er nur das Präludium war zu dem großen Drama des Kampfes um die Herrschaft über den Pacific. Wir haben den Imperialismus gewollt, aber haben ihm die Mittel versagt. Man darf aber nicht die Hand ausstrecken nach einem Imperium, wenn man sich scheut, das Schwert als Einsatz in die Wagschale zu werfen. Mit der Fahrt unserer Flotte nach dem Pacific konnten wir den Feind wohl momentan „bluffen“, ihn aber nicht über die Schwäche unserer Rüstung zu Lande und zu Wasser täuschen. Vor allem zu Lande.

Drüben verstanden alle, was die Masseneinwanderung der Mongolen nach unseren Pacificstaaten bedeutete, welchen Zwecken auch der Zustrom der Gelben nach der Westküste Südamerikas diente. Wir aber haben der japanischen Einwanderung nach Chile, nach Peru, nach Bolivien, wir haben der Überschwemmung der Häfen der südamerikanischen Westküste ruhig zugesehen. Und während dort der gelbe Mann ungehindert eindrang, und sich die großen Entscheidungen der Zukunft vorbereiteten, schauten wir von der Plattform der Monroedoktrin nur immer ängstlich nach Osten aus und hielten die bescheidenen Reste europäischer Kolonialherrschaft im karaibischen Meere unter scharfer Kontrolle, als ob uns von dort aus eine Gefahr drohen könnte. Als ob die Monroedoktrin nur ein Fenster nach Osten habe. Und wenn man sich hin und wieder bei uns daran erinnerte, daß die Monroedoktrin doch den ganzen Kontinent umfasse, dann ließen wir uns durch die Einflüsterungen der Londoner Presse wieder ablenken, wenn sie die „deutsche Gefahr“ in Süd-

amerika an die Wand malte, als ob ein europäischer Staat heute überhaupt noch daran denken könnte, sich gewissermaßen über Nacht drei brasilianische Provinzen wie einen Schinken aus dem Rauchfang zu holen. Mit der Farce der deutschen Gefahr in Brasilien hat man uns von London aus immer wieder mit bestem Erfolge genarrt. Heute wissen wir, weshalb.

Wie Taubstumme sind wir stets durch die Geschichte gestolpert und haben diejenigen, die uns beizeiten vor der Gefährlichkeit des japanischen Volkes gewarnt haben, als rückständige Menschen behandelt, deren Intellekt nicht ausreichte, den Siegeszug der japanischen Kultur zu begreifen. Wer den unleugbaren Aufschwung Japans nicht als das größte Ereignis des letzten Menschenalters anerkennen wollte, war in unseren Augen ein Feind jeder Kulturentwicklung. Japanerfreunde, Japanerfeinde, andere Rubriken kannten wir nicht. Aber daß man Japans Aufblühen zu einer politischen Großmacht in seiner ganzen Bedeutung anerkennen und dabei doch das eigene Volk in eindringlichster Weise davor warnen kann, in dieser Entwicklung lediglich eine feuilletonistische Kulturerscheinung zu erblicken, das ist uns nie aufgegangen. Das ist aber der Grundfehler unserer gesamten Politik der letzten Jahre gewesen. Und weil wir, in den landläufigen Phrasen befangen, dem Feinde jede Möglichkeit absprachen, einen neuen Krieg zu führen, weil wir den Gegner unterschätzten, in ihm nur ein unter einer zu schweren Rüstung zusammenbrechendes Volk sahen und es versäumten, uns auf jede Möglichkeit vorzubereiten, deshalb erfolgte die Rache für Portsmouth so unvermutet. Kein diplomatischer Konflikt, nicht die leiseste Trübung unserer Beziehungen zu Japan ging dem allen voraus. Und die Welt war um die Erfahrung reicher, daß ein Krieg kein Vorspiel auf der diplomatischen Bühne zu haben braucht, wenn er nur eine Vorgeschichte hat.

Jenseits des Strudels.

Auf dem Hinterdeck des Ferrybootes, das in der Morgenfrühe des 12. Mai nach Hoboken hinüberfuhr, stand Randolph Taney, die Hände in den Taschen, und sah nachdenklich in das von den Schrauben aufgewühlte gelbe Wasser des Hudson. Aus war es, er hatte verspielt, er hatte in Wall Street auf Harriman gesetzt und hatte verloren. Was Harriman mit einer Milliarde konnte, das konnte Randolph Taney mit einer halben Million nicht. Deshalb hatte er verspielt. Glücklicherweise nur sein eigenes Geld. Jetzt war der ganze Haufen Papiere nicht mehr wert als die Nummer der „Tribune“, die dort unten im wirbelnden Kielwasser des Ferrybootes dahintrieb.

Randolph Taney dachte nach. Was er eigentlich in Hoboken wollte, wußte er nicht; es war ja auch ganz gleichgiltig.

„Hallo, Taney,“ rief ihn ein Bekannter an, „wohin?“

„Weiß ich nicht.“

„Weißt Du nicht? Warum nicht?“

„Ich habe verspielt!“

„Verspielt haben viele, Wall Street ist ein gefährlicher Strudel.“

„Ich habe nichts mehr zu strudeln, ich bin schon raus.“

„Raus, wieso?“

„Weißt Du, James Hubert, was ich tun werde?“ sagte er dann mit unheimlicher Ironie sich selbst verspottend: „Ich gehe zu einem Buchbinder in die Lehre, da kann ich wenigstens lernen, wie ich mit meinen Eisenbahnaktien jetzt meine Zimmer tapezieren kann. Das bißchen Kleistern wird man ja wohl noch lernen können.“

„Aha, kommt der Wind von der Seite!“ pfiff der andere leise durch die Zähne.

„Ja, was sonst?"

„Es war wohl toll?"

„Toll? Es war die Hölle . . .!"

„Warst Du am Montag in Wall Street?"

„Ja, am Dienstag auch."

„Und jetzt willst Du tapezieren lernen?"

„Ja."

„Sag mal, kaprizierst Du Dich darauf, zu tapezieren?"

„Weißt Du etwas anderes?"

„Ja."

„Nun?"

Hubert tippte auf das oberste Knopfloch an seinem Rock: „Das!"

„Was soll das heißen?"

„Freiwilliger!"

Taney sah den kleinen weißen Knopf mit dem Sternenbanner interessiert an. „Also schon so weit? Letzte Hilfe!" sagte er dann nach einer Pause.

„Letzte Hilfe nicht. Erste Hilfe!"

„Wieso?"

„Lohnt sich jedenfalls besser, als das Tapezieren. Höre mal, Taney, Du spinnst Dich jetzt in Deinen Ärger ein. Viel vernünftiger wäre es, Du nimmst den Springfield über die Schulter und trittst bei uns ein. Da kannst Du wenigstens versuchen, Dein Vermögen zurückzuerobern."

Der Ferrydampfer schob sich jetzt zwischen die Kaimauern des Landungsplatzes in Hoboken. Beide verließen das Boot.

„Nun, Taney, tapezieren . . . oder?" und James Hubert deutete auf den Knopf.

„Ich komme mit," sagte Taney gleichgiltig.

Sie gingen ein paar Schritte am Hafenkai entlang und betraten das Ferryboot nach Governors Island.

„Weißt Du," sagte Hubert, „drüben habe ich einen Freund, Major beim 8. regulären Regiment, der wird uns schon unterbringen. In vier Wochen kann es an die Front gehen."

Taney stopfte sich seine Shagpfeife. „In vier Wochen? Gut, ich habe nichts mehr zu ordnen."

Stumm schauten die beiden hinüber nach Manhattan, wo sich das Häusermeer New Yorks in wuchtigen Terrassen aufbaute. In der Morgenfrische erschienen alle Farbentöne kräftiger und leb-

hafter. Die himmelanstrebenden Turmpaläste der Empire City, die Wolkenkratzer, die mit ihren massigen Silhouetten das Stadtbild beherrschen. Die vergoldete Kuppel des World Building glitzerte und gleißte im Strahl der Sonne, eine funkelnde Bürgerkrone über der Stätte rastloser Arbeit. Davor die Strombreite des Hudson mit seinem Gewimmel von Ferrybooten, und drüben zwischen den Hafenkais und den niedrigen Warenschuppen die lange Reihe ernster Ozeandampfer, deren eiserne Lungen weiße Dampfwölkchen ausstießen, wenn die Ladekrähne die riesigen Schiffsleiber mit kleinen netten Bissen fütterten.

Hundertmal hatten die beiden Männer das Bild schon gesehen und doch waren sie wieder davon ergriffen.

„Taney," sagte Hubert, „Randolph Taney, ist das nicht die schönste Stadt der ganzen Welt? Ich habe zweimal die Runde um unseren Erdball gemacht und nie habe ich etwas Größeres gesehen. Das ist unsere Heimat, die zu schützen wir jetzt den Springfield schultern wollen. Alter Junge, laß alles dahinten! Komm mit!"

„Ja, ich komme, sicher, ich komme!" sagte dieser lebhaft. Und sie fuhren nach Governors Island hinaus. Taney trug sich in die Liste ein. Es wurde ihm versprochen, daß er beim Ausmarsch ins Feld schon Leutnant werden sollte.

Zwei Stunden später kehrten sie zurück. Randolph Taney trug jetzt auch den Knopf mit dem Sternenbanner, Freiwilliger der Armee der Vereinigten Staaten.

Auf der Rückfahrt wurde Taney gesprächiger. Er erzählte vom 8. Mai, dem fürchterlichen Tage in Wall Street, wo Milliarden zerflatterten, wo Tausende im Strudel der Börse willenlos umhergeschleudert wurden, wo jeder feste Untergrund des Wirtschaftslebens zu schwinden schien. Er erzählte von den wilden Sturmszenen, wo verzweifelte Finanzleute wie Tollhäusler sich gebärdeten, wo viele bei dem Zusammenbruch den Verstand verloren, wo ein unerbittlicher Kampf um die nackte Existenz ausgefochten wurde, wo um jeden Fußbreit Bodens keuchend gerungen wurde. Wie vor den Wogen der hereinbrechenden Sintflut kämpfte man um jede Klippe, um jede Scholle, um jeden Strohhalm und doch versanken immer neue Opfer in den Fluten. In dem tobenden Handgemenge inmitten des Börsensaales hatte der Generaldirektor einer Eisenbahngesellschaft, ein kleiner hastiger Mann mit

zerzaustem Haar und schwitzendem Gesicht, — ein Rockärmel war ihm heruntergerissen und sein Kragen lag ihm wie ein nasser Lappen um den Hals — sich plötzlich auf eine Estrade geschwungen und mit den Gesten eines Predigers wirre Gebete zu sprechen begonnen; andere, zerrüttet von dieser entsetzlichen Nervenanspanung, hatten rohe Gassenhauer gebrüllt.

Hubert, der alles das aus den Zeitungen schon kannte, dem aber die Erzählung des Freundes noch einmal diese grausigen Szenen drastisch vor Augen führte, schauderte. Er sah alle diese vernichteten Existenzen, die der Maalstrom in Wall Street mit sich in die Tiefe gerissen hatte. Er dachte an sein einfaches, schlichtes Leben gegenüber dem gehetzten Dasein dieser Börsenmenschen, die in vollständiger Apathie jetzt die Dinge gehen lassen mußten, wie sie eben gingen. Der reiche, von ihm im Stillen oft beneidete Mann, ärmer als der Schiffsjunge dort neben ihm an der Reeling.

Das Ferryboot wich jetzt scheu zur Seite vor dem brummenden Warnungssignal des Lloyddampfers „Kaiser Wilhelm der Große“, der in majestätischer Fahrt vom Hafenkai in Hoboken hinauslenkte in den breiten Hudsonstrom.

Eben waren die schmetternden Klänge des „star spangled banner“ verklungen. Über den dicht mit Passagieren gefüllten Decks fegte ein Wirbel von flatternden Taschentüchern hin, mit denen man den am Lande zurückgebliebenen noch die letzten Grüße zuwinkte. Da setzte die Schiffskapelle von neuem ein, und unter den Klängen: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus . . .“, dem alten Scheidegruß eines Volkes, das sich noch kein Seemannslied zum Abschied ersonnen hat, und an Bord seiner Ozeanriesen immer noch mit Ränzel und Stab vom Heimatstädtchen Abschied nimmt, rauschte der riesenhoch aufragende Dampfer durch die Wellen dahin, dem Meere entgegen.

„Das sind die Ratten, die das sinkende Schiff verlassen,“ sagte Randolph Taney bitter, „von unserer Hochfinanz sind geradezu märchenhafte Preise für einfache Kajütsplätze nach Bremen geboten worden.“

Die Flucht der Heimatlosen hatte begonnen.

Ein Lichtblick.

Seattle hatte nur eine kleine japanische Besatzung behalten, nachdem die ersten feindlichen Truppentransporte am 7. und 8. Mai nach dem Osten weitergegangen waren und die japanische Nordarmee unter Marschall Nogi nach einigen unbedeutenden Kämpfen mit kleineren amerikanischen Detachements ihre Stellungen in den Blauen Bergen und südlich davon eingenommen hatte. Dann trafen Anfang Juni die ersten Truppentransportschiffe aus Hawai ein und brachten das Reservekorps der Nordarmee, das bestimmt war, hinter der Front die Häfen und Küstenplätze zu besetzen und die Etappenlinien nach Osten zu sichern.

Der Eisenbahnverkehr hatte überall aufgehört, kein Amerikaner durfte die Züge benutzen, und nur unter großen Schwierigkeiten gelang es einzelnen, in dringenden Fällen eine Ausnahmeerlaubnis sich zu erwirken. Die Bahnhöfe waren sämtlich zu kleinen Festungen ausgebaut, die von den japanischen Posten, die zugleich den Fahrdienst überwachten, besetzt gehalten wurden.

Die Presse hatte im Okkupationsgebiet allerorten ihr Erscheinen eingestellt, nur ein Organ in jeder Stadt ließen die Japaner meist weiter existieren und benutzten es unter einer strengen Zensur zur Veröffentlichung ihrer Edikte und Proklamationen an die Bevölkerung und zur Verbreitung der Nachrichten vom Kriegsschauplatze, auf deren Bekanntwerden sie Wert legten. Tausend Gerüchte durchschwirrten bei diesem Mangel aller Meldungen aus nichtjapanischer Quelle ständig die Luft. Man machte vielfach die Erfahrung, daß solche Gerüchte von Mund zu Mund sich fast schneller verbreiteten als ehemals die telegraphischen Nachrichten durch die Zeitungen.

Am Morgen des 8. Juni erzählte man sich in Tacoma, die

Stadt werde heute eine japanische Besatzung erhalten, da in Seattle mehrere Truppentransportdampfer angekommen seien. Bisher lag nur eine japanische Kompagnie in Tacoma, die den Bahnhof und die Gas- und Elektrizitätswerke besetzt hielt und draußen vor der Stadt sich in dem neuen Wasserwerk verschanzt hatte. Es war Leuten, die darum wußten, bereits aufgefallen, daß das vor Jahresfrist nach Tacoma verlegte Gewehrdepot für die Bewaffnung der Nationalgarde, welches ungefähr 5000 Springfield-Gewehre M/1903 enthielt, der Aufmerksamkeit des Feindes entgangen war. Man hatte die provisorisch in den Kellern eines großen Getreidespeichers aufbewahrten Gewehre bisher vor dem Feinde verbergen können, mußte aber jeden Tag eine zufällige Entdeckung fürchten. Diese Gefahr stieg natürlich, sobald Tacoma eine stärkere Garnison erhielt.

Draußen in der Vorstadt von Tacoma besaß Martin Engelmann, ein Deutscher, der vor etwa zwanzig Jahren eingewandert war, ein schmuckes Häuschen. Die Familie hatte sich eben zu Tisch gesetzt, als der jüngste Sohn, Angestellter in einem der großen Handelshäuser der Stadt, hastig hereintrat:

„Sie kommen, Vater,“ rief er erregt, „sie sind schon im Hafen,“ und machte sich dann hastig über seine Suppe her.

„Sie kommen?“ fragte der alte Engelmann ernst, „dann ist es also zu spät.“

Der Alte stand vom Tische auf, trat ans Fenster und blickte hinaus auf die Straße, auf der weit und breit kein Mensch zu sehen war. Nur mitten auf dem Fußwege saß ein kleiner weißer Pudel, der an einem Knochen knabberte. Engelmann beobachtete in Gedanken versunken aufmerksam den Pudel.

„Wie viele sind's denn?“ fragte er nach einer Pause.

„Mindestens ein Bataillon, heißt es,“ antwortete der Sohn, der grimmig seine Suppe löffelte.

„Dann ist's natürlich aus. Genau um 24 Stunden zu früh,“ seufzte Engelmann leise und beobachtete wieder den Pudel, der jetzt mit dem abgenagten Knochen auf der Straße herumspielte und lebhaft hin- und hersprang.

Engelmann suchte seine eigne Erregung gewaltsam niederzukämpfen. Er wagte den Kopf nicht zu wenden; hinter sich hörte er leises Weinen. Das Gesicht in die Hand gestützt, saß Frau Martha, die treue Gefährtin seines arbeitsreichen Lebens, am Tisch und starrte wortlos vor sich hin, während die Tränen ihr

Nach der Vernichtung des philippinischen Geschwaders beschränkten sich die Japaner auf eine lockere Blockade der Bai von Manila durch ein paar alte Kreuzer und armierte Handelsdampfer und auf eine Isolierung der amerikanischen Garnisonen im Archipel, deren Schicksal sich bald entschied. An die schwer armierten Batterien von Corregidor konnten sich die Blockadeschiffe natürlich nicht heranwagen, das war ja auch nicht ihre Aufgabe. Sie sollten nur verhindern, daß Manila Zufuhr von außen erhielt. Und das gelang vollkommen. Anfangs fürchtete man auf der Blockadeflotte einen Angriff der beiden kleinen in Cavite stationierten Unterseeboote „Shark“ und „Porpoise“, obgleich man durch Spione am Lande erfahren hatte, daß die Regierungswerft in Cavite sich vergeblich abmühte, diese subtilen Fahrzeuge seetüchtig zu machen, und daß sie von jedem Tauchversuch mit Defekten an ihren Gasolinmaschinen zurückkehrten. Als sie dann nach Wochen doch noch bei Corregidor erschienen, machten ihnen die vier japanischen Unterseeboote schnell den Garaus. Das stark befestigte Manila war eine Flottenbasis ohne Flotte geworden und wurde dann auch von der Landseite her bezwungen.

Da die viel zu schwache Garnison von kaum 10 000 Mann den weitläufigen Gürtel der Forts und Feldschanzen nur ungenügend verteidigen konnte, so wurden zunächst die unvollendet liegen gebliebenen Befestigungswerke in Olongapo an der Subig-Bai durch Dynamit gesprengt und hierauf geräumt, dann wurden die Bahnlinien aufgegeben und schließlich hielt man nur noch Manila und Cavite. Aber unter den steten Angriffen der von japanischen Offizieren geführten Filipinos verblutete die von allen Zufuhren abgeschnittene und demzufolge allein auf die vorhandenen Vorräte angewiesene Garnison Manilas schnell. Das einzige, was man im Überfluß hatte, waren Kohlen, aber aus Kohlen kann man kein Brot backen. Am 24. August kapitulierte Manila. 2800 verhungerte Soldaten streckten die Waffen, der Rest lag in den Lazaretten oder war draußen auf der Walstatt geblieben. Gleichsam durch ein inneres vulkanisches Feuer verzehrt, waren die Philippinen japanischer Besitz geworden. Einen einzigen Mann, den Leutnant Schirawa, hatte das Unternehmen den Japanern gekostet. Alles übrige hatten die Filipinos und das der Gesundheit der Moskitos und Skorpione so außerordentlich zuträgliche Klima besorgt.

Schneller hatte sich das Schicksal Hawais entschieden. Die 60 000 japanischen Bewohner des Archipels genügten vollauf, um ohne weiteres der amerikanischen Herrschaft ein Ende zu bereiten. Die halbfertigen Werke von Pearl Harbour wurden im ersten Anlauf überrannt, die drei Zerstörer und das kleine Kanonenboot im Hafen fielen durch einen Handstreich in die Hände des Feindes. Ganz beiläufig wurden auch Guam und Pago-Pago auf Tutuila abgetan. Dann erschien Mitte Mai eine von San Franzisco zurückkehrende japanische Transportflotte vor Honolulu und nahm 40 000 japanische Bewohner Hawais an Bord, um sie nach Seattle zu bringen. Aus ihnen wurde das Reservekorps der japanischen Nordarmee formiert.

* * *

Die beginnende imperialistische Tendenz in der Politik Japans, dieser vom Volkswillen getragene Gedanke, daß die Herrschaft über den Pacific der Vormacht Gelbasiens gebühre, war längst, bevor der Kriegssturm durch die mandschurischen Ebenen dahinbrauste, zu der imperialistischen Politik der Vereinigten Staaten in Gegensatz geraten. Zunächst ohne sichtbare Konflikte zu schaffen. Wie ein Fatum, wie das Gebot einer unabänderlichen Weltordnung hatten die asiatischen Völker bisher die Herrschaft des weißen Mannes hingenommen; Port Arthurs Fall schlug dieses Idol in Trümmer. Und nachdem die Tage von Mukden und Tsuschima den Zauber der Unbesiegbarkeit der europäischen Waffen gebrochen hatten, fand die heimliche Wühlarbeit der japanischen Agenten überall bereiteten Boden. In Indien, in Siam und nicht zuletzt in China horchte das Volk auf, wenn ganz offen davon gesprochen wurde, daß, nachdem des Zaren Flotte vernichtet war, der Pacific und seine Randländer nur den Mongolen gehören dürften. Unbesiegbar war der weiße Mann nicht. Und neben England, neben dem verbündeten England, kam nur noch die Union in Betracht, die Union, die an dem Besitz der philippinischen Erbschaft Spaniens laborierte und sich immer noch nicht entschließen zu können schien, ihrer laut verkündeten imperialistischen Politik durch entsprechende Rüstungen eine feste Grundlage zu geben.

Dann kam der Friede von Portsmouth. Vollkommen darüber im klaren, gegen wen sich das nächste asiatische Gewitter

entladen werde, vollbrachte Theodor Roosevelt eine der folgenreichsten Taten der Weltgeschichte und strich die Zahlung einer Kriegsentschädigung aus den Friedensbedingungen. Nicht dem Moskowiter zuliebe, sondern weil er die finanzielle Erstarkung Japans bis zur Vollendung des Panamakanals unterbinden wollte. Amerika tat dasselbe, was Deutschland, Rußland und Frankreich beim Friedensschluß von Schimonoseki getan hatten; wir mußten deshalb mit denselben Folgen rechnen. Aber wie lange hat es gedauert, bis wir, die wir noch die Siege Oyamas, Nogis, Togos in rauschenden Freudenfesten gefeiert haben, erkannten, daß es einst eine Rache für Portsmouth geben werde. Damals galt uns noch der mandschurische Feldzug als nichts weiter denn als ein Schaustück, bei dem wir dem Sieger Beifall klatschten. Wir ahnten nicht, daß er nur das Präludium war zu dem großen Drama des Kampfes um die Herrschaft über den Pacific. Wir haben den Imperialismus gewollt, aber haben ihm die Mittel versagt. Man darf aber nicht die Hand ausstrecken nach einem Imperium, wenn man sich scheut, das Schwert als Einsatz in die Wagschale zu werfen. Mit der Fahrt unserer Flotte nach dem Pacific konnten wir den Feind wohl momentan „bluffen", ihn aber nicht über die Schwäche unserer Rüstung zu Lande und zu Wasser täuschen. Vor allem zu Lande.

Drüben verstanden alle, was die Masseneinwanderung der Mongolen nach unseren Pacificstaaten bedeutete, welchen Zwecken auch der Zustrom der Gelben nach der Westküste Südamerikas diente. Wir aber haben der japanischen Einwanderung nach Chile, nach Peru, nach Bolivien, wir haben der Überschwemmung der Häfen der südamerikanischen Westküste ruhig zugesehen. Und während dort der gelbe Mann ungehindert eindrang, und sich die großen Entscheidungen der Zukunft vorbereiteten, schauten wir von der Plattform der Monroedoktrin nur immer ängstlich nach Osten aus und hielten die bescheidenen Reste europäischer Kolonialherrschaft im karaibischen Meere unter scharfer Kontrolle, als ob uns von dort aus eine Gefahr drohen könnte. Als ob die Monroedoktrin nur ein Fenster nach Osten habe. Und wenn man sich hin und wieder bei uns daran erinnerte, daß die Monroedoktrin doch den ganzen Kontinent umfasse, dann ließen wir uns durch die Einflüsterungen der Londoner Presse wieder ablenken, wenn sie die „deutsche Gefahr" in Süd-

amerika an die Wand malte, als ob ein europäischer Staat heute überhaupt noch daran denken könnte, sich gewissermaßen über Nacht drei brasilianische Provinzen wie einen Schinken aus dem Rauchfang zu holen. Mit der Farce der deutschen Gefahr in Brasilien hat man uns von London aus immer wieder mit bestem Erfolge genarrt. Heute wissen wir, weshalb.

Wie Taubstumme sind wir stets durch die Geschichte gestolpert und haben diejenigen, die uns beizeiten vor der Gefährlichkeit des japanischen Volkes gewarnt haben, als rückständige Menschen behandelt, deren Intellekt nicht ausreichte, den Siegeszug der japanischen Kultur zu begreifen. Wer den unleugbaren Aufschwung Japans nicht als das größte Ereignis des letzten Menschenalters anerkennen wollte, war in unseren Augen ein Feind jeder Kulturentwicklung. Japanerfreunde, Japanerfeinde, andere Rubriken kannten wir nicht. Aber daß man Japans Aufblühen zu einer politischen Großmacht in seiner ganzen Bedeutung anerkennen und dabei doch das eigene Volk in eindringlichster Weise davor warnen kann, in dieser Entwicklung lediglich eine feuilletonistische Kulturerscheinung zu erblicken, das ist uns nie aufgegangen. Das ist aber der Grundfehler unserer gesamten Politik der letzten Jahre gewesen. Und weil wir, in den landläufigen Phrasen befangen, dem Feinde jede Möglichkeit absprachen, einen neuen Krieg zu führen, weil wir den Gegner unterschätzten, in ihm nur ein unter einer zu schweren Rüstung zusammenbrechendes Volk sahen und es versäumten, uns auf jede Möglichkeit vorzubereiten, deshalb erfolgte die Rache für Portsmouth so unvermutet. Kein diplomatischer Konflikt, nicht die leiseste Trübung unserer Beziehungen zu Japan ging dem allen voraus. Und die Welt war um die Erfahrung reicher, daß ein Krieg kein Vorspiel auf der diplomatischen Bühne zu haben braucht, wenn er nur eine Vorgeschichte hat.

Jenseits des Strudels.

Auf dem Hinterdeck des Ferrybootes, das in der Morgenfrühe des 12. Mai nach Hoboken hinüberfuhr, stand Randolph Taney, die Hände in den Taschen, und sah nachdenklich in das von den Schrauben aufgewühlte gelbe Wasser des Hudson. Aus war es, er hatte verspielt, er hatte in Wall Street auf Harriman gesetzt und hatte verloren. Was Harriman mit einer Milliarde konnte, das konnte Randolph Taney mit einer halben Million nicht. Deshalb hatte er verspielt. Glücklicherweise nur sein eigenes Geld. Jetzt war der ganze Haufen Papiere nicht mehr wert als die Nummer der „Tribune", die dort unten im wirbelnden Kielwasser des Ferrybootes dahintrieb.

Randolph Taney dachte nach. Was er eigentlich in Hoboken wollte, wußte er nicht; es war ja auch ganz gleichgiltig.

„Hallo, Taney," rief ihn ein Bekannter an, „wohin?"

„Weiß ich nicht."

„Weißt Du nicht? Warum nicht?"

„Ich habe verspielt!"

„Verspielt haben viele, Wall Street ist ein gefährlicher Strudel."

„Ich habe nichts mehr zu strudeln, ich bin schon raus."

„Raus, wieso?"

„Weißt Du, James Hubert, was ich tun werde?" sagte er dann mit unheimlicher Ironie sich selbst verspottend: „Ich gehe zu einem Buchbinder in die Lehre, da kann ich wenigstens lernen, wie ich mit meinen Eisenbahnaktien jetzt meine Zimmer tapezieren kann. Das bißchen Kleistern wird man ja wohl noch lernen können."

„Aha, kommt der Wind von der Seite!" pfiff der andere leise durch die Zähne.

„Ja, was sonst?"

„Es war wohl toll?"

„Toll? Es war die Hölle . . .!"

„Warst Du am Montag in Wall Street?"

„Ja, am Dienstag auch."

„Und jetzt willst Du tapezieren lernen?"

„Ja."

„Sag mal, kaprizierst Du Dich darauf, zu tapezieren?"

„Weißt Du etwas anderes?"

„Ja."

„Nun?"

Hubert tippte auf das oberste Knopfloch an seinem Rock: „Das!"

„Was soll das heißen?"

„Freiwilliger!"

Taney sah den kleinen weißen Knopf mit dem Sternenbanner interessiert an. „Also schon so weit? Letzte Hilfe!" sagte er dann nach einer Pause.

„Letzte Hilfe nicht. Erste Hilfe!"

„Wieso?"

„Lohnt sich jedenfalls besser, als das Tapezieren. Höre mal, Taney, Du spinnst Dich jetzt in Deinen Ärger ein. Viel vernünftiger wäre es, Du nimmst den Springfield über die Schulter und trittst bei uns ein. Da kannst Du wenigstens versuchen, Dein Vermögen zurückzuerobern."

Der Ferrydampfer schob sich jetzt zwischen die Kaimauern des Landungsplatzes in Hoboken. Beide verließen das Boot.

„Nun, Taney, tapezieren . . . oder?" und James Hubert deutete auf den Knopf.

„Ich komme mit," sagte Taney gleichgiltig.

Sie gingen ein paar Schritte am Hafenkai entlang und betraten das Ferryboot nach Governors Island.

„Weißt Du," sagte Hubert, „drüben habe ich einen Freund, Major beim 8. regulären Regiment, der wird uns schon unterbringen. In vier Wochen kann es an die Front gehen."

Taney stopfte sich seine Shagpfeife. „In vier Wochen? Gut, ich habe nichts mehr zu ordnen."

Stumm schauten die beiden hinüber nach Manhattan, wo sich das Häusermeer New Yorks in wuchtigen Terrassen aufbaute. In der Morgenfrische erschienen alle Farbentöne kräftiger und leb-

hafter. Die himmelanstrebenden Turmpaläste der Empire City, die Wolkenkratzer, die mit ihren massigen Silhouetten das Stadtbild beherrschen. Die vergoldete Kuppel des World Building glitzerte und gleißte im Strahl der Sonne, eine funkelnde Bürgerkrone über der Stätte rastloser Arbeit. Davor die Strombreite des Hudson mit seinem Gewimmel von Ferrybooten, und drüben zwischen den Hafenkais und den niedrigen Warenschuppen die lange Reihe ernster Ozeandampfer, deren eiserne Lungen weiße Dampfwölkchen ausstießen, wenn die Ladekrähne die riesigen Schiffsleiber mit kleinen netten Bissen fütterten.

Hundertmal hatten die beiden Männer das Bild schon gesehen und doch waren sie wieder davon ergriffen.

„Taney," sagte Hubert, „Randolph Taney, ist das nicht die schönste Stadt der ganzen Welt? Ich habe zweimal die Runde um unseren Erdball gemacht und nie habe ich etwas Größeres gesehen. Das ist unsere Heimat, die zu schützen wir jetzt den Springfield schultern wollen. Alter Junge, laß alles dahinten! Komm mit!"

„Ja, ich komme, sicher, ich komme!" sagte dieser lebhaft. Und sie fuhren nach Governors Island hinaus. Taney trug sich in die Liste ein. Es wurde ihm versprochen, daß er beim Ausmarsch ins Feld schon Leutnant werden sollte.

Zwei Stunden später kehrten sie zurück. Randolph Taney trug jetzt auch den Knopf mit dem Sternenbanner, Freiwilliger der Armee der Vereinigten Staaten.

Auf der Rückfahrt wurde Taney gesprächiger. Er erzählte vom 8. Mai, dem fürchterlichen Tage in Wall Street, wo Milliarden zerflatterten, wo Tausende im Strudel der Börse willenlos umhergeschleudert wurden, wo jeder feste Untergrund des Wirtschaftslebens zu schwinden schien. Er erzählte von den wilden Sturmszenen, wo verzweifelte Finanzleute wie Tollhäusler sich gebärdeten, wo viele bei dem Zusammenbruch den Verstand verloren, wo ein unerbittlicher Kampf um die nackte Existenz ausgefochten wurde, wo um jeden Fußbreit Bodens keuchend gerungen wurde. Wie vor den Wogen der hereinbrechenden Sintflut kämpfte man um jede Klippe, um jede Scholle, um jeden Strohhalm und doch versanken immer neue Opfer in den Fluten. In dem tobenden Handgemenge inmitten des Börsensaales hatte der Generaldirektor einer Eisenbahngesellschaft, ein kleiner hastiger Mann mit

zerzaustem Haar und schwitzendem Gesicht, — ein Rockärmel war ihm heruntergerissen und sein Kragen lag ihm wie ein nasser Lappen um den Hals — sich plötzlich auf eine Estrade geschwungen und mit den Gesten eines Predigers wirre Gebete zu sprechen begonnen; andere, zerrüttet von dieser entsetzlichen Nervenanspanung, hatten rohe Gassenhauer gebrüllt.

Hubert, der alles das aus den Zeitungen schon kannte, dem aber die Erzählung des Freundes noch einmal diese grausigen Szenen drastisch vor Augen führte, schauderte. Er sah alle diese vernichteten Existenzen, die der Maalstrom in Wall Street mit sich in die Tiefe gerissen hatte. Er dachte an sein einfaches, schlichtes Leben gegenüber dem gehetzten Dasein dieser Börsenmenschen, die in vollständiger Apathie jetzt die Dinge gehen lassen mußten, wie sie eben gingen. Der reiche, von ihm im Stillen oft beneidete Mann, ärmer als der Schiffsjunge dort neben ihm an der Reeling.

Das Ferryboot wich jetzt scheu zur Seite vor dem brummenden Warnungssignal des Lloyddampfers „Kaiser Wilhelm der Große“, der in majestätischer Fahrt vom Hafenkai in Hoboken hinauslenkte in den breiten Hudsonstrom.

Eben waren die schmetternden Klänge des „star spangled banner“ verklungen. Über den dicht mit Passagieren gefüllten Decks fegte ein Wirbel von flatternden Taschentüchern hin, mit denen man den am Lande zurückgebliebenen noch die letzten Grüße zuwinkte. Da setzte die Schiffskapelle von neuem ein, und unter den Klängen: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus ...“, dem alten Scheidegruß eines Volkes, das sich noch kein Seemannslied zum Abschied ersonnen hat, und an Bord seiner Ozeanriesen immer noch mit Ränzel und Stab vom Heimatstädtchen Abschied nimmt, rauschte der riesenhoch aufragende Dampfer durch die Wellen dahin, dem Meere entgegen.

„Das sind die Ratten, die das sinkende Schiff verlassen,“ sagte Randolph Taney bitter, „von unserer Hochfinanz sind geradezu märchenhafte Preise für einfache Kajütsplätze nach Bremen geboten worden.“

Die Flucht der Heimatlosen hatte begonnen.

Ein Lichtblick.

Seattle hatte nur eine kleine japanische Besatzung behalten, nachdem die ersten feindlichen Truppentransporte am 7. und 8. Mai nach dem Osten weitergegangen waren und die japanische Nordarmee unter Marschall Nogi nach einigen unbedeutenden Kämpfen mit kleineren amerikanischen Detachements ihre Stellungen in den Blauen Bergen und südlich davon eingenommen hatte. Dann trafen Anfang Juni die ersten Truppentransportschiffe aus Hawai ein und brachten das Reservekorps der Nordarmee, das bestimmt war, hinter der Front die Häfen und Küstenplätze zu besetzen und die Etappenlinien nach Osten zu sichern.

Der Eisenbahnverkehr hatte überall aufgehört, kein Amerikaner durfte die Züge benutzen, und nur unter großen Schwierigkeiten gelang es einzelnen, in dringenden Fällen eine Ausnahmeerlaubnis sich zu erwirken. Die Bahnhöfe waren sämtlich zu kleinen Festungen ausgebaut, die von den japanischen Posten, die zugleich den Fahrdienst überwachten, besetzt gehalten wurden.

Die Presse hatte im Okkupationsgebiet allerorten ihr Erscheinen eingestellt, nur ein Organ in jeder Stadt ließen die Japaner meist weiter existieren und benutzten es unter einer strengen Zensur zur Veröffentlichung ihrer Edikte und Proklamationen an die Bevölkerung und zur Verbreitung der Nachrichten vom Kriegsschauplatze, auf deren Bekanntwerden sie Wert legten. Tausend Gerüchte durchschwirrten bei diesem Mangel aller Meldungen aus nichtjapanischer Quelle ständig die Luft. Man machte vielfach die Erfahrung, daß solche Gerüchte von Mund zu Mund sich fast schneller verbreiteten als ehemals die telegraphischen Nachrichten durch die Zeitungen.

Am Morgen des 8. Juni erzählte man sich in Tacoma, die

Stadt werde heute eine japanische Besatzung erhalten, da in Seattle mehrere Truppentransportdampfer angekommen seien. Bisher lag nur eine japanische Kompagnie in Tacoma, die den Bahnhof und die Gas- und Elektrizitätswerke besetzt hielt und draußen vor der Stadt sich in dem neuen Wasserwerk verschanzt hatte. Es war Leuten, die darum wußten, bereits aufgefallen, daß das vor Jahresfrist nach Tacoma verlegte Gewehrdepot für die Bewaffnung der Nationalgarde, welches ungefähr 5000 Springfield-Gewehre M/1903 enthielt, der Aufmerksamkeit des Feindes entgangen war. Man hatte die provisorisch in den Kellern eines großen Getreidespeichers aufbewahrten Gewehre bisher vor dem Feinde verbergen können, mußte aber jeden Tag eine zufällige Entdeckung fürchten. Diese Gefahr stieg natürlich, sobald Tacoma eine stärkere Garnison erhielt.

Draußen in der Vorstadt von Tacoma besaß Martin Engelmann, ein Deutscher, der vor etwa zwanzig Jahren eingewandert war, ein schmuckes Häuschen. Die Familie hatte sich eben zu Tisch gesetzt, als der jüngste Sohn, Angestellter in einem der großen Handelshäuser der Stadt, hastig hereintrat:

„Sie kommen, Vater,“ rief er erregt, „sie sind schon im Hafen,“ und machte sich dann hastig über seine Suppe her.

„Sie kommen?“ fragte der alte Engelmann ernst, „dann ist es also zu spät.“

Der Alte stand vom Tische auf, trat ans Fenster und blickte hinaus auf die Straße, auf der weit und breit kein Mensch zu sehen war. Nur mitten auf dem Fußwege saß ein kleiner weißer Pudel, der an einem Knochen knabberte. Engelmann beobachtete in Gedanken versunken aufmerksam den Pudel.

„Wie viele sind's denn?“ fragte er nach einer Pause.

„Mindestens ein Bataillon, heißt es,“ antwortete der Sohn, der grimmig seine Suppe löffelte.

„Dann ist's natürlich aus. Genau um 24 Stunden zu früh,“ seufzte Engelmann leise und beobachtete wieder den Pudel, der jetzt mit dem abgenagten Knochen auf der Straße herumspielte und lebhaft hin- und hersprang.

Engelmann suchte seine eigne Erregung gewaltsam niederzukämpfen. Er wagte den Kopf nicht zu wenden; hinter sich hörte er leises Weinen. Das Gesicht in die Hand gestützt, saß Frau Martha, die treue Gefährtin seines arbeitsreichen Lebens, am Tisch und starrte wortlos vor sich hin, während die Tränen ihr

unablässig über die Wangen rannen. Schweigend hatten ihre beiden Töchter den Arm liebevoll tröstend um die Mutter geschlungen.

Der alte Engelmann öffnete das Fenster und horchte hinaus.

„Noch hört man nichts. Aber sie kommen hier wohl vorbei, wenn sie zum Wasserwerk wollen,“ sagte er. Dann trat er zu den Seinen.

„Mutter, Kopf hoch! Arthur wird seine Schuldigkeit tun.“

„Und wenn ihm ein Unglück . . .,“ schluchzte Frau Martha.

„Dann ist es für seine Heimat, und er und seine Kameraden werden sterbend diesem Lande ein Vorbild sein, rücksichtslos das Leben dran zu setzen, bis der letzte von den Gelben wieder vertrieben ist.“

Die Mutter weinte leise in ihr Taschentuch hinein: „Wann sollte es denn sein? Sagt es mir!“

„Heute Nacht,“ sagte der Alte, „und es mußte ja gelingen. Mit den paar Kerls auf dem Bahnhof und in der Stadt wären sie schon fertig geworden. Horch, da sind die Japaner!“

Von draußen klangen taktmäßig abgemessene Klänge herein. Trr . . . bum . . . Trr . . . bum ging es. Dazwischen das helle Quiken der Pfeifen.

„Sie sind es, hol's der Kuckuck,“ sagte Engelmann. Immer deutlicher wurde der Ton der Trommeln, und bald unterschied man den harten Taktschritt einer marschierenden Abteilung. Dann klangen die Schritte fester, leise klirrten die Fensterscheiben und, von dem kleinen weißen Pudel hastig umbellt, erschien der Bataillonsführer zu Pferde mitten auf der Straße, gefolgt von der Musik. Ein japanisches Reservebataillon zog vorüber in der Richtung auf das neue Wasserwerk draußen vor der Stadt.

„Mut, Mutter!“ tröstete der Alte. „Wenn sie beim Wasserwerk bleiben, dann kann noch alles gelingen.“

„Eigentlich sehen die japanischen Soldaten ganz so aus wie unsere Leute,“ brach die eine Tochter das lastende Schweigen.

„Ja,“ fuhr Engelmann eifrig dazwischen, „und wir haben die Kerle erst erzogen, die deutschen Offiziere in Japan. Und in alles haben wir sie hineinsehen lassen, alles haben wir ihnen gezeigt. Wir haben sie in unsere Armee, daheim in unsere deutsche, aufgenommen. Als Offiziere haben wir sie ausgebildet. Und zum Kuckuck noch einmal, es war ein widerliches Bild, wenn

unsere Rekruten stramm stehen mußten vor den gelben Affen in deutschen Uniformen. Das — und er deutete mit dem Daumen nach der Richtung des Wasserwerkes hin — das sind die Folgen."

„Ob man Arthur nicht warnen könnte," begann die Mutter wieder.

„Warnen?" sagte Engelmann und zuckte die Achseln, „geh nur aufs Telegraphenamt und gib bei dem japanischen Beamten eine Depesche auf, sie möchten bleiben wo sie sind."

„Könnte es nicht doch noch gelingen?" meinte der jüngste Sohn nachdenklich. „Die Gewehrkisten stehen alle bereit. In einer halben Stunde können sie verladen sein. Wir haben 300 Mann und 30 Fuhrwerke. Aufgeladen sollte heute abend 11 Uhr werden. Und dann mit den Revolvern auf die Kerls! Kaum zwanzig Mann sind's ja nur auf dem Bahnhof," fuhr er mit blitzenden Augen fort. „Der Telegraphendraht nach dem Wasserwerk wird um punkt 11 Uhr durchschnitten. Ebenso auch der Bahntelegraph vor allen Stationen, da mögen sie nur telegraphieren. Wenn dann der Zug kommt, schnell die Lokomotive aufs andere Geleis und dann vorn wieder vor den Zug. Inzwischen werden die Kisten verladen. Und dann auf und davon! Vor jeder Station wird ein Waggon abgehängt, wo schon die Gespanne warten. Schnell abgeladen und dann los, was die Pferde schaffen können. Für sichere Verstecke für die Gewehrkisten ist gesorgt. Und was bis morgen früh nicht gefaßt ist, fällt dem Feinde sicher nicht mehr in die Hände."

„Wo ist denn die Telegraphenleitung zum Wasserwerk?" fragte der Alte.

„Die Leitung kurz vor der Ankunft des Zuges zu zerstören, ist meine Aufgabe," antwortete der Sohn stolz.

„Richard," schrie die Mutter entsetzt auf, „Du auch?"

„Ja, Mutter, glaubst Du, ich bleibe da zurück, wo Arthur sein Leben riskiert. Was sollen sie drüben von uns denken, wenn wir in solcher Stunde zurückbleiben wollten. Jetzt heißt es auch für uns: „Germans to the front". Und die in Washington, die sollen erst recht merken, daß es uns Ernst ist um unsere neue Heimat."

Der alte Engelmann legte seine Hand auf seines Sohnes Schulter. „Brav, mein Junge, meinen Segen hast Du! Du also sollst die Telegraphenleitung durchschneiden?"

„Ja, Vater. Wir wissen nämlich, wo sie ist. So schlau sind die Japaner natürlich gewesen, daß sie sie unterirdisch gelegt haben. Die Leitung geht unter dem Straßenpflaster bei Brown & Co. vorbei. Nun haben wir uns vom Keller vorsichtig bis zu der Leitung durchgegraben. Und damit wir ganz sicher sind, wenn die beim Wasserwerk etwas merken sollten, haben wir einen Morseapparat in unserem Keller daran angeschlossen. Fängt das Wasserwerk auf irgend einen Alarm hin an zu telegraphieren, so soll ich ein bischen mit dem Taster klappern, damit sie nicht denken, daß die Leitung durchschnitten ist. Dann haben wir uns selber vorige Nacht eine Leitung bis zum Bahnhofe gemacht, die ein lautes Glockensignal gibt, wenn irgend eine Gefahr droht."

Der Junge hatte sich in Feuer geredet. Die beiden Schwestern sahen vor Stolz auf ihren jüngeren Bruder und etwas von seiner Begeisterung ging auch auf sie über.

Langsam sanken draußen die Schatten der Dämmerung hernieder, als Richard Engelmann nach einem ergreifenden Abschied von den Seinen das Haus verließ und eine lustige Weise vor sich hinpfeifend der Stadt wieder zustrebte.

Durch Rauch und Brand.

Auf der Station Centralia der Northern Pacific Railway stand stets ein geheizter Zug, der Sicherheit halber. Auf dem Tender der Lokomotive vor dem schwarz glänzenden Kohlenhaufen, auf dem sich der Lichtschein aus dem Führerstande in roten glitzernden Reflexen brach, hockten zwei Japaner, der Lokomotivführer und sein Heizer. Sie hatten mit etwas heißem Kesselwasser eben ihren Tee bereitet und machten sich an ihr bescheidenes Abendbrot, dann zog der Führer seine Pfeife hervor, drückte ein paar Tabakskrumen in die Höhlung des kleinen Metallkopfes, tat ein paar Züge und sagte dann: „Akoki, es ist Zeit," worauf der Heizer seine Schaufel ergriff, mit ihr in den Kohlenhaufen einhieb und dann die schwarzen Brocken mit sicherem Wurf in die offene Tür der Feuerung hineinbeförderte. Sausend fuhr der Luftzug in die blendende Glut der Feuerung, unter keuchenden Atemzügen stieß die Maschine dicke Packen schwarzen Rauches aus, der von den auflohenden Flammen durchglüht, wie eine un-

heimliche Feuersäule über die dunkle Reihe der Wagen dahingetrieben wurde. Der Lokomotivführer stieg die Stufen der kleinen eisernen Treppe herunter und prüfte mit hallenden Hammerschlägen das stählerne Gestänge seiner Maschine.

Vor dem in Dunkel gehüllten Stationsgebäude schritt ein japanischer Wachtposten langsam auf und ab. Wenn er aus dem Bereich der beiden trübe brennenden Laternen verschwand, schien ihn die Dunkelheit völlig in sich einzuschlucken. Nur an dem einen Ende des Bahnhofes waren zwei kleine Fenster erhellt. Es war der Dienstraum der japanischen Wache, dessen Fensteröffnungen bis auf schmale Schießscharten zugemauert waren. Der Kontrollzug, der abends zwischen 8 und 9 Uhr die Strecke revidierte, war vor einer halben Stunde passiert und in der Richtung nach Portland weitergefahren. Außer dem Unteroffizier und dem Mann an dem Schaltapparat für die drei Bogenlampen, die sich auf dem Dach des Bahnhofes befanden, um bei einem nächtlichen Überfall das Gelände sofort zu erhellen, hatten sich die meisten der Soldaten bereits zur Ruhe auf ihre Feldbetten hingestreckt. Andere flüsterten leise miteinander.

Plötzlich fuhr der Unteroffizier jäh empor. Draußen ertönte ein erstickter Schrei. „Die Lampen!“ schrie er dem Mann am elektrischen Schaltapparat zu. Der riß den Hebel herum, aber draußen blieb es finstre Nacht.

Die Soldaten sprangen auf. Der Unteroffizier machte ein paar Schritte auf die Tür zu, aber bevor er sie erreichte, wurde sie von draußen aufgerissen.

Ein verwegen aussehender Mann, mit einem Rifle über der Schulter, erschien in der Öffnung. Ein dunkler Gegenstand sauste durch die Luft und schlug an der Wand an. Ein betäubender Knall. Eine blendende Explosion füllte die Wachtstube mit gelben Licht, dicker, schwarzer Rauch wallte auf und drang durch die Schießscharten nach draußen. Vor dem Bahnhof liefen Bewaffnete hin und her, und als der Mann, der die Handgranate geworfen hatte, von ihnen aufgehoben wurde, konnte man ihm, der nur unbedeutende Wunden davon getragen hatte, aber infolge des Luftdruckes aus Mund und Ohren blutete, triumphierend mitteilen, daß das Werk gelungen, daß die Wachtstube zum Sarge für das kleine japanische Kommando geworden war.

Über den durch einen Säbelhieb zu Boden geschlagenen

Posten auf dem Bahnsteig hinstolpernd stürmte jetzt der Führer der Angreifer auf die Lokomotive zu, aus deren surrenden Ventilen kochende Dampfwolken aufstiegen. Mit einem Satz hinauf auf den Führerstand, da lag der Heizer, durch einen Beilhieb getötet. Dunkle Gestalten sprangen von der anderen Seite herauf, wo sie mit ihrem Kameraden jäh zusammenprallten.

„Hallo, Dick, das nenne ich ganze Arbeit!“ Und nun ward's unten neben der langen Wagenreihe lebendig. Wild aussehende Männer, den Rifle über der Schulter und den Revolver in der Rechten, rissen die Wagentüren auf und durchstöberten schnell den ganzen Zug.

„Dick, wo ist Forster?“

„Hier,“ antwortete eine rauhe Stimme.

„Los auf die Maschine! Schnell in die Wagen! Alles zur Abfahrt bereit! Fehlt keiner? Arthur! Wo ist Arthur?“

„Hier Dick!“

„Bravo Arthur, das nenne ich echt amerikanische Arbeit,“ sagte der Anführer, „Bravo Jungens! Soweit wären wir! Nun aber flott!“

Fighting Dick verteilte seine Leute auf die einzelnen Wagen, worauf er selber mit Forster, einem Lokomotivführer der Northern Pacific Railway, den Führerstand der Maschine erklomm.

„Die haben es uns bequem gemacht,“ sagte Forster, „eben noch nachgefeuert! Da kann die Fahrt losgehen, und noch dazu meine alte Maschine! Die haben wir ihnen also glücklich abgejagt. Wenn wir sie nur nicht wieder hergeben müssen. Aber den Japs laß ich sie doch nicht wieder. Vorher mag sie ein bischen Dynamit schlucken, daß sie den Husten davon bekommt.“

„Los,“ kommandierte Fighting Dick, dessen Ruhm als verwegener Bandenführer schon weit über die Grenzen des Staates Washington hinausreichte. Mit solchen Leuten sollten wir unsere Heimat zurückgewinnen. Es war eine wilde Gesellschaft, jeder von ihnen ein Held. Farmer, Jäger, Arbeiter aus den Werkstätten und Fabriken, zahlreiche Tramps und jene verzweifelten Existenzen, indianischen Halbbluts, von denen selten einer in einem Bett stirbt, sondern meist dadurch ein jähes Ende findet, daß man ihm die Sonne ins Gehirn scheinen läßt, weil sich ein fremdes Pferd zu ihm „verirrt“ hat. Vor wenigen Tagen erst hatte Fighting *Dicks* Bande im Gebirge einen regelrechten Kampf mit einer

japanischen Kavallerieabteilung gehabt, und in den Wäldern von Tacoma hatten manche feindlichen Patrouillen den Rückweg nicht wieder gefunden. Diesen Vorfällen verdankte Tacoma offenbar auch die Verstärkung seiner Garnison.

Jetzt galt es die 5000 Gewehre und die Munitionskisten durch einen Handstreich aus Tacoma herauszuholen.

Nichts als der Knall der explodierenden Handgranate im Bahnhof von Centralia hatte bisher das Unternehmen verraten können. Zwar hatten die fernen Berge das Echo dieser Detonation weithin hallend zurückgegeben, aber was wollte in dieser Zeit ein einzelner Schuß besagen, wo unser Vaterland vom Kanonendonner Tag für Tag widerhallte.

In rasender Geschwindigkeit jagte der Zug rasselnd und klappernd dahin in die Dunkelheit hinein. Eine falsche Weichenstellung, eine gelockerte Schiene konnte ihn freilich jeden Moment in einen Trümmerhaufen verwandeln und hundert tapfere amerikanische Herzen mit einem Schlage zum Schweigen bringen. Mit feurigen Augen beleuchtete Forsters Maschine die langen rotglänzenden Schienenbänder. In den schweigenden Wäldern links und rechts der Strecke, zwischen den riesenhohen Stämmen, über deren Zweige der grelle Lichtschein der Laternen hinhuschte, glühten hin und wieder einsame Lichter von Häusern auf. Dort harrte man in banger Erwartung der Rückkehr des Zuges aus Tacoma. Hohles Donnerrollen erscholl jetzt von unten.

„Die Brücken?“ fragte Fighting Dick.

Forster nickte: „Die Brücken.“

Da erschien in der Ferne ein dämmernder Lichtschein. Der Zug näherte sich Tacoma.

Jetzt wuchsen aus dem Dunkel bald links, bald rechts einzelne Häuser empor und sausten vorüber, tanzende Lichtbänder tauchten auf und verschwanden. Hochragende schwarze Gebäude neben den Geleisen warfen ein tobendes Gelärm wie von prasselnden Hammerschlägen in das Tosen des vorüberbrausenden Zuges hinein. Ein Lichterhaufen vorn über den Geleisen. Grüne und rote Laternen glitten pfeilschnell vorüber, jetzt knirschten die Bremsen und der Zug fuhr polternd und brausend in den dunklen Bahnhof ein.

Ein paar Gestalten eilten über den Bahnsteig. Überall blitzten Schüsse auf. Ein totwunder Japaner lehnte schwer atmend an einem Pfeiler.

Unter dem Druck der Bremsen jammerten die Räder laut auf, mit einem gewaltigen Ruck, der alle durcheinander warf, stand der Zug. Herunter von den Wagen! Fighting Dick voran, den Revolver in der Rechten. Ihm folgten die anderen. Hinein in das Stationsgebäude, dort lebte schon keiner mehr. Die Revolver der Männer von Tacoma hatten ihre Schuldigkeit getan.

Jetzt klappernde Hufschläge draußen auf der Straße. In wilder Fahrt kamen die Gespanne heran, die schweren Lastwagen mit den Gewehrkisten und den hochaufgeschichteten Haufen der länglichen Blechkästen voll Patronen. Wildes Gewühl und Getümmel. Schnell schleppten die Männer zu zweit die mit Stricken umschnürten Kisten an den Zug heran, laut knallend schlugen die Türen zu. Rasselnd jagten die leeren Wagen durch die stillen Straßen zurück. Unterdessen fuhr Forster seine Lokomotive auf die Drehscheibe, rasch wurde sie herumgeschwenkt und stand bald wieder pustend und fauchend an der Spitze des Zuges.

Alles das war das Werk von knapp einer halben Stunde gewesen. Da ertönten Schüsse in den benachbarten Straßen, aber keine geschlossene feindliche Abteilung erschien. Es waren wohl nur Patrouillen, die durch den Lärm am Bahnhof aufmerksam gemacht, vom Elektrizitätswerk heraneilten. Am dunklen Nachthimmel stiegen ein paar Leuchtkugeln auf, mit ihrem blendend weißen Magnesiumlicht die Dächer der Häuser plötzlich scharf beleuchtend. Ein Warnungssignal?

Da lärmten schon die elektrischen Glocken in der Nähe des Bahnhofes, die von Brown & Co's Keller aus bedient wurden, das Zeichen, daß vom Wasserwerk kommende verdächtige Zeichen bemerkt worden waren. Ungeduldig wartete Forster im Führerstande seiner Maschine auf das Signal zur Abfahrt. Weshalb nur Fighting Dick solange zögerte. Der stand in dem Eingang des Bahnhofes und winkte nach draußen. „Wo ist Arthur Engelmann?“ rief er.

„Hier nicht,“ erscholl es aus dem Zuge.

„Ja, wo denn nur?“

Verschiedentlich wurde der Name wiederholt, aber der Gerufene erschien nicht. Der Zug war zur Abfahrt fertig; man verstaute jetzt die Gewehrkisten im Inneren der Wagen, um sie

an den vorher verabredeten Haltepunkten schnell wieder ausladen zu können. Jetzt kam Arthur Engelmann gelaufen.

„Schnell!“ rief ihm Fighting Dick zu.

„Nein warte! Den hier müssen wir noch mitnehmen,“ schrie Engelmann zurück und deutete auf einen Verwundeten, der von zwei Männern getragen wurde.

„Laß ihn liegen! Wir müssen fort. Männer haben wir genug, aber nicht Gewehre.“

„Du nimmst ihn mit!“

„Nein, wir fahren.“

„Du bleibst,“ rief Arthur Engelmann, Fighting Dick am Arm packend, „es ist mein Bruder.“

„Ich kann Dir nicht helfen, laß ihn zurück.“

„Dann bleibe ich hier.“

„Dann bleib!“

In diesem Moment ertönten aus einer der nächsten Straße schmetternde Hornsignale.

„Die Japaner!“ brüllte Fighting Dick, „komm Arthur!“

Der aber entriß seinen verwundeten Bruder den beiden, die ihn trugen, und lud ihn auf die Schulter, während jene sich an ihm vorbei drängten und den Zug zu gewinnen suchten. Fighting Dick ihnen voran.

Schon knatterten zahlreiche Schüsse, klatschend schlugen einige Geschosse an die Wände des Bahnhofes, da kommandierte Fighting Dick: „Los, Forster! Go on!“

Sausend und schnaubend und mit den blinkenden Kolbenstangen die hohen Räder, die auf den glatten Schienen nicht fassen wollten, in rasender Hast herumwirbelnd, zog die Lokomotive an, gerade als eine japanische Abteilung in das Bahnhofsgebäude eindrang, wo sie ziellos auf den Zug zu feuern begann. Wie Schloßenhagel schlugen die Gewehrkugeln noch in die letzten Wagen ein, Holzwände und Fensterscheiben zersplitternd.

Fighting Dick blickte neben Forster stehend zurück. Er sah den Bahnsteig jetzt von Soldaten gefüllt. Ihnen mußten die beiden Deutschen in die Hände gefallen sein.

Nun hieß es schnell machen, denn wenn auch der Bahntelegraph an der Strecke unterbrochen war, so gab es doch Lichtsignale, und richtig dort drüben in der Richtung des Wasserwerkes blitzte ein gleißender Lichtschein auf, erlosch wieder und warf in

zuckenden Intervallen seine Strahlen gegen den wolkenbedeckten Himmel. Wer konnte diese lautlose Zeichensprache deuten? Vielleicht ein Befehl an den nächsten Alarmposten, die Schienen vor dem heranstürmenden Zuge aufzureißen?

Die Zähne zusammengebissen, die Hand an den Hebeln der Steuerung, stand Forster auf seiner Lokomotive. Unablässig schaufelte ein Heizer die Kohlen in die Feurung.

„Forster,“ sagte Fighting Dick, „was ist das da vorne? Herrgott, da brennt es.“

„Das sind die Brücken, Fighting Dick.“

„Ahnte ich es doch, die verdammten Gelben! Einerlei, vorwärts müssen wir. Kommst Du mit Deiner Maschine durch?“

„Halten werden die Brücken schon noch. Das Holz brennt einen halben Tag, in zehn Minuten sind wir da.“

Jetzt sah man flatternde Flämmchen an den Geleisen entlang laufen, sah sie emporzüngeln an dem blutrot beleuchteten Gebälk der langen Holzbrücken, die hier das Geleise trugen, riesige Zeugen der amerikanischen Holzverschwendung. Wallende Qualmwolken krochen heran. Jetzt verschwanden die Schienen in dem blutroten Gewoge. Die Lokomotive versank in einem Meer von Flammen und Rauch. Forster zog schnuppernd den Rauch ein.

„Petroleum,“ sagte er, „sie haben Petroleum ausgegossen.“

„Und wenn wir mit verbrennen, durch müssen wir,“ antwortete Fighting Dick.

Beizender Brandrauch und der glühende Brodem des wogenden Feuermeeres ließ die keuchenden Lungen fast ersticken. Die Luft zitterte vor Hitze. Alle scharfen Linien zerflossen. An beiden Seiten schlugen die prasselnden, sausenden Flammen jetzt empor.

„Preß Dich dicht an die Vorderwand,“ schrie Forster, „da kriegst Du noch Luft, sonst ersticken wir.“

Heulend fuhr der hochgespannte Dampf aus allen Ventilen, den glühenden Stahlbau der dahinstürmenden Lokomotive durch und durch erschütternd. Die Glasscheiben der Fenster zerplatzten im Gluthauch der Flammen, an den heißen Wänden des Führerstandes blieb die Haut in Fetzen hängen, wenn die Hand an ihnen eine Stütze suchte. Draußen knallten ein paar Schüsse.

„Noch eine Minute,“ schrie Forster durch den tobenden Lärm, „*dann haben* wir die Brücke hinter uns.“

Fighting Dick sank zu Boden, die giftigen Rauchgase hatten ihm die Besinnung geraubt. Jetzt krochen die Flammen in sich zusammen und versteckten sich in wirbelnden Rauchwolken.

„Durch!" sagte Forster, „wir haben die freie Strecke." Dann bog er sich hinaus und blickte an den Wagen des Zuges entlang. Die letzten beiden brannten lichterloh. Flackernde, tanzende, sprühende Flammenstreifen huschten an den Wänden empor und flogen über die Dächer, vom Luftzug immer mehr angefacht. Forster ließ die Dampfpfeife ertönen, das Signal, den letzten Wagen abzukoppeln und hier auf der Strecke stehen zu lassen.

Denn eben hatte er mit sicherem Blicke das Zeichen erhascht, das ein Mann, dicht neben dem Geleise stehend, gab, indem er eine Radfahrerlaterne über seinem Kopf schwang.

„Vielleicht können sie ihn noch ausladen," sagte er zu Fighting Dick, der sich langsam erholte. Doch die Explosion einiger Patronenkästen in dem zurückbleibenden Wagen zeigte, daß hier wohl nicht mehr viel auszuladen sei.

Fünf Minuten später, nachdem der Zug ein dunkles Stationsgebäude passiert hatte, dasselbe Signal, und so blieb einer der Wagen nach dem anderen auf dem Geleise stehen, worauf alsbald die Gewehr- und Munitionskisten in die neben der Strecke wartenden Fuhrwerke übergeladen wurden. Die Pferde legten sich scharf ins Zeug und verschwanden im Dunkel, während auf dem Geleise die brennenden Wagen wie ein leuchtendes Fanal einsam zurückblieben.

Als in der Morgenfrühe des 9. Juni ein aus Portland kommender japanischer Militärzug langsam die Strecke absuchte, stieß er zunächst auf den Trümmerhaufen der durch eine Dynamitladung gesprengten Lokomotive, und dann hatte man einen ganzen Tag damit zu tun, die Reste des verbrannten Zuges zu beseitigen. Die durch einen japanischen Alarmposten mit einigen Fässern Petroleum in Brand gesetzte Holzbrücke war durch das Feuer gänzlich zerstört.

Der überraschende Handstreich war aber gelungen und Fighting Dicks Ruhm hallte von einem Ozean zum anderen und gab auch jenseits des Meeres die erste Kunde davon, daß die alte Tatkraft des amerikanischen Volkes sich endlich auf sich selbst besonnen habe und daß der rücksichtslose Vertilgungskrieg gegen die Gelben — vorläufig noch mit kleinen Mitteln — begonnen habe. In der

Postenlinie der feindlichen Vortruppen am Felsengebirge aber und an den Biwaks der japanischen Heere dämmerte eine Ahnung davon auf, daß dieselbe urgewaltige Kraft, die Japan seit einem Menschenalter auf die Höhe der politischen Macht gehoben hatte, jetzt gegen den fremden Eindringling selber im Felde stand, die unwiderstehliche Kraft rücksichtsloser nationaler Selbstaufopferung ...

Die halbe Stadt hatte von dem Plane, aus Tacoma die Gewehre zu retten, gewußt, aber an die Stelle gedankenloser Geschwätzigkeit von ehedem war hier schon die Schutzwehr straffer Selbstzucht getreten. Kein Zeichen, kein Wort hatte das Vorhaben dem Feinde verraten, man bezwang die fiebernde Erregung und trug eine gleichgiltige Miene zur Schau. Man hatte doch schon vom Feinde gelernt.

Vierzehn Amerikaner wurden mit den Waffen in der Hand gefangen genommen, außerdem 28 teils sehr schwer Verwundete. Eine Bekanntmachung des japanischen Kommandanten von Tacoma teilte am anderen Abend mit, daß sämtliche Gefangene noch im Laufe des nächsten Tages vor ein Kriegsgericht gestellt und die ganze Strenge der Bestimmung zu fühlen haben würden, daß jede Widersetzlichkeit der Zivilbevölkerung mit dem Tode geahndet werden sollte. Mit einem japanischen Regiment, das von Seattle aus am 9. Juni noch eintraf, fand sich auch das japanische Kriegsgericht in der Stadt ein, das zunächst die Stadtverwaltung von Tacoma ersuchte, ihrerseits zwei Mitglieder zum Kriegsgericht zu stellen, ein Ansinnen, welches aber kurz und bestimmt abgelehnt wurde, worauf die Japaner unter sich das Urteil fällten, was, wie vorauszusehen, in allen Fällen auf Tod durch den Strang lautete.

Erst auf die Bitte des Bürgermeisters von Tacoma hin begnadigte man die Verurteilten zum Tode durch Erschießen.

Der alte Engelmann versuchte vergebens, seine beiden Söhne noch einmal zu sehen, sein Verlangen wurde brüsk zurückgewiesen.

In der Morgendämmerung des 11. Juni führte die Exekutionsabteilung die Verurteilten hinaus zum Wasserwerk. Die Verwundeten wurden auf Wagen befördert. Schweigend geleiteten dichte Scharen der Einwohner diesen Zug des Todes.

Hochaufgerichtet stand der alte Engelmann am Fenster seines Hauses, stumm grüßten ihn die letzten Blicke seiner beiden Söhne, der eine in der Schar seiner Kameraden marschierend, der andere

auf den ersten Wagen mit den Verwundeten. Frau Martha hatte es über sich vermocht neben dem Gatten auszuharren. Als der Transport vorüber war, brach sie weinend zusammen. Die Hoffnung ihres Lebens war dahin, und in die Zukunft sah sie wie in einen düsteren Abgrund.

Da legte sich eine leichte Hand auf ihren weißen Scheitel, „Mutter," sagte die eine Tochter, „hörst Du es? Ich habe es schon gestern gehört. Sie singen das Lied von Fighting Dick, sie singen auch von den Unseren. Wer es gemacht hat das Lied, niemand weiß es. Es ist wie von selbst gekommen. Schon gestern abend sangen sie es auf der Straße, das Lied von Arthur Engelmann, der sein Leben für seinen Bruder opferte."

„Ja," sagte der Alte, „Mutter, es ist wahr, sie singen das Lied, und sei stolz Mutter, die, die wir heute dahingeben, sie werden weiter leben, im Herzen des amerikanischen Volkes, als seine Helden."

Und immer lauter scholl von draußen das stolze Lied der Bürger von Tacoma, das erste Siegeslied in dieser trüben Zeit.

Kann ich Armeen aus der Erde stampfen . . .?

Die Äußerungen der europäischen Presse ließen keinen Zweifel darüber, daß man sich in der alten Welt ehrlich entrüstete über den heimtückischen Angriff auf unser Land. Aber was nützte uns diese flammende Verurteilung der japanischen Gewaltpolitik. Mit solchen Zeitungsartikeln schlug man nicht einen einzigen Soldaten des Tenno zu Boden. Was nützten uns alle Resolutionen begeisterter Volksversammlungen in Deutschland und Frankreich, was nützte uns die Versicherung, mit der man tagtäglich die Ozeankabel strapazierte, daß man mit seinen Sympathien auf Seiten des amerikanischen Volkes stehe!

Diese Äußerungen der öffentlichen Meinung lieferten allerdings den Beweis, daß die alte Welt doch endlich begriffen hatte, daß die gelbe Gefahr zu einem Weltereignis geworden war, das nicht nur zufällig ein Volk an den Rand des Abgrundes drängte, sondern alle Völker betraf, alle ohne Ausnahme. Über die Kathederweisheit der Lobredner der japanischen Kulturentwicklung war man hinweggeschritten zu der Erkenntnis, daß, wenn es den Vereinigten Staaten nicht gelingen werde, Japan niederzuzwingen und den Feind aus dem Lande zu treiben, daß dann der siegreiche japanische Imperialismus auf der nächsten Etappe mit donnernden Kolbenstößen an Europas Tore pochen werde, daß dann das Ende sämtlicher europäischer Kolonialreiche gekommen sei.

Während aber die Staatsrechtslehrer der alten Welt noch emsig ihre papierne Weisheit auskramten und in zahllosen Artikeln die Tatsachen bestaunten, wie ein Krieg ohne Kriegserklärung und ohne diplomatisches Vorspiel sich in das politische Schema der Weltgeschichte hineinpassen könnte, erwuchs uns insgeheim bereits eine wirkliche Kriegshilfe. Unsere Presse gab sich freilich noch

immer der Illusion hin, daß die Hunderttausende unseres Milizheeres und des Aufgebotes an Freiwilligen in etwa drei bis vier Wochen ins Feld rücken könnten, aber der heillose Wirrwarr in den Truppenlagern redete eine andere Sprache. Vor allem machte sich der Mangel an tüchtigen Offizieren empfindlich geltend. Die Erfahrungen des Feldzuges gegen Spanien wiederholten sich in riesenhaftem Maßstabe. Wir hatten zwar ein vorzügliches Menschenmaterial, wir hatten den besten Willen, aber uns fehlte die praktische Erfahrung, den auf unsere kleine reguläre Armee zugeschnittenen Heeresapparat auf die Massen eines Volksheeres zu übertragen. Wir hatten geglaubt, mit Geld und gutem Menschenverstande aus einer Summe körperlich leistungsfähiger und sportsmäßig ausgebildeter Individuen in kurzer Zeit eine brauchbare und sogar siegreiche Armee zu schaffen, aber wir irrten uns. Es waren für den Transport-, den Verpflegungs- und den Sanitätsdienst die Formationen direkt aus dem Nichts zu schaffen, es war besonders auch ein Train zu organisieren. Wenn der Gouverneur eines Staates im Juni meldete, er habe sein Infanterieregiment formiert und bis auf Gewehre, Uniformen und die nötigen Fahrzeuge sei alles zur Stelle, und ein anderer erklärte, die beiden Kavallerieregimenter und die sechs Batterien seien bereit, nach dem Truppenlager auszurücken, sobald die Pferde, Geschütze, Munitionswagen und Geschirre geliefert würden, so waren das Zustände, die die Mängel unseres Mobilisationsplanes mit erschreckender Deutlichkeit zeigten.

Deshalb waren die zahlreichen deutschen Offiziere, die im Juni in unsren atlantischen Häfen landeten, nachdem sie offiziell aus dem deutschen Heeresverbande ausgeschieden waren, hochwillkommene Gäste, deren Erfahrung langsam Ordnung in das wilde Durcheinander in den Truppenlagern brachte. Die alte germanische Lust am Waffenspiel, der alte Landknechtstrieb der Deutschen hatte sich wieder geregt. Konnten die Regierungen, konnte die Diplomatie uns nicht helfen, die Scharen europäischer Offiziere und Freiwilliger halfen uns. Der in ihnen erwachte Drang, gegen den gelben Mann in einer Front zusammenzustehen, hat unserer werdenden Armee die Erzieher und die Führer gegeben.

In London schlich die Diplomatie herum wie ein geprügelter Hund. Die Begeisterung für das Bündnis mit Japan war ja längst verflogen, seitdem die englische Kaufmannswelt so unangenehme Erfahrungen mit der geschäftlichen Skrupellosigkeit der

Japaner gemacht hatte. Das Bündnis hatte ja auch seine Schuldigkeit getan, nachdem Japan Englands russischen Krieg geführt hatte. Aber das Kabinett von St. James hielt an dem Vertrage fest, weil es in dem Moment, da man die Trosse loswarf, befürchten mußte, daß von Tokio aus das Stichwort für einen indischen Aufstand gegeben werden würde. Der Boden dafür war ja seit Jahren bearbeitet worden. Deshalb blieb man in der City sehr kühl gegenüber der Entrüstung der ganzen Welt über Japans perfiden Friedensbruch. Man sorgte, daß die Reparaturen japanischer Schiffe in Esquimault sich theoretisch nur auf Havarien bezogen, die die „Seefähigkeit“ betrafen, man zahlte für das amerikanische Rote Kreuz, wettete in den Klubs auf den Erfolg der japanischen Waffen, hatte aber doch das Gefühl, in den Augen der Welt etwas schäbig geworden zu sein.

Ende Juli begannen endlich die Truppentransporte nach Westen. Wenn aber bei der Verladung der Regimenter die Polizisten in der Umgegend der Bahnhöfe nach japanischen oder chinesischen Spionen Ausschau hielten, so suchten sie an einer ganz verkehrten Stelle. So schlau war der Feind auch, daß er sich nicht unvorsichtig exponierte oder Spione, die als Mongolen sofort der Wut des Volkes zum Opfer gefallen sein würden, in die Nähe der Truppenlager entsandte.

Das hatte man auch gar nicht nötig, denn über alles, was in den Staaten geschah, wurde Japan auf eine viel einfachere Art, durch die amerikanische Presse selber informiert, die, noch immer nicht durch Schaden klug geworden, die militärischen Maßnahmen der Regierung, die Organisation der Armee, ja sogar die Möglichkeiten des strategischen Vormarsches mit einer Ungeniertheit erörterte, die nach den furchtbaren Schlägen der letzten Monate in Staunen setzen mußte. Die Warnungen der Regierung blieben besonders von der Lokalpresse unbeachtet; man konnte sich eben noch nicht von dem System freimachen, alle Tagesereignisse nur von dem Standpunkte zu betrachten, der journalistischen Konkurrenz in der Verbreitung von Sensationsnachrichten zuvor zu kommen.

Dieser Wettlauf um die Nachrichten vom Kriegsschauplatze und aus den Truppenlagern mußte erst zu einer vollen Katastrophe führen, bevor in dieser Hinsicht endlich eine straffe Disziplin geübt wurde. Wenn auch patriotische Redakteure in vielen

Fällen darauf verzichteten, das ihnen zur Verfügung stehende Material öffentlich zu verwerten, was an Kabelnachrichten über den Ozean nach Europa gelangte, was man triumphierend nach dort als Beweis dafür meldete, daß das amerikanische Volk nunmehr imstande sei, die „Gelben in den Pacific zu werfen“, genügte vollkommen, um die Japaner in den Stand zu setzen, rechtzeitig ihre Gegenmaßregeln zu treffen.

Während die amerikanische Nordarmee gegen Nogis Streitkräfte in den Blauen Bergen vorrückte, sollte die Südarmee gleichzeitig von Texas aus einen Angriff auf die japanischen Stellungen an der Grenze von Arizona machen. Zu diesem Zwecke wollte man die in den Bergen New Mexikos stehenden drei Brigaden durch die Truppen aus Kuba und Portorico und durch die beiden Regimenter aus Florida verstärken. Alle diese Streitkräfte wurden auf dem Seewege nach Corpus Christi dirigiert. Man hoffte so den Angriffsplan möglichst lange geheim zu halten und den Feind unvermutet überraschen zu können, so daß er, auch im Süden angegriffen, nicht imstande sei, Verstärkungen nach Norden zu senden, wo vor den Blauen Bergen der Hauptschlag fallen sollte. Aber unser Angriffsplan blieb nicht geheim. Bevor noch ein einziger Soldat die schon wochenlang in Havana und vor Tampa liegenden Transportdampfer bestiegen hatte, wurden die japanischen Nachrichtenbureaux in Kingston (Jamaica) und in Havana teils durch eine Spionage, zu der die verlotterten Elemente des westindischen Mischblutes von den Inseln das Hauptkontingent stellte, teils aus der amerikanischen Presse ausreichend darüber informiert, wohin der Schlag sich richten sollte. Am 30. Juli war schon ein Kavallerieregiment aus Tampa in Corpus Christi eingetroffen. Am folgenden Tage wurden die kubanischen Truppen dort erwartet.

Der Tag von Corpus Christi.

Auf der kleinen Galerie des weißen Leuchtturmes an der Spitze der schmalen Landzunge, die der Lagune von Corpus Christi vorgelagert ist, standen zwei amerikanische Marineoffiziere und hielten mit ihren Gläsern Ausschau über die endlose blaue Fläche des Meeres, auf deren blitzblanke Wellen die sengenden Strahlen der Mittagssonne Myriaden funkelnder Lichtpünktchen streuten. Draußen auf der Reede lagen sieben große Frachtdampfer, aus denen die Bagage und die Pferde des zweiten Florida-Kavallerieregimentes in Leichterschiffe ausgeladen wurden. Ein kleiner Dampfer, der mit seinem breiten Bug zwei schimmernde Schaumstreifen durch die blaue Flut zog, schleppte drei Leichterschiffe durch die schmale Einfahrt der Lagune nach Corpus Christi, an dessen Kais geschäftiges Leben und Treiben herrschte. Kurzatmige Lokomotiven schoben unter fortwährendem schrillen Läuten ihrer Warnungsglocken lange Güterzüge auf die Schienenstränge am Hafen. Von dem Zeltlager vor der Stadt tönte durch die traumhafte Stille der glühenden Mittagsstunde leiser Trommelwirbel und langgezogene Hornsignale herüber. Zwischen den weißen Zeltdächern kroch eine lange graue Schlange, überzuckt vom matten Flimmern blinkenden Metalls, hervor, eine Truppenabteilung, die nach dem Bahnhof marschierte. Hinter der Stadt konnte man zwischen den grünen Gemüseplantagen des texanischen Fruchtgartens, wie auf einer Karte, meilenweit die silberglänzenden Schienenstränge verfolgen, bis sie sich im Dunste des Horizontes verloren.

Dumpf dröhnte jetzt die Dampfpfeife des Schleppdampfers auf der Lagune und blies weißschimmernde Flocken zerflatternden Dampfes in die Luft. Über den bunten Häusern der Stadt

schwamm ein hastiges helles Gebimmel der Kirchenglocken. Es war 12 Uhr und die Sonne brannte blendend hernieder.

Einer der Marineoffiziere zog seine Uhr und verglich die Zeit: „Wollen wir hinunter gehen, Ben Wood, und erst essen?"

„Eigentlich müßten die Dampfer aus Havana doch endlich in Sicht kommen," gab der Angeredete zurück, „sind am 26. abgefahren."

„Nun ja am 26. Aber unter den Transportern gibt es ein paar ganz schauerliche alte Kasten von nicht mal zehn Meilen, die uns die Herren in Baltimore aufgehängt haben. Ausgefahrene alte Dinger, die aber mit ihren klapperigen Maschinen den Marschtakt der Flotte angeben, und will die „Olympia" diese Seelenverkäufer nicht ihrem Schicksal überlassen, so muß sie einfach mit ihnen Schritt halten."

Der Leutnant Gibson Spencer nahm sein Marineglas, suchte noch einmal langsam den Horizont ab und blieb dann an einem Punkte haften. „Wenn das nicht der fliegende Holländer ist, dann sind es Schiffe," sagte er, „dann könnten sie es sein."

Der Leuchtturmwächter, ein schlanker Mexikaner, trat auf die Galerie: „Herr Leutnant, drüben kommen Schiffe," sagte er und wies nach derselben Stelle des Horizontes. Leutnant Ben Wood trat an das Stativfernrohr in der Laterne des Leuchtturmes unterhalb des Raumes für die Lampen und richtete an den Schrauben, zuckte aber bei der Berührung des unter den Sonnenstrahlen glühend heiß gewordenen Metalls zusammen. „Verdammte Gegend," schimpfte er vor sich hin.

Leutnant Spencer unterhielt sich mit dem Leuchtturmwächter und blickte dann durch sein Glas nach Corpus Christi hinüber, wo jetzt der Schleppdampfer am Hafenkai anlegte. Der dritte Leichter fuhr dabei krachend gegen das Bollwerk, so daß ein Regen kleiner Holzteile ins Wasser fiel.

„Gibson," rief Leutnant Wood jetzt aus der Laterne des Leuchtturmes mit einer in dem kleinen Raume dumpf klingenden Stimme, „Gibson Spencer, das sind unsere Schiffe nicht."

Auch der Angerufene kam zu demselben Resultat, als er durch das Stativfernrohr gesehen hatte. „Solche Schiffe haben wir gar nicht," meinte er, „aber sie kommen näher, es wird sich ja bald herausstellen müssen, was wir da vor uns haben." Er blätterte in dem kleinen Marine-Taschenbuch „made in Germany",

das auch hier für die Offiziere der Vereinigten Staaten der sicherste Leitfaden war. „Schiffe unserer Flotte sind's nicht," bestätigte er nach einer Weile und überzeugte sich noch einmal durch einen Blick auf die langsam am Horizont emporwachsenden Schiffe, die zwei mächtige Schornsteine und nur einen Signalmast zeigten. Sogar die Kuppelbauten der Panzertürme auf Deck waren schon deutlich erkennbar.

„Wenn ich nicht wüßte," fing er wieder an, „daß unsere lieben englischen Freunde die einzigen sind, die sich solcher Schiffe erfreuen und daß unsere, Gott sei's geklagt, erst in Newport News in der Ausrüstung begriffen sind, so würde ich sagen, das sind zwei „Dreadnoughts".

„Du hast wohl den Sonnenstich," klang es als Antwort von drüben.

„Sonnenstich oder nicht, das sind zwei Dreadnoughts."

„Aber woher sollen denn die kommen?"

Die drei Männer beobachteten schweigend den Horizont, dann rief Leutnant Wood plötzlich: „Das da links, was da hinten jetzt auftaucht, das wird die Transportflotte sein ... acht ... zehn Schiffe, und das da vorne, das kann die „Olympia" sein."

„Zwölf Schiffe," zählte der Leuchtturmwächter, „davor die beiden, das sind vielleicht, wenn der Signor erlaubt, zwei Kriegsschiffe."

„Na also," sagte Ben Wood, „da hätten wir sie ja. Wir können jetzt noch schnell essen. In einer Stunde gibt's Arbeit für uns."

„Wo willst Du essen?" fragte Spencer, „ich verzichte heute gern auf den Fraß bei Signor Morrosini."

„Hör mal," schlug der andere vor, „wir fahren hinüber zu einem der Transporter; oder noch besser zum Kommandanten der „Marietta" und essen bei ihm, da gibt's wenigstens eine menschenwürdige Verpflegung."

„Gut," sagte Spencer und sah über das Geländer der Brüstung nach unten. „Unsere Pinasse ist ja da."

Unten am Fuße des Leuchtturmes lag die kleine weiße, mit ihren blanken Messingteilen in der Sonne glitzernde Pinasse, deren aus drei Mann bestehende Besatzung in die kleine Kajüte gekrochen war, während der schwarze Heizer auf der Bank neben der Kesselfeuerung schlief.

„Holla," rief der Leutnant hinunter, „Miller, mach Dampf! Wir fahren in zehn Minuten hinüber zu den Transportschiffen."

Der Heizer warf ein paar Schaufeln Kohlen in die Feuerung, worauf der schwarze Qualm aus dem Schlot kerzengerade am Leuchtturm emporstieg. Leutnant Wood telephonierte nach Corpus Christi hinüber, daß die Truppentransportdampfer in Sicht seien und voraussichtlich in zwei Stunden auf der Reede eintreffen würden. „Wir fahren," fügte er hinzu, „inzwischen hinüber nach einem der Transporter und erwarten draußen die Ankunft des Geschwaders."

Leutnant Spencer kletterte bereits die schmale Treppe des Leuchtturmes hinunter, als Leutnant Wood noch einmal den Horizont überblickend plötzlich stutzte. Dumpf rollte der Donner eines Schusses über die Wasserfläche. Bum, noch einer.

Der Leutnant riß das Glas an die Augen. Wahrhaftig, das waren zwei „Dreadnoughts", also jedenfalls fremde, die ihren Salut gaben. Aber auf solche Entfernung?

„Gibson," rief er in die Öffnung des Treppeneinganges.

„Komm doch, Ben Wood!" scholl es ungeduldig von unten.

„Nein, Spencer komm noch einmal herauf, da ist irgend etwas nicht in Ordnung."

Laut grollend dröhnten die Kanonenschüsse von rechts herüber, als Leutnant Spencer schweißtriefend wieder auf der Galerie anlangte.

Ben Wood stand wieder am Stativfernrohr und drehte an den Schrauben.

„Jetzt habe ich sie," sagte er.

„Die schießen wohl Salut?" fragte Spencer etwas unsicher.

Ben Wood schwieg. Dann schob er mit einem Ruck das Rohr nach rechts hinüber und faßte die Transportschiffe ins Auge.

„Allmächtiger Gott," schrie er plötzlich, „die schießen scharf. Ich sehe vor der „Olympia" . . . nein, da mitten . . . da hinten auch noch . . . da schlagen Granaten ins Wasser . . . Einer der Transporter legt sich auf die Seite. Was ist denn das nur? Sind das Japaner?"

Laut rollte der Kanonendonner über die ruhige See.

„Jetzt fängt die „Olympia" an zu schießen," rief Ben Wood.

„Oh, ein Treffer mitten vor dem Geschützturm da vorn! Oh, das hat gewaltig aufgeräumt. Mein Gott, was machen wir hier nur."

Kurz entschlossen stieß Leutnant Spencer den mexikanischen Leuchtturmwächter, der sich vor dem rätselhaften Ereignis fortwährend bekreuzte und in seiner Herzensangst seinen Rosenkranz herleierte, beiseite und eilte ans Telephon. Wütend drehte er die Kurbel. Keine Antwort. Bebend vor Aufregung stampfte der Leutnant mit dem Fuße auf. Wilde Flüche über die Bande knirschend, „die drüben natürlich wieder schläft". Endlich!

„Hallo! Was ist denn los?"

„Hier Leuchtturm. Bitte sofort den Kommandanten von Corpus Christi zu benachrichtigen! Die Japaner sind auf der Reede und beschießen die Transportschiffe."

Drüben in Corpus Christi liefen die Leute am Hafenkai zusammen, das Glockengebimmel hörte mit einem Mißton auf, vom Lager her schmetterten noch immer die klagenden Trompetensignale.

Jetzt raste die Telephonklingel des Leuchtturmes. Leutnant Spencer ergriff den Hörer. „Aber natürlich! Hören Sie denn die Schüsse nicht?" schrie er in den Apparat. „Sicher sind sie es. Zwei große japanische Schiffe liegen auf der Reede und sind im Gefecht mit der „Olympia" und der Flotte . . . Möglich oder nicht, sie sind es!"

Draußen zwischen den Transportern auf der Reede stieß plötzlich das kleine amerikanische Kanonenboot „Marietta" dicke Rauchwolken aus. Man hörte deutlich den hellen Klang von Trillerpfeifen und Hornrufen und sah die Mannschaften auf Deck an den Geschützen beschäftigt. Klappernd setzte die Dampfwinde ein und begann den Anker aus dem Grunde zu heben, während am Heck quirlende Wasserwirbel aufsprudelten und das Schiff eine Drehung machte. Noch bevor der Anker an der Oberfläche erschien, steuerte das Kanonenboot seewärts und nahm mit schwacher Fahrt Kurs auf die am Horizont auftauchenden Schiffe der Transportflotte, über denen dunkle Rauchwolken aufstiegen.

„Uns bleibt nichts zu tun," sagte verzweifelt Leutnant Spencer, „wir müssen hier untätig zuschauen. Nicht ein einziges Torpedoboot, nicht ein einziges Unterseeboot, nichts, gar nichts haben wir zur Stelle! Ben, um Gotteswillen, wie sieht's draußen aus!"

„Es ist furchtbar," antwortete der Leutnant, „von den Trans-

portern stehen zwei in hellen Flammen, zwei scheinen überhaupt schon gesunken zu sein, mehrere dahinten liegen mit schwerer Schlagseite. Die „Olympia" nimmt jetzt Kurs auf den Feind. Aber sie scheint schon havariert zu sein. Auf dem Achterschiff brennt es. Da liegen hinten auch noch zwei Kreuzer, aber der Rauch von den beiden brennenden Dampfern verbirgt sie. Ich sehe nichts mehr von ihnen."

„Woher kommen denn nur diese japanischen Schiffe? Ihre ganze Flotte liegt doch im Pacific. Nie ist eins ihrer Schiffe durch die Magelhaensstraße oder um Kap Horn herumgekommen. Unsere Kreuzer an der argentinischen Küste müßten sie doch bemerkt haben. Und es wäre doch auch ein Wahnsinn, zwei einzelne Linienschiffe in den Atlantic zu schicken. Und woher können sie die sonst haben? Sollte England . . .? Aber das ist doch unmöglich. Das wäre ja der schamloseste Friedensbruch. Aber niemand sonst kann ihnen solche Schiffe liefern . . ."

„Woher, woher!" sagte Ben Wood erregt, „frag doch nicht. Sie sind da!"

Der Leutnant überließ das Stativfernrohr seinem Kameraden, besann sich einen Augenblick und ging dann ans Telephon.

Kurz und bestimmt klang sein Befehl nach der Stadt:

„Sämtliche Schleppdampfer sind sofort klar zu machen und unter der Sanitätsflagge seewärts zu schicken, um die Mannschaften der Transportschiffe draußen zu retten."

„Spencer, und Du," fuhr er dann zu seinem Kameraden fort, „schnell hinüber mit der Pinasse zu den Transportdampfern auf der Reede! Sie sollen alle sofort ebenfalls die Flagge mit dem Roten Kreuz hissen und schleunigst in See gehen, um dort drüben zu retten. Das ist das einzige, was wir hier tun können. Ich selbst gehe an Bord des „Präsident Cleveland" und übernehme dessen Kommando. Du nimmst den deutschen Dampfer „Königsberg" und nun schnell vorwärts! Den blöden Zuschauer hier oben kann auch Signor Alvares spielen. Unser Posten ist draußen."

Beide Offiziere stürmten die Treppe des Leuchtturmes hinunter und sprangen in die Pinasse, die sofort mit scharfer Kurve auf die Reede hinaussteuerte und die Offiziere an Bord der Schiffe brachte.

Nach drei Viertelstunden erschien der Schleppdampfer von vorhin wieder in der Einfahrt der Lagune. Auf dem Achterdeck

sah man mehrere Leute ein großes Bettuch ausgespannt halten, ein Mann mit einem Topf roter Menningfarbe stand daneben und pinselte ein großes Kreuz auf die weiße Fläche, worauf dieses Wahrzeichen helfender Menschenliebe alsbald am Flaggenstock befestigt wurde. Zwei andere Schleppdampfer folgten dem ersten.

Aber ob der Feind da draußen diese drei kleinen Dampfer für Torpedoboote hielt? Plötzlich sauste eine riesige Granate, zweimal die Wasserfläche berührend, heran und traf den ersten Schleppdampfer mittschiffs unterhalb des Schornsteines. Und während die schwarze Rauchwolke des explodierenden Geschosses das kleine Fahrzeug einhüllte, sah man dessen Heck und Vorschiff sich aus dem Wasser heben, worauf der in der Mitte auseinandergerissene Dampfer fast augenblicklich in den Fluten versank. Der Donner der Explosion hallte weit über die Wasserfläche und fand ein Echo zwischen den Häusern von Corpus Christi.

„Nun schießen sie sogar auf die Sanitätsflagge,“ brüllte Ben Wood, der auf dem „Präsident Cleveland“ in wahnsinniger Hast die Besatzung antrieb, den Anker zu hieven und nach dem Schauplatz des Kampfes hinauszufahren, was aber, da die Kesselfeuer nur schwach brannten, unendliche Zeit in Anspruch nahm.

Schließlich gelangte man um 3 Uhr nachmittags an die Stelle, wo zwischen treibenden Schiffstrümmern nur noch ein paar hundert Mann zu retten waren. Das übrige hatten feindliche Geschosse, die See und die Haifische besorgt.

Von einem Mann der Besatzung der „Olympia“ erfuhr man, daß sich an Bord des Kreuzers ungefähr dieselben Vorgänge abgespielt hatten wie auf der Galerie des Leuchtturmes.

Man hatte die beiden rätselhaften Schiffe zuerst für amerikanische Transportdampfer gehalten, sie dann aber an den Kuppeln der Geschütztürme als Linienschiffe erkannt, jedoch ihrem Aussehen nach weder in der amerikanischen noch sonst einer in Betracht kommenden Flotte unterzubringen gewußt, bis die erste einschlagende Granate allen Zweifeln ein Ende machte. An die Transportdampfer hatte der Feind nur ein paar Schüsse verschwendet, mehr war nicht nötig, da ein einziger Treffer dieser minenartig wirkenden Brisanzgeschosse genügte, um einen Handelsdampfer zu vernichten. Der Kampf mit der „Olympia“ hatte nur ganz kurze Zeit gedauert. Die Schüsse aus den amerikanischen Geschützen

hatten den Feind offenbar bei der riesigen Schußweite nicht einmal erreicht. Das war das Ende der „Olympia", des Flaggschiffes Admiral Deweys bei Cavite! Die beiden anderen kleinen Kreuzer waren ebenfalls schnell zusammengeschossen worden.

Der Erfolg dieses unvermuteten Angriffs war einfach vernichtend. Der geplante Flankenangriff gegen die japanischen Stellungen im Süden war unmöglich geworden.

* * *

Aber woher waren die beiden „Dreadnoughts" gekommen? Kein Mensch hatte sie gesehen, bevor sie vor der Reede von Corpus Christi erschienen. Wie der zu einer spukhaften Erscheinung gewordene Geist zahlloser Gerüchte von fliegenden Geschwadern japanischer Kreuzer waren sie auf ein paar Stunden aus dem Meere aufgetaucht und waren dann sogleich wieder aus dem Gang der Kriegsereignisse weggewischt. Wäre die Vernichtung der Transportflotte nicht grause Wirklichkeit gewesen, an die Existenz dieser geheimnisvollen Kriegsschiffe hätte bald fast niemand mehr geglaubt. Aber die tolle Furcht der Bewohner der Küstenstädte vor einem japanischen Bombardement kann sich doch nicht zu Stahl und Eisen verdichten, aus dem wüsten Angsttraum todesbanger Nächte können nicht Schiffe entstehen, deren Granaten ein amerikanisches Geschwader von der See wegfegen!

Die Schiffe mußten irgendwoher gekommen sein, und sie kamen irgendwoher. Viele dachten gleich an England in Erinnerung an die Tage der „Alabama". Und die so dachten, hatten Recht.

Seit Jahren war es bekannt, daß auf englischen Werften für Brasilien zwei Riesenschiffe nach dem Muster des englischen „Dreadnought" gebaut wurden. Woher Brasilien das Geld nehmen würde, um diese Linienschiffe zu bezahlen, was die verwahrloste brasilianische Flotte mit solchen Riesenpanzern wollte, wußte niemand, trotzdem wurden sie weiter gebaut. Allgemein war die Ansicht verbreitet, daß England sie gewissermaßen als Reserve für seine eigene Flotte baue, und daß es im Falle eines Krieges diese starken Waffen den schwachen Händen zu entwinden wissen werde. Es wäre ja auch nicht das erstemal gewesen, daß die englische Regierung das Musterlager englischer Werften für ihre Zwecke in An-

spruch genommen hätte. Aber diese „öffentliche Meinung“ hatte diesmal wieder Unrecht. Recht hatten nur die, die schon vor Jahren ihre warnende Stimme erhoben hatten, und die wir verlacht haben, weil sie Gespenster sahen. Sie hatten damals schon den Verdacht ausgesprochen, daß diese Schiffe nicht für England — denn die Welthandelsmacht England führt keine Kriege, sondern läßt sie durch andere Völker führen —, sondern für den Bundesgenossen Englands, für Japan bestimmt seien.

Ende Juni waren die Schiffe fertig, und in den letzten Tagen jenes Monats wurde vor aller Augen die brasilianische Flagge an Bord der beiden Schlachtschiffe „San Paulo“ und „Minas Geraes“ gehißt, nachdem die englischen Werften das Angebot der Vereinigten Staaten, die Schiffe zu kaufen, mit dem Hinweis auf die Pflichten der Neutralität entrüstet abgelehnt hatten. Die beiden Panzer traten, von englischen Maschinisten geführt und mit einer brasilianischen Besatzung an Bord, die Fahrt über den Atlantic an, bis sie an einer Stelle des weiten Ozeans, wo kein Zuschauer war, sechs Transportdampfer trafen, die die japanische Besatzung für die Linienschiffe an Bord hatten. Das waren jene tausend Japaner, die im Sommer 1908 als Kulis für die brasilianischen Kaffeeplantagen in Rio gelandet waren. Im November waren ihnen noch vierhundert weitere Japaner gefolgt.

Wie haben wir uns damals den Kopf zerbrochen über diese unverständliche Durchbrechung des Programms der japanischen Politik, den Strom der Auswanderer auf unsere Pacificküste zu konzentrieren. Jetzt plötzlich wurden tausend Kulis nach Brasilien verfrachtet, um auch diese Republik mit dem Segen mongolischer Lohndrückerei zu beglücken und die deutschen und italienischen Arbeiter — von den indolenten Brasilianern selbst gar nicht zu reden — mit japanischen Minimallöhnen auszuhungern. Dieser vereinzelte Vorstoß Japans nach Brasilien mußte als unkluge Kraftverschwendung erscheinen. Unbekümmert um unser Erstaunen verfolgte aber die Regierung in Tokio ihre geheimnisvollen Zwecke weiter. In aller Stille wurden durch die fleißigen Hände der japanischen Kulis und durch den industriösen Handelsgeist japanischer Händler in Brasilien Werte geschaffen, mit denen dann zum Teil jene beiden Kriegsschiffe bezahlt wurden. Die Öffentlichkeit nahm es als japanischen Patriotismus, als im Juni jene 1400 Japaner ihre eben gewonnene Heimat wieder

verließen, um zu den Fahnen zu eilen. Auf sechs Transportdampfern fuhren sie von Rio ab.

England liebt es nicht, sich zu exponieren, und die Kostenrechnung für die „Alabama“ mahnte zur Vorsicht; auch in Rio war man loyal, loyal bis in die Fingerspitzen der Dons, die sich mit diesem lukrativen Geschäft nicht beschmutzen wollten. Heimlich nahm man natürlich die Milreis um so lieber. Brasilien verkaufte seine beiden Linienschiffe an den in Santos ansässigen griechischen Gastwirt Petrokakos, der sie seinerseits wieder dem Händler Pietro Alvares Cortes di Mendoza in Bahia verschacherte. Dieser edle Don befand sich an Bord des einen Transportdampfers mit den japanischen „Kriegsfreiwilligen“, und an Bord dieses Glasgower Dampfers „Kirkwall“ wurde am 14. Juli der Kaufvertrag unterzeichnet, demzufolge die „armierten Dampfer“ „Kure“ und „Sasebo“ in den Besitz Japans übergingen. Die brasilianische Besatzung der beiden Linienschiffe und die englischen Maschinisten gingen an Bord der Transporter und landeten zwei Wochen später unauffällig in verschiedenen brasilianischen Hafenplätzen.

Jene 1400 japanischen Plantagenarbeiter und Händler, Handwerker und Ingenieure — tatsächlich waren es Mannschaften der Marinereserve — übernahmen sofort die beiden mächtigen Panzer. Dann ging's direkten Weges nach Westindien. Vor Kingston (Jamaica) erhielt man durch einen englischen Dampfer die letzten Meldungen über die Abfahrt der Transportflotte von Kuba, und auf der Reede von Corpus Christi vollendete sich deren Schicksal.

Eine furchtbare Panik ging durch alle unsere Küstenstädte am Golfe und an der atlantischen Küste. Nachdem mitten in der Nacht plötzlich im Hafen von Galveston ein paar Granaten explodierten, ohne daß man vorher feindliche Schiffe bemerkt hatte, nachdem mehrere amerikanische Handelsdampfer von jenen geheimnisvollen Riesenschiffen auf hoher See versenkt worden waren, die in den Berichten der Seeleute immer unwahrscheinlichere Dimensionen annahmen, nachdem ein Geschwader aus Newport News ausgelaufen war, um den Feind anzugreifen, verschwand der tolle Spuk so schnell, wie er gekommen. Erst als Admiral Dayton die japanischen Kreuzer bei den Falklands-Inseln — den englischen Falklands-Inseln — aufstöberte, bekamen unsere Seeleute jene beiden Linienschiffe wieder zu Gesicht.

Wer sie bis dahin mit Kohlen versorgt hat? Wir wollen

uns erinnern, daß die deutsche Regierung sofort nach dem Auftauchen jener japanischen Schiffe im Atlantic die zu Beginn des Krieges erlassene Warnung, Kriegsschiffe kriegführender Mächte mit Kohlen oder Proviant zu versorgen, nachdrücklichst erneuerte, und daß England das nicht tat. Wir wollen uns erinnern, daß die deutschen Großreedereien allen ihren Kapitänen bei Strafe der Entlassung verboten, an Kriegsschiffe der kriegführenden Staaten Kohlen abzugeben, und daß englische Reedereien das nicht taten.

Die Schlacht an den blauen Bergen.

Einige Milizregimenter hatte man noch im Mai an die Front entsenden können, wo sie sich zusammen mit den Resten unserer regulären Armee tapfer mit den japanischen Vortruppen im Gebirge herumschlugen. Mangelhaft ausgebildet und schlecht verpflegt, wiesen diese Regimenter unter der Führung tüchtiger Offiziere, worunter sich viele deutsche befanden, bald vorzügliche Leistungen auf, aber in den unaufhörlichen Kämpfen verbrauchten sie sich rasch. Diese Regimenter wußten, was es heißt, mit knapp 50 000 Mann mehr als einer halben Million Soldaten eines kriegsgeübten tapferen Feindes gegenüberzustehen, sie wußten, was es heißt, stets auf dem Gefechtsfelde in der Minderzahl zu sein, diese eisernen Brigaden, von denen jeder Mann in heißen Kampfestagen zu einem vollendeten Feldsoldaten erzogen wurde. Vor allem die aus den Reitern der Prärie und des Gebirges sich rekrutierenden Kavallerieregimenter, darunter die sehr brauchbaren indianischen und halbindianischen Scouts, die alle Schliche und Kniffe vergangener Zeiten instinktiv von neuem wieder anwandten, machten den japanischen Vorposten viel zu schaffen. Mit ihren Maschinengewehren, die auf dem Rücken der Pferde transportiert wurden, stellten sie eine vorzügliche, schnell verwendbare Waffe dar. Doch ihre Zahl war klein, und der Kleinkrieg konnte den Feind wohl ermüden, ihm aber in seinen festen Positionen keinen ernstlichen Abbruch tun.

Stets dem Feinde auf der Spur, nachts seine Feldwachen und Biwaks überfallend, wie Gottes Sturmwind plötzlich zwischen die überraschten Japaner hineinfahrend, dann wieder über sonnendurchglühte Berghalden und durch die dunklen Schluchten des Felsengebirges den Gegner verfolgend, größeren Abteilungen stets

ausweichend, hinter ihrer Front Proviant- und Munitionskolonnen abfangend, auf unermüdlichen Pferden überall auftauchend und blitzschnell wieder verschwindend, so führten sie den Krieg, so hielten sie treue Wacht, diese wetterharten Rauhreiter in ihren zerrissenen Uniformen, diese wackeren Burschen, die nie müde waren und die stets unerbittlich vorwärts drangen, wenn auch das Blut ihrer wunden Füße das Felsgeröll rot färbte, und die den Teufel aus der Hölle hinausmarschiert hätten, wenn das schmetternde Angriffssignal neue Energie durch ihre ermatteten Glieder jagte. Stets nur Auge und Ohr, war es eigentlich ein Wunder, daß sie nicht mit der Zeit Augen wie Teleskopfische bekamen, und daß ihnen nicht Luchsohren wuchsen.

Und auf diesen endlosen Märschen, auf diesen tollkühnen Ritten durch Felswüsten und schweigende Wälder woben sich aus dem Trappeln der Rosse, aus dem Janken der Sättel und dem Knirschen und Rappeln des Steinschuttes auf einsamen Gebirgspfaden seltsame Rhythmen zu Strophen, und beim Feuerschein nächtlicher Biwaks unterm Sternenzelt entstanden jene wundersamen wilden Reiterlieder, die der Kampfeszorn ersonnen, und die in aller Munde weiterlebten.

Ende Juli war es endlich so weit, daß die Nordarmee unter General Mac Arthur in der Stärke von etwa 110 000 Mann in der Richtung auf die Blauen Berge im Osten des Staates Oregon und die fast ebenso starke Pacificarmee gegen Granger an der Union Pacific Bahn in Marsch gesetzt werden konnten. Im Süden sollten die Truppen aus Kuba und Florida gemeinsam mit den drei in New Mexiko stehenden Brigaden gegen die äußerste rechte japanische Flanke vorgehen, bis der Tag von Corpus Christi diesem Plane ein jähes Ende bereitete.

Die deutschen und irischen Freiwilligen-Regimenter hatte man in besonderen Brigaden bei der Nordarmee und der Pacificarmee zusammengefaßt, im übrigen aber die Milizregimenter und Freiwilligen-Regimenter ohne Unterschied in die Divisionen eingereiht. Das Korps des Generals Mac Arthur umfaßte die drei Divisionen Fowler, Longworth und Wood, jede ungefähr 30 000 Mann stark. Dazu eine deutsche und eine irische Brigade von je drei Regimentern, zusammen etwa 16 000 Mann, so daß die gesamte Nordarmee etwa 110 000 Mann und 140 Geschütze zählte.

In der letzten Juliwoche begann die Verladung der Division Wood im Truppenlager bei Omaha. Dann gings mit der Bahn nach Monida, wo die Oregon Short Linie die Grenze von Montana und Idaho überschreitet. Auf allen Haltepunkten und auf allen Bahnhöfen bot sich stets dasselbe Bild. Ein schier unentwirrbares Durcheinander von Soldaten aller Waffengattungen, dazwischen schimpfende Stabsoffiziere, ratlose Stationsbeamte, Geschütze, die auf ihre Pferde warteten, und Gespanne, die auf ihre Geschütze warteten, Kavalleristen, deren Pferde mit einem falschen Zug vorausgeschickt waren, Güterwagen voll Munition, von denen kein Mensch wußte, zu welcher Division sie gehörten; Wagen voll Lagermaterial, wenn man Lebensmittel brauchte, und Wagen voll Konservenbüchsen, wenn Pferdefutter verlangt wurde, lange Militärzüge, die auf offner Strecke haltend die Schienen blockierten, und Lokomotiven, die zwecklos hin und her fuhren; vor allem gaben die überall zu kurzen Verladerampen auf den Bahnhöfen Anlaß zu endlosen Verzögerungen. Und wenn nicht der amerikanische Humor über all den Ärger hinweggeholfen hätte, so hätte dieser schlecht ausgeglichene Heeresapparat einfach überhaupt versagt. So aber fügte man sich mit knurrendem Magen in das Unvermeidliche und war nur froh, daß jede Umdrehung der Räder die Truppen dem Feinde näherbrachte. Aber immer wieder blieben die Züge auf den Stationen liegen, stundenlang mußte man Halt machen, um von der Front leer zurückkommende Züge passieren zu lassen.

Das 28. Milizregiment (Wisconsin) unter Oberst Katterfeld hatte nach einer endlosen Eisenbahnfahrt auf der Northern Pacific Railway am 22. Juli die Vorberge der Rocky Mountains erreicht. Auf einer kleinen Station war für das Regiment warmes Essen bereit gestellt worden. Dann wurde noch einmal Appell gehalten, und die drei dicht hintereinander fahrenden langen Züge, die das Regiment beförderten, setzten sich wieder in Bewegung.

Oberst Katterfeld war bei seinen Leuten schnell beliebt geworden. Es war ein kleiner hagerer Mann mit eisgrauem Haar und Bart, ein Deutscher von Geburt, der ein ruheloses Leben hinter sich hatte und schon in drei Erdteilen gekämpft hatte. Doch sprach er nie davon. Seine Befehle waren kurz und bestimmt. Jeder fühlte instinktiv, der Mann konnte etwas. Als er sich zu Beginn des Krieges — er war zuletzt als Arzt in Milwaukee

ansässig gewesen — dem Gouverneur von Wisconsin zur Verfügung stellte, faßte dieser sogleich Vertrauen zu ihm, und Oberst Katterfeld rechtfertigte es schon in den ersten Wochen. Er hatte den Erfolg, daß sein Regiment als erstes in Wisconsin vollzählig war und zuerst ausrücken konnte. Der Andrang zu den Offiziersstellen war einfach erdrückend, und das Offizierskorps war deshalb vorzüglich. Eines Tages hatte sich im Bureau des Regimentes ein Deutscher Walter Lange einschreiben lassen. Als der Oberst den Namen hörte, sah er einen Moment von seinem Schreibwerke auf und blickte den Ankömmling fragend an.

Dann sagte er ganz obenhin: „Wollen Sie als Hauptmann die siebente Kompagnie des Regimentes übernehmen?"

„Herr Oberst?"

„Ja, Sie waren doch bei Elandslaagte mit dabei und nachher bei Kroonstadt?"

„Ja, Herr Oberst."

„Wer so seine Leute im Feuer zusammenhält, den können wir brauchen. Na, wollen Sie oder nicht?"

„Gewiß aber ..."

„Kein Aber."

So wurden die beiden zum zweiten Male Kriegskameraden. Hauptmann Lange übernahm die siebente Kompagnie.

In tausend Kleinigkeiten bewies der Oberst seine praktische Erfahrung; vor allem verstand er die richtigen Leute auf den rechten Posten zu stellen und wußte den Ehrgeiz der Offiziere und Mannschaften durch Lob und nachsichtigen Tadel so zu wecken, daß das 28. Milizregiment bald durch seine vorzüglichen Leistungen auffiel. Menschlich näher trat dem Obersten aber niemand, auch der Kriegskamerad von Elandslaagte nicht. Rudolf Katterfeld war ein verschlossener Mann, dem niemand mit Fragen lästig zu fallen wagte.

Da der Raum in den Eisenbahnwagen aufs Äußerste ausgenutzt werden mußte, hatte der Oberst zweistündige Wachen eingerichtet. Die Hälfte der Mannschaften durfte auf den Bänken und den auf dem Fußboden aus Mänteln, Decken und Tornistern hergerichteten Lagern schlafen, während die andere Hälfte der Leute stehen mußte, bis nach zwei Stunden der Ruf: Umwechseln! erscholl.

Hauptmann Lange stand am Waggonfenster und blickte in

die mondbeglänzte Landschaft hinaus, durch die der Zug dahinlärmte. Weite Talgründe, jäh aufragende Bergzacken und schroffe Felsbastionen flogen vorüber. Ein Pfiff, ein leises Donnern in der Ferne, ein stärker werdendes Rollen, ein huschender Lichtschein über den Schienen, heiß streifte der Gluthauch der vorbeirasenden Lokomotive das Gesicht des Hauptmannes am Fenster und vorüber knatterte eine lange Reihe schwarzer Wagen, ein leer vom Gebirge zurückkommender Zug, der den Truppenlagern wieder zueilte.

Und dann über Brücken und Viadukte, in denen die rollenden Räder ein hallendes Echo weckten, hinein in die enge Schlucht, über deren Waldrändern das stille Licht der Sterne am blauen Nachthimmel funkelte und blitzte.

Der Hauptmann dachte an den Oberst. Von den Schlachtfeldern Südafrikas wußte er sich seiner nicht zu entsinnen. Nie hatte er den Namen Katterfeld dort unten gehört. Und doch diese leuchtenden blauen Augen unter den buschigen Brauen mußte er schon einmal gesehen haben. Den Blick vergaß man nicht. Aber vergebens grübelte der Hauptmann nach. Er sah auf die Uhr, noch eine volle Stunde, bis zum Ende der Wache. Schläfrig lehnten die Soldaten an den Wänden. Auf den Bänken und am Boden schnarchte es laut. Da geriet ein Gewehr in Bewegung, schurrte an der Wand herunter und fiel rappelnd zu Boden. Einige erwachten und brummten unwillig. Weiter raste der Zug, und die eintönige Melodie der taktmäßig stoßenden Räder schläferte die müden Gedanken ein.

Der Hauptmann dachte wieder an Elandslaagte und an Oberst Schiel und an Dinizulu, den Kaffernhäuptling, und an die Geschichte von dessen Königssalbung mit einer Flasche Rizinusöl, wie Oberst Schiel sie damals beim Biwakfeuer zum besten gegeben hatte. Mit alten Kistendeckeln hatten sie das Feuer geschichtet, „Mellins Food“ stand darauf . . . Mellins Food . . . doch ein tüchtiger Kerl der Mellin . . . Mellin? . . . Hieß nicht so auch der Kapitän, mit dem er damals nach Baltimore fuhr? . . . Da war auch Daisy Wilford an Bord gewesen mit ihren beiden Katzen . . . Katzen . . . Wie er damals als Junge immer hinter Katzen hergewesen war . . . ein förmliches Kesseltreiben . . . Nein, er war nicht Schuld daran, Anton Schreiber hatte es getan . . . Er aber wurde dafür eingesperrt oben in der Boden-

kammer, wo ihn sein Vater darüber nachdenken ließ, daß man Tiere nicht quälen darf ... Aber der Anton war's doch gewesen, trotzdem verriet er ihn nicht ... Als er dann allein war, rannte er in blinder Wut über die Ungerechtigkeit der Welt immer mit dem Kopf gegen die Wand ... immer ... mit ... dem ... Kopf ... gegen ... die ... Wand ... immer ... mit ...

Bautz! schlug der Hauptmann mit dem Kopf gegen den Fensterrahmen. Er fuhr erschreckt zusammen und faßte nach seiner schmerzenden Stirn. Herrgott, wo war er denn nur? Ach so ... ringsum schnarchten die Soldaten und warfen sich im Schlaf unruhig hin und her. Der Hauptmann war todmüde. Hatte er geschlafen? Er sah nach der Uhr, noch 55 Minuten bis zur nächsten Wache.

Von draußen drang mit der frischen Nachtluft das klappernde Sausen und Tosen der Räder herein. Hauptmann Lange blickte wieder zum Fenster hinaus. Der Zug hatte eine Kurve genommen. Von hinten kamen die beiden anderen Züge heran. Jetzt ging's wieder durch eine Schlucht zwischen Berghalden, deren helles Gestein im Mondlicht wie frisch gefallener Schnee glänzte. Rauschende schäumende Wässer stürzten von der Bergwand. Tief unten unter den Schienen brauste ein schwarzer Flußlauf. Dann hinein in den dunklen hallenden Tunnelbau eines Schneedaches, der den rasselnden Taktschlag der Räder und Schienen schmetternd im harten Widerhall zurückgab, der sich in sinnlosen Rhythmen in die Gedanken eingrub. Katter ... feld Kat ... ter ... feld Kat ... ter ... feld hallte es von dem schwarzen Balkenwerk des Schneedaches zurück. Katter ... feld Kat ... ter ... feld, Kat ... ter ... feld echote es von der anderen Seite, hell klangen die Schienen und das dahintosende Eisenwerk: Katter ... feld, Kat ... ter ... feld, Kat ... ter ... feld. Dann ward das ratternde Gelärm breiter und flacher, ein letztes nachhallendes Klappern, die Balken des Schneedaches versanken nach hinten, und weiter ging es in die schweigende Nacht hinein, bis der mit der Kontrolle betraute Sergeant die Uhr zog, der den Schläfern unwillkommene Ruf „Umwechseln" alle aufschreckte, und sich in ein paar Minuten das Bild in dem vom trüben Licht flackernder Gaslampen erhellten Wagen schnell veränderte. Die Schläfer von vorhin reckten sich gähnend an den

Wänden, und die anderen wühlten sich in ihr warmes Lager ein. Nach zwei Tagen erreichte das Regiment die Station Monida, wo die Züge verlassen wurden. Die von dort in der Richtung auf Baker City gebaute Feldbahn sollte nur dem Materialtransport dienen. Die Truppen mußten die ca. 400 Kilometer betragende Strecke marschieren.

Während in der Nähe von Monida zum erstenmal die Feldküchenwagen zur Verwendung kamen, wurden an das Regiment neue Stiefel ausgegeben, denn die im Lager gelieferten zwei Paar Schuhe für jeden Mann hatten sich als solche Wunder der amerikanischen Schuhindustrie erwiesen, daß sie schon vollständig verbraucht waren. Bei den bevorstehenden langen Märschen hatte man geglaubt, von Schuhen absehen und auf kräftige Stiefel zurückgreifen zu müssen. Die Soldaten hatten viel Mühe mit dem harten Leder, das sich den Füßen nicht anschmiegen wollte, und die ungewohnte Fußbekleidung brachte viele Unzuträglichkeiten.

Hier war nun die Erfahrung der alten Troupiers von Wert. Die alten Soldatenkniffe aus früheren Feldzügen wurden wieder aufgefrischt. Da gab ein alter, graubärtiger Sergeant, ein Livländer, der schon den mandschurischen Feldzug gegen die Japaner mitgemacht hatte, seinen Kameraden den Rat, unten im Stiefel einen Bogen Papier anzubrennen, worauf der Fuß in den mit heißer Luft gefüllten Schaft leicht hineingelangte. Hauptmann Lange wählte ein drastischeres Mittel. Er ließ seine Kompagnie einfach eine Zeitlang durch einen Bach marschieren, und da das im Wasser erweichte Leder sich leichter dem Fuße anpaßte, hatte die Kompagnie Lange auch die wenigsten Fußkranken auf dem Marsche.

In den zehn Marschtagen bis Baker City lebten sich Offiziere und Mannschaften schnell miteinander ein. Die gemeinsam überstandenen Mühen waren ein fester Kitt, der die Regimenter zu lebendigen organischen Formationen machte. Und als sich die Heeressäulen am 10. August Baker City näherten, hatte die Nordarmee bereits beweisen können, daß sie auf dem Marsche durchaus leistungsfähig war. Auch der Transportdienst war aus den schlimmsten Kinderkrankheiten heraus. Von der Front, wo sich kleinere Abteilungen ständig mit dem Feinde herumschlugen, kam die Nachricht, daß die Japaner Baker City nach Zerstörung der Bahnlinie geräumt hatten.

Am Abend des 11. August bezog das 28. Milizregiment ein Biwak wenige Meilen östlich Baker City. Die Vorposten nach dem Feinde zu wurden jenseits der Stadt von einem regulären Bataillon gestellt.

Die glühende Hitze des Tages lebte noch in jedem Stein und lag in zitternden Wogen über dem heißen Erdboden. Der von den marschierenden Kolonnen aufgewirbelte Staub füllte wie ein brauner Rauch die Luft.

Der letzte Schein des Augusttages erstarb in einem brandroten Aufleuchten am westlichen Himmel, ein blasser Lichtschimmer umsäumte noch die dunklen Silhouetten der Berge und warf satte graublaue Schatten über deren Abhänge. Dann verblichen die Farben, und vom mattblauen Himmel strahlten nur die glitzernden Sterne herunter. Drüben in den Bergen glühten hin und wieder die weißen Lichtfunken einzelner Signallampen auf. Man war am Feinde.

Oberst Katterfeld hatte die Offiziere des Regimentes in seinem Quartier, einem einzelnen Farmhause an der Straße, um sich versammelt und ließ sich von einem Hauptmann des regulären Bataillons über die Kämpfe der letzten Tage und über die Stellungen des Feindes instruieren. Baker City war also geräumt und Marschall Nogi hatte seine Truppen in die Blauen Berge zurückgezogen mit einer zentralen Frontstellung um den Paß, wo die Eisenbahn ihn überschreitet. Wie weit die Flanken der japanischen Positionen nach Süden und Norden ausgriffen, war noch nicht zu erkunden gewesen. Sicher war nur, daß der Feind starke Verbindungen nach beiden Seiten aufrecht erhielt. Nur wie weit diese nach vorn vorgeschoben waren auf den bewaldeten Bergrücken und in den Tälern, war noch zweifelhaft.

Die meisten Offiziere waren bereits aufgebrochen, als draußen der Anruf eines Postens ertönte. Kurz darauf trat Generalmajor Reichmann, der Generalstabschef der Nordarmee, ein, der persönlich die Vorposten inspiziert hatte. Die Offiziere erhoben sich.

Der Generalmajor begrüßte den Oberst Katterfeld: „Ich habe schon viel Gutes von Ihnen gehört."

Der Oberst verbeugte sich stumm und stellte dann die noch anwesenden Offiziere vor.

„Hauptmann Berisch vom 8. regulären Infanterieregiment."

„Das Achte hat drüben die Vorposten?"

„Jawohl, Herr Generalmajor."

„Sind Sie der Hauptmann Berisch, der neulich bei Union den Umgehungsmarsch machte?"

„Jawohl, Herr Generalmajor."

„Sie sind schon lange in unserer Armee?"

„Seit dem 1. Juni."

„Sie waren vorher in den Staaten?"

„Nein, ich komme aus Deutschland."

„Und waren dort . . .?"

„Offizier, Leutnant im . . ."

„Leutnant, und nahmen den Abschied?"

„Ja, Herr Generalmajor."

„Warum?"

„Weil ich hier kämpfen wollte, weil ich nach acht Jahren Kasernendienst einmal in meinem Leben die Kugeln pfeifen hören wollte, einmal den Krieg sehen, ihn anders als aus Büchern kennen lernen wollte. Und weil ich gegen Japan fechten wollte."

Generalmajor Reichmann schüttelte dem andern herzhaft die Hand. „Denken viele drüben so wie Sie", fragte er dann, „daß sie alle Brücken hinter sich abbrechen?"

„O ja, sehr viele, wenigstens sehr viele Offiziere. Es sind ja auch viele meiner Kameraden hier."

„Wie denkt man denn in Deutschland so im allgemeinen über diesen Krieg? Wir hören das alles ja nur aus Zeitungen, aber Sie haben es doch noch drüben erlebt. Steht das deutsche Volk auf unserer Seite?"

„Sicher, so im allgemeinen ganz sicher, aber Sie wissen, wie wenig das deutsche Volk inneren Anteil nimmt an den Fragen der auswärtigen Politik. Sehen Sie doch unseren Reichstag an. Höchstens eine Woche lang im ganzen Jahre wird von dem geredet, was jenseits unserer Grenzen liegt, zwanzig Wochen von Finanznöten, Wahlrechtsfragen, Parteifragen und von Sozialpolitik. Und das sind die besten der Nation, die so denken, wo soll da im Volke das Interesse für die großen Probleme der Politik herkommen? Unsere Landsleute drüben streiten sich immer nur um soziale Doktrinen, als ob die Geschichte der Völker jetzt zu Ende sei, als ob unsere Welt schon auf ihren Lebensabend zusteuerte und sich nur noch um ihre Altersversorgung und um ihr Pensionsverhältnis kümmern darf, als ob der Staat nur noch eine Ver-

sicherungsanstalt im großen Stil sei. Auch damals, als der mandschurische Krieg kam, waren die japanischen und russischen Armeen nichts weiter, als lebende Beispiele für die Lehrsätze der Doktrinäre, die an ihnen ihre Ideen von Absolutismus und Kulturfortschritt demonstrieren wollten. Der japanische Götzendienst bei uns daheim hatte ja vollständig alle Geister verwirrt. Keine Ahnung, daß dort drüben in Ostasien eine Welt aus den Nieten und Fugen zu gehen begann, die Jahrtausende in die Quadermassive des chinesischen Volkes und seiner japanischen Vormacht getrieben haben. Li Hung Tschangs ernste Mahnung: „Es ist töricht von Euch Weißen, daß Ihr uns aus unsrem Schlummer aufwecken wollt. Ihr werdet das bereuen, wenn wir einmal erwacht sind, und werdet dann den früheren Schlummer zurückwünschen," war für das alte Europa nichts weiter als ein Dinerwitz. Aber der Riese war längst erwacht, war durch Europa geweckt worden und reckte die Glieder, bevor man in der westlichen Halbinsel des asiatischen Kontinentes, den unsere Eigenliebe einen Erdteil nennt, noch davon eine Ahnung hatte. Was die gelbe Gefahr bedeutet, das ist ihnen drüben nun endlich aufgegangen, und hoffentlich hält diese Erkenntnis vor, bis die asiatische Gefahr einmal von der anderen Seite zu uns kommt. Nein, im allgemeinen interessiert sich das deutsche Volk nur für die Anekdotenschnitzel, die abfallen, wenn draußen um das Schicksal von Weltreichen gekämpft wird. Nur einmal war es anders."

„Wann?"

„Damals, als der alte Krüger hilfesuchend und weinend durch Europa irrte. Damals waren die Deutschen mit dem Herzen dabei, weil es gegen England ging, und der seit Jahrzehnten angesammelte Haß plötzlich einen Ausweg suchte. Damals war die Sache auch gefährlich."

„Gefährlich, warum?"

„Gefährlich, weil das Volk Hochachtung verlangt für seine Vivats wie für seine Pereats. Und weil damals die Spiele der Kinder auf den Straßen zeigten, wie tief das alles ging."

„Der Kinder auf den Straßen? Sie scherzen, Herr Hauptmann!"

„Nein, Herr Generalmajor. Denken Sie stets daran: Wenn die Kinder auf den Straßen Krieg spielen, dann wird's bedenklich, dann geht die Leidenschaft tief, so tief, daß sie das Herz des *Volkes berührt*. Damals spielten sie Buren und Engländer und

dann spielten sie Deutsche und Engländer. Russen und Japaner haben sie nie gespielt."

„Sie mögen recht haben. Aber es wurde nicht gefährlich."

„Deshalb nicht, weil, als England mit dem Kriege fertig war und die Hände frei hatte, sich jene ganze Begeisterung, über die wir heute rückblickend vielleicht nachsichtig lächeln, bis zum letzten Rest ausgetobt hatte. Jene leidenschaftliche Episode in unserm politischen Leben hat uns aber vor einem Kriege mit England bewahrt."

„Und was spielen die deutschen Kinder jetzt?"

„Ich weiß es nicht, ich bin am 15. Mai abgereist. Vielleicht Deutsche und Japaner . . ."

* * *

Als um 5 Uhr morgens die Posten abgelöst wurden, fiel einem Unteroffizier eine handgroße seltsam geformte helle Wolke auf, die wie ein Punkt über den vom ersten fahlen Morgendämmern erhellten Bergen im Westen hing.

„Sicher ein Luftschiff!" meinte einer.

„Ja, sicher! Es bewegt sich," sagte der Unteroffizier und befahl Hauptmann Lange zu wecken.

Der Hauptmann, der sich mit dem Ohr am Telephon zum Schlafen niedergelegt hatte, fuhr auf und besann sich einen Moment, woher die Stimme aus der Erde käme: „Ein japanisches Luftschiff ist über dem Gebirge sichtbar." Dann auf! Durchs Glas gesehen! Richtig, ein Luftschiff!

Der helle Körper des Fahrzeuges schwebte ganz oben, wie eine kleine silbergraue Röhre über den Bergen am mattblauen Himmel.

„Geben Sie schnell die Nachricht weiter!" rief der Hauptmann dem Telephonisten zu. Rings umher wurde es lebendig.

„Was werden wir tun?" sagte ein Leutnant. „Schießen hat keinen Sinn; wenn das Ding erst heran ist, schießen wir auf unsere eigenen Leute."

Langsam kam das Luftschiff näher. Jetzt stand es über der amerikanischen Vorpostenlinie.

„Es sieht unsere ganzen Vorpostenstellungen!" sagte der Hauptmann, „es sieht von oben unseren ganzen Aufmarsch."

Bums! ging rechts da vorne ein Schuß in die Luft.

Ja, schießt nur.

Ein paar hundert Yards unterhalb des Luftschiffes blitzte ein helles Flämmchen in der Luft auf. Die Dampfwolke eines Schrapnellschusses hing einen Moment wie ein weißer Wattebausch in der Luft und zerstob dann.

Bums! schoß es noch einmal.

„Mit Schrapnells kriegen sie ihn nicht," sagte der Leutnant, „wenn wir nicht mit derselben Waffe gegen ihn fechten, ist es umsonst."

„Wir haben neukonstruierte Schrapnells," sagte der Hauptmann, „deren Bleikugeln mit Spiraldrähten verbunden sind. Wenn sie treffen, reißen sie die Ballonhülle auf."

Jetzt knallten zwei Schüsse auf einmal.

„Das scheinen die Ballongeschütze zu sein," sagte der Leutnant.

Weit unterhalb des Luftschiffes schwebten die Traubenwolken zweier Schrapnellschüsse.

„Wahrhaftig sie bringen dahinten unser Motorluftschiff hoch," rief der Hauptmann, „das einzig vernünftige, was wir tun können." Er wies weit nach hinten, wo gelb und groß ein Motorballon wie eine Luftblase emporschwebte.

Er stieg sehr rasch in schräger Richtung auf und steuerte dann, mehrere unsichere Kurven beschreibend, in der Richtung des feindlichen Fahrzeuges. Das begann ebenfalls zu steigen.

Hunderttausende von Augen verfolgten die beiden kleinen gelben Punkte dort oben in der klaren Luft des Frühmorgens, während die Gebirgsränder drüben rosafarben aufzuleuchten begannen. Das japanische Fahrzeug befand sich jetzt seitwärts der Stellung des 28. Regiments. Da löste sich von ihm ein winziger schwarzer Punkt los, der mit zunehmender Geschwindigkeit sank und im Fallen immer größer wurde. Jetzt war deutlich ein dunkler Gegenstand erkennbar, der in sausender Geschwindigkeit herabkam. Als er die Erde erreichte, schoß ein roter Feuerstrahl empor. Gewaltige Dampfwolken folgten, die dunkle Gegenstände mit emporwirbelten, und die fernen Berge gaben einen langhallenden Donner zurück, der langsam in den Schluchten nachgrollend erstarb.

„Eine Wurfmine," sagte der Hauptmann, „sie scheint Schaden angerichtet zu haben."

Jetzt stieß das amerikanische Luftschiff eine kleine weiße puffende Rauchwolke aus. Zehn Sekunden später platzte irgendwo an einer Felswand ein Sprengkörper.

„Wenn das so weiter geht," sagte der Leutnant, „beschießen wir unsere eigenen Stellungen von oben, ohne etwas zu erreichen."

„Der Japaner steigt," rief jemand, und wieder verfolgten alle mit ihren Gläsern den Weg beider Fahrzeuge.

Der Japaner stieg und der Amerikaner stieg.

„Jetzt gibt er alles von Bord, was er an Sprengkörpern hat," rief der Hauptmann. Eine Reihe schwebender Punkte kam von oben, und wieder krachte der Donner mehrerer schnell auf einander folgender Explosionen.

Der Japaner stieg rapid, jetzt kreuzte er den Weg des Amerikaners etwa zweihundert Yards über ihm.

Da lohte die gelbe Ballonhülle des Amerikaners in heller Flamme auf, verlor ihre Gestalt, schrumpfte ein und was herunter kam, glich dem vom Sturme zerzausten Gerippe eines Regenschirmes, das rasch links zwischen den Bergtälern versank.

„Aus," sagte der Leutnant mit einem Seufzer, „schade, das hätten wir auch machen können."

Hoch oben im hellen Äther schwebte das japanische Luftschiff, beschrieb eine Kurve nach links, ging gerade aus, schien plötzlich vom steigenden Lichte des Morgens aufgesogen zu sein, erschien wieder als ein grauer Punkt auf dem hellblauen Himmel, ging nach rechts hinüber, wurde wieder größer, kam näher und steuerte dann zurück nach den Blauen Bergen. Dann begann dort drüben rechts der Geschützkampf.

* * *

Der Sturm auf Hilgard, das Zentrum der japanischen Stellung im weiten Talkessel der Blauen Berge, war mißglückt, zwei Regimenter waren an den Drahtverhauen vor dem Städtchen verblutet, dann war alles aus. Bevor man den Sturm von neuem wagte, galt es durch Umgehungsbewegungen auf beiden Flanken die feindlichen Positionen zu erschüttern. Zwei Tage lang tobte der Artilleriekampf, dann gewann die Division Longworth auf unserem rechten Flügel langsam an Boden. Und als die Sonne des 14. August hinter den Blauen Bergen versank, konnte man mit dem Erfolge des Tages zufrieden sein. Es war gelungen, nach schwerer Blutarbeit dem Feinde mehrere wichtige Stellungen an den Gebirgsabhängen zu entreißen.

Gegen Abend wurden sechs weitere Batterien in die eroberten Positionen vorgeschoben, von denen aus sie versuchen sollten, sich am andern Morgen gegen den linken Flügel des japanischen Zentrums vorzuarbeiten. Die telephonischen Meldungen von der Front ins Hauptquartier ließen erkennen, daß die auf die Paßhöhe in der Richtung nach Walla Walla führende Straße vom Feinde frei sei, so daß man auf ihr am Abend die Munitionstransporte heranführen konnte, um die arg zusammengeschmolzenen Vorräte der Artillerie für den Entscheidungskampf am nächsten Tage zu ergänzen.

Zu derselben Stunde, da die Zeitungen im ganzen Osten der Bevölkerung diesen ersten Erfolg der amerikanischen Waffen verkündeten, erhielt Leutnant Esher von General Longworth den Auftrag, dem Kommandierenden der zehnten Brigade, die hier auf dem rechten Flügel vor der Paßhöhe des Gebirges stand, die Befehle für den folgenden Tag zu überbringen. Um ganz sicher zu gehen, wählte General Longworth die mündliche Befehlsübermittelung und gab nur die Anweisung, daß die Empfangsbestätigung von jedem Truppenteil durch den Feldtelegraphen oder das Telephon ins Hauptquartier zu melden sei.

Leutnant Esher überholte mit seinem Motorrad unterwegs eine endlose Munitionskolonne. Er konnte nur langsam vorwärts kommen, da Krankenwagen und die zahllosen Fuhrwerke, die schon die provisorischen Feldlazarette nach rückwärts zu entleeren begannen, ständig die Straße verstopften. Dann war der Weg wieder frei.

Laut ratterte der Motor durch die nächtliche Stille ringsum, die nur selten durch das lang hinhallende Echo eines Schusses unterbrochen wurde. Hier und da wurde der einsame Fahrer von Posten an der Straße angerufen, er gab die Parole und töfferte weiter.

Der Leutnant hatte durch Fragen festgestellt, daß er den General Lawrence am schnellsten auf einem schmalen Gebirgspfade erreichen würde, der jetzt links von der wieder durch Transporte völlig unpassierbar gewordenen Straße abbog. Es war eine gefährliche Fahrt, jeden Augenblick konnte das Motorrad auf ein unvorhergesehenes Hindernis stoßen, und der dunkle Abgrund zur Rechten, in den die von den Radreifen beiseite geschleuderten Gesteinstrümmer polternd hinabrollten, konnte bei jeder Biegung des Weges verderblich werden.

Leutnant Esher stieg deshalb ab und führte sein Rad. An einer Waldecke studierte er beim Schein seiner elektrischen Taschenlampe die Karte, da erfolgte dicht über ihm ein Anruf, er verstand ihn nicht, gab die Parole, ein paar Schüsse blitzten in nächster Nähe auf — und als Leutnant Esher wieder zu sich kam, sah er über sich gebeugt das Gesicht eines japanischen Militärarztes.

Er hatte das unbestimmte Gefühl, durch eine Felswüste transportiert worden zu sein, und als er sich mühsam die Vorgänge der letzten Stunden ins Gedächtnis rief, konnte er nicht mehr zweifeln, daß er, wahrscheinlich vom Wege abgeraten, dem Feinde in die Arme gelaufen sein mußte.

Er versuchte den Kopf zu heben, um sich über seine Umgebung zu vergewissern, doch er vermochte es nicht. Ein durchdringender Schmerz in der Schulter zwang ihn wieder auf das Lager. An den Geräuschen rings umher konnte er jedoch erkennen, daß er sich jedenfalls in einer japanischen Vorpostenstellung befand. Der Militärarzt wechselte einige Worte mit einem Offizier, der an das Lager des Verwundeten herangetreten war. Sie sprachen japanisch und Esher konnte nichts verstehen.

„Bin ich verwundet?“ fragte er dann den Sanitätssoldaten, der neben seinem Lager hockte.

Der wies mit einer Gebärde auf den Militärarzt. „Es wird wieder gut werden, Herr Leutnant,“ sagte dieser.

„Wo bin ich verwundet?“

„Das rechte Schlüsselbein getroffen,“ antwortete der Arzt und blieb dann in der Nähe Eshers auf einem Steine sitzen. Viel Arbeit schien der Arzt bei diesem Truppenteil nicht zu haben.

Der stechende Schmerz in der rechten Schulter übertäubte einige Minuten die Gedanken des Verwundeten, dann kehrten sie wieder zurück zu der Ordre für die Brigade Lawrence. Gott sei Dank, daß er nichts Schriftliches mit sich führte, dem Feind war nur ein demoliertes Motorrad und der zerschossene Körper eines gleichgültigen Offiziers in die Hände gefallen. Sicher würde man beim Divisionsstabe bald durch telephonische Nachfrage erfahren, daß der Befehl bei General Lawrence nicht eingetroffen sei, und konnte ihn dann wiederholen.

Esher drehte mühsam den Kopf zur Seite und sah den japanischen Offizier die soeben von einem Meldereiter überbrachte Ordre beim Scheine einer Radfahrerlaterne für sich kopieren.

Wie in Erz gehauen saß der Reiter auf seinem kleinen Pferde, das sehr ermattet schien und keuchend atmete.

Da plötzlich wuchsen dem japanischen Kavalleristen riesenhafte Fledermausflügel, die sich immer weiter ausspannten und den ganzen Nachthimmel überwölbten. Wie ein wüstes Fabelwesen aus der unheimlichen Phantasie eines Doré geboren, erschien diese gespenstische Gestalt wie ein Racheengel der Apokalypse.

Dann schrumpfte der Reiter wieder zusammen und hüpfte wie ein gaukelndes Äffchen auf dem Rücken seines Pferdes.

Der Verwundete wischte sich mit der rechten Hand über die Augen. Was war denn das? Wachte er oder träumte er?

„Wasser", bat er den Sanitätssoldaten, der gab ihm einen Blechbecher. Jetzt saß da oben wieder ein richtiger japanischer Kavallerist, und der Offizier schrieb weiter. Da wurde der Arm des Offiziers immer länger und länger und schrieb mit einem feurigen Griffel an die Himmelswölbung:

„Die zehnte Brigade des Generals Lawrence hat am 15. August wenn kein japanischer Angriff erfolgt, nur die bisherigen Stellungen zu halten, bis erst der Angriff unseres Zentrums . . ."

Herrgott, was war denn das? Ja richtig, so hatte es auf dem Papier gestanden, seine Meldung, der Befehl für die zehnte Brigade. Genau mit denselben Schriftzügen. Mit glühenden Lettern hatte er sich Zeile für Zeile, Wort für Wort ins Gedächtnis geprägt.

Der Verwundete versuchte sich aufzurichten, vergebens. Der Leutnant drüben schrieb weiter, und der japanische Reiter hielt daneben. Das Pferd schlug sich mit dem Schweif die Flanken.

Mit würgender Angst überkam es den Leutnant: Das war der Beginn des Wundfiebers. Wenn das so weiter ging, wenn er anfing zu phantasieren, dann konnten seine Worte den Befehl für die Brigade Lawrence dem Feinde verraten.

Und er sah Tausende von Japanern um sich mit hochgereckten Hälsen seinen Worten lauschen, und über den Kamm des Gebirges kamen neue Scharen heran, wie ein wimmelnder Ameisenzug, und alle wollten von ihm hören, was in seinem schmerzenden Kopfe für Geheimnisse wohnten, und der Offizier schwang sein Taschenbuch wie eine wallende Fahne über seinem Kopf. Dann faßte der Militärarzt den Leutnant, und Arm in *Arm hüpften sie* auf und ab . . . auf und ab.

Um Gottes willen, das war schon das Wundfieber.

Leutnant Esher dachte an daheim. Er sah sein Häuschen in der 48. Straße. Er kam vom Dienste nach Hause, er schritt durch den Garten, er hängte seinen Mantel an den Haken, öffnete die Tür, seine junge Gattin begrüßte ihn, sie nickte ihm zu . . . Eveline . . . stöhnte der Leutnant, dann dachte er an Gott.

Dann wieder der schreibende Offizier, der Kavallerist auf seinem Pferde und der schwarze Nachthimmel, auf dem die Sterne wie silberne Mücken tanzten. Mit aller Willenskraft erhob sich der Verwundete. Erschreckt fuhr der japanische Sanitätssoldat aus dem Halbschlummer, er sah seine Mehrladepistole in den Händen des Amerikaners.

Aber schon war es zu spät, ein Schuß krachte, und mit zerschmettertem Schädel sank Leutnant Esher zurück auf den harten Felsboden.

Es war ein Held, der so starb, und es war eine harte Zeit, die Männer mit eisernen Herzen brauchte.

* * *

Gegenüber Hilgard, dem Zentrum der feindlichen Stellung in den Blauen Bergen, hatte man Schützengräben ausgehoben. Das 28. Milizregiment hatte sie in der Nacht zum 14. August schon besetzt. Der Feind schien nichts davon gemerkt zu haben, da das Regiment am 14. in den Kampf nicht eingriff. Am 14. abends wurde auch das 32. Regiment in diese Stellung vorgeschoben, während von drüben her das bleiche Licht der Scheinwerfer suchend über das Gelände glitt und an den Abhängen der Berge hinstrich, die Posten, die in gedeckter Stellung nach dem Feinde auslugten, mit seinen blinkenden Strahlen blendend. Und traf die gleitende Lichtbahn irgendwo auf dunkle Schatten, die hastig davon sprangen, dann lohten drüben gelbrote Flammen auf, der Feuerblitz platzender Schrapnells zog flimmernde Streifen über den Nachthimmel und erhellte mit flackerndem Lichtschein die nächste Umgebung.

Unablässig zuckten in den metallenen Nervensträngen, die das Hauptquartier mit allen Feldwachen und Vorposten verbanden, die Gedanken und Befehle des einen Mannes, der diesen ganzen Apparat weit hinter der Front von einem kleinen Schulzimmer in

Baker City lenkte, in dem er die ihm so nötige Nachtruhe nur in kurzen Pausen genießen konnte.

Das 28. Milizregiment hatte in der Nacht zum 14. August gegenüber dem Städtchen Hilgard in dem harten Boden den Schützengraben mannstief ausgehoben. Jetzt war eine Pionierkompagnie dabei, den Graben zu erweitern und splittersichere Unterstände für die Truppen zu bauen, die womöglich schon am nächsten Abend aus dieser Stellung den Sturm auf Hilgard unternehmen sollten. Die Eindeckungen dieser Unterstände wurden durch dicke Bretter und Bohlen aus einer nahegelegenen Sägemühle hergestellt. Darüber streute man die ausgehobene Erde. Der Feind schien seine Aufmerksamkeit auf andere Stellen zu richten. Fortwährend kreuzten und schnitten sich drüben rechts die Lichtkegel der Scheinwerfer. Von dort, aus den Stellungen der Division Longworth, tönte nämlich ganz deutlich Musik herüber, ein flotter Marsch, der durch die Stille der Nacht mit seinen klaren vollen Tönen weit hinschallte.

Musik? Diejenigen, die ärgerlich über die Unvorsichtigkeit schimpften, angesichts des Feindes die Regimentskapelle spielen zu lassen, wußten ja nicht, daß jene Truppen, die dort in ihre Stellungen einrückten, heute schon einen Marsch von 40 (engl.) Meilen hinter sich hatten, und daß nur noch die nervenstählende Macht der Musik aus den apathisch vorwärts stolpernden Leuten eine letzte Zusammenraffung aller Kräfte herauspressen konnte.

Gin abody, meet abody
comin' thro' the rye

klangen die lustigen vier Vierteltakte der alten schottischen Weise hell und deutlich über das schweigende Schlachtfeld. Quiekend gellten die Pfeifen und dumpf rasten die Trommeln. Und oben über den dunklen Nachthimmel zogen die Lichtstrahlen der Scheinwerfer ihre ruhige Bahn.

Gin abody, meet abody
comin' thro' the rye . . .

In den Schützengräben des 28. Regimentes waren Schaufel und Hacke emsig an der Arbeit. Rasselnd flog die ausgehobene Erde und rollende Steinbrocken über die Brustwehr nach vorn, diese immer mehr verstärkend. Rastlos wühlten Pioniere und Infanteristen in der dunklen Höhlung durcheinander. Ein Bataillon,

das die Wache hatte, hielt Umschau nach dem Feinde zu, stets gewärtig, heranschleichende Gestalten plötzlich aus dem Dunkel auftauchen zu sehen.

„Hören Sie nichts, Herr Hauptmann?"

„Nein, wo?"

Ein seltsamer surrender Ton wie das Schnurren eines kleinen Dynamos war hörbar.

Ein leiser Pfiff, die Pioniere hielten in der Arbeit inne. Auf den Spaten gestützt, horchte man angestrengt. Seltsam, woher dieses fast unirdisch klingende Geräusch kam.

Da hörte man jemand irgendwo ganz laut sprechen, ein anderer antwortete. Oben in der Luft war's. Ein schwarzer Schatten strich über den Nachthimmel. „Ein Luftschiff!" rief einer im Schützengraben. Das surrende Schüttern der Luftschrauben eines Motorballons war deutlich vernehmbar. Baff baff . . . baff gingen ein paar Schüsse in die Luft.

„Stop the fire!" klang es befehlend von oben.

„Halt! Es ist unser eigener Ballon!"

„Nein, es ist ein japanischer!"

Baff . . . baff noch ein paar Gewehrschüsse. Hinten erwachte der grobe Baß eines Geschützes, und daneben kläffte das scharfe Bäng . . . Bäng . . . Bäng einer kleinen Ballonkanone in dem zweiten Schützengraben los. Ein heller Blitz oben in der Luft, ein rasselnder Splitterschlag von Metall kam herunter.

„Hol euch der Teufel! Ihr schießt ja auf uns!" brüllte Hauptmann Lange nach der Batterie hinüber.

„Feuer stoppen!" klang dort hastig ein Befehl. Hinten krachten noch ein paar Kanonenschüsse.

Da ein blendender heller Lichtschein von oben. Ein weißer Magnesiumstern tropfte langsam herunter, den ganzen Schützengraben in jähem Aufleuchten plötzlich erhellend. Über dem schwarzen Grabenrand sahen gespenstisch die Köpfe der Pioniere hervor. Dann erlosch das Licht. Das Auge, das vergebens die Dunkelheit wieder zu durchdringen suchte, sah nur flimmernde feuerrote Kreise. Drüben begannen die japanischen Batterien zu schießen. Das Luftschiff war verschwunden. War der unheimliche Nachtvogel Freund oder Feind gewesen?

* * *

sicherungsanstalt im großen Stil sei. Auch damals, als der mandschurische Krieg kam, waren die japanischen und russischen Armeen nichts weiter, als lebende Beispiele für die Lehrsätze der Doktrinäre, die an ihnen ihre Ideen von Absolutismus und Kulturfortschritt demonstrieren wollten. Der japanische Götzendienst bei uns daheim hatte ja vollständig alle Geister verwirrt. Keine Ahnung, daß dort drüben in Ostasien eine Welt aus den Nieten und Fugen zu gehen begann, die Jahrtausende in die Quadermassive des chinesischen Volkes und seiner japanischen Vormacht getrieben haben. Li Hung Tschangs ernste Mahnung: „Es ist töricht von Euch Weißen, daß Ihr uns aus unsrem Schlummer aufwecken wollt. Ihr werdet das bereuen, wenn wir einmal erwacht sind, und werdet dann den früheren Schlummer zurückwünschen,“ war für das alte Europa nichts weiter als ein Dinerwitz. Aber der Riese war längst erwacht, war durch Europa geweckt worden und reckte die Glieder, bevor man in der westlichen Halbinsel des asiatischen Kontinentes, den unsere Eigenliebe einen Erdteil nennt, noch davon eine Ahnung hatte. Was die gelbe Gefahr bedeutet, das ist ihnen drüben nun endlich aufgegangen, und hoffentlich hält diese Erkenntnis vor, bis die asiatische Gefahr einmal von der anderen Seite zu uns kommt. Nein, im allgemeinen interessiert sich das deutsche Volk nur für die Anekdotenschnitzel, die abfallen, wenn draußen um das Schicksal von Weltreichen gekämpft wird. Nur einmal war es anders.“

„Wann?“

„Damals, als der alte Krüger hilfesuchend und weinend durch Europa irrte. Damals waren die Deutschen mit dem Herzen dabei, weil es gegen England ging, und der seit Jahrzehnten angesammelte Haß plötzlich einen Ausweg suchte. Damals war die Sache auch gefährlich.“

„Gefährlich, warum?“

„Gefährlich, weil das Volk Hochachtung verlangt für seine Vivats wie für seine Pereats. Und weil damals die Spiele der Kinder auf den Straßen zeigten, wie tief das alles ging.“

„Der Kinder auf den Straßen? Sie scherzen, Herr Hauptmann!“

„Nein, Herr Generalmajor. Denken Sie stets daran: Wenn die Kinder auf den Straßen Krieg spielen, dann wird's bedenklich, dann geht die Leidenschaft tief, so tief, daß sie das Herz des Volkes berührt. Damals spielten sie Buren und Engländer und

dann spielten sie Deutsche und Engländer. Russen und Japaner haben sie nie gespielt."

„Sie mögen recht haben. Aber es wurde nicht gefährlich."

„Deshalb nicht, weil, als England mit dem Kriege fertig war und die Hände frei hatte, sich jene ganze Begeisterung, über die wir heute rückblickend vielleicht nachsichtig lächeln, bis zum letzten Rest ausgetobt hatte. Jene leidenschaftliche Episode in unserm politischen Leben hat uns aber vor einem Kriege mit England bewahrt."

„Und was spielen die deutschen Kinder jetzt?"

„Ich weiß es nicht, ich bin am 15. Mai abgereist. Vielleicht Deutsche und Japaner . . ."

* * *

Als um 5 Uhr morgens die Posten abgelöst wurden, fiel einem Unteroffizier eine handgroße seltsam geformte helle Wolke auf, die wie ein Punkt über den vom ersten fahlen Morgendämmern erhellten Bergen im Westen hing.

„Sicher ein Luftschiff!" meinte einer.

„Ja, sicher! Es bewegt sich," sagte der Unteroffizier und befahl Hauptmann Lange zu wecken.

Der Hauptmann, der sich mit dem Ohr am Telephon zum Schlafen niedergelegt hatte, fuhr auf und besann sich einen Moment, woher die Stimme aus der Erde käme: „Ein japanisches Luftschiff ist über dem Gebirge sichtbar." Dann auf! Durchs Glas gesehen! Richtig, ein Luftschiff!

Der helle Körper des Fahrzeuges schwebte ganz oben, wie eine kleine silbergraue Röhre über den Bergen am mattblauen Himmel.

„Geben Sie schnell die Nachricht weiter!" rief der Hauptmann dem Telephonisten zu. Rings umher wurde es lebendig.

„Was werden wir tun?" sagte ein Leutnant. „Schießen hat keinen Sinn; wenn das Ding erst heran ist, schießen wir auf unsere eigenen Leute."

Langsam kam das Luftschiff näher. Jetzt stand es über der amerikanischen Vorpostenlinie.

„Es sieht unsere ganzen Vorpostenstellungen!" sagte der Hauptmann, „es sieht von oben unseren ganzen Aufmarsch."

Bums! ging rechts da vorne ein Schuß in die Luft.

Ja, schießt nur.

Ein paar hundert Yards unterhalb des Luftschiffes blitzte ein helles Flämmchen in der Luft auf. Die Dampfwolke eines Schrapnellschusses hing einen Moment wie ein weißer Wattebausch in der Luft und zerstob dann.

Bums! schoß es noch einmal.

„Mit Schrapnells kriegen sie ihn nicht," sagte der Leutnant, „wenn wir nicht mit derselben Waffe gegen ihn fechten, ist es umsonst."

„Wir haben neukonstruierte Schrapnells," sagte der Hauptmann, „deren Bleikugeln mit Spiraldrähten verbunden sind. Wenn sie treffen, reißen sie die Ballonhülle auf."

Jetzt knallten zwei Schüsse auf einmal.

„Das scheinen die Ballongeschütze zu sein," sagte der Leutnant.

Weit unterhalb des Luftschiffes schwebten die Traubenwolken zweier Schrapnellschüsse.

„Wahrhaftig sie bringen dahinten unser Motorluftschiff hoch," rief der Hauptmann, „das einzig vernünftige, was wir tun können." Er wies weit nach hinten, wo gelb und groß ein Motorballon wie eine Luftblase emporschwebte.

Er stieg sehr rasch in schräger Richtung auf und steuerte dann, mehrere unsichere Kurven beschreibend, in der Richtung des feindlichen Fahrzeuges. Das begann ebenfalls zu steigen.

Hunderttausende von Augen verfolgten die beiden kleinen gelben Punkte dort oben in der klaren Luft des Frühmorgens, während die Gebirgsränder drüben rosafarben aufzuleuchten begannen. Das japanische Fahrzeug befand sich jetzt seitwärts der Stellung des 28. Regiments. Da löste sich von ihm ein winziger schwarzer Punkt los, der mit zunehmender Geschwindigkeit sank und im Fallen immer größer wurde. Jetzt war deutlich ein dunkler Gegenstand erkennbar, der in sausender Geschwindigkeit herabkam. Als er die Erde erreichte, schoß ein roter Feuerstrahl empor. Gewaltige Dampfwolken folgten, die dunkle Gegenstände mit emporwirbelten, und die fernen Berge gaben einen langhallenden Donner zurück, der langsam in den Schluchten nachgrollend erstarb.

„Eine Wurfmine," sagte der Hauptmann, „sie scheint Schaden angerichtet zu haben."

Jetzt stieß das amerikanische Luftschiff eine kleine weiße puffende Rauchwolke aus. Zehn Sekunden später platzte irgendwo an einer Felswand ein Sprengkörper.

„Wenn das so weiter geht," sagte der Leutnant, „beschießen wir unsere eigenen Stellungen von oben, ohne etwas zu erreichen."

„Der Japaner steigt," rief jemand, und wieder verfolgten alle mit ihren Gläsern den Weg beider Fahrzeuge.

Der Japaner stieg und der Amerikaner stieg.

„Jetzt gibt er alles von Bord, was er an Sprengkörpern hat," rief der Hauptmann. Eine Reihe schwebender Punkte kam von oben, und wieder krachte der Donner mehrerer schnell auf einander folgender Explosionen.

Der Japaner stieg rapid, jetzt kreuzte er den Weg des Amerikaners etwa zweihundert Yards über ihm.

Da lohte die gelbe Ballonhülle des Amerikaners in heller Flamme auf, verlor ihre Gestalt, schrumpfte ein und was herunter kam, glich dem vom Sturme zerzausten Gerippe eines Regenschirmes, das rasch links zwischen den Bergtälern versank.

„Aus," sagte der Leutnant mit einem Seufzer, „schade, das hätten wir auch machen können."

Hoch oben im hellen Äther schwebte das japanische Luftschiff, beschrieb eine Kurve nach links, ging gerade aus, schien plötzlich vom steigenden Lichte des Morgens aufgesogen zu sein, erschien wieder als ein grauer Punkt auf dem hellblauen Himmel, ging nach rechts hinüber, wurde wieder größer, kam näher und steuerte dann zurück nach den Blauen Bergen. Dann begann dort drüben rechts der Geschützkampf.

* * *

Der Sturm auf Hilgard, das Zentrum der japanischen Stellung im weiten Talkessel der Blauen Berge, war mißglückt, zwei Regimenter waren an den Drahtverhauen vor dem Städtchen verblutet, dann war alles aus. Bevor man den Sturm von neuem wagte, galt es durch Umgehungsbewegungen auf beiden Flanken die feindlichen Positionen zu erschüttern. Zwei Tage lang tobte der Artilleriekampf, dann gewann die Division Longworth auf unserem rechten Flügel langsam an Boden. Und als die Sonne des 14. August hinter den Blauen Bergen versank, konnte man mit dem Erfolge des Tages zufrieden sein. Es war gelungen, nach schwerer Blutarbeit dem Feinde mehrere wichtige Stellungen an den Gebirgsabhängen zu entreißen.

Gegen Abend wurden sechs weitere Batterien in die eroberten Positionen vorgeschoben, von denen aus sie versuchen sollten, sich am andern Morgen gegen den linken Flügel des japanischen Zentrums vorzuarbeiten. Die telephonischen Meldungen von der Front ins Hauptquartier ließen erkennen, daß die auf die Paßhöhe in der Richtung nach Walla Walla führende Straße vom Feinde frei sei, so daß man auf ihr am Abend die Munitionstransporte heranführen konnte, um die arg zusammengeschmolzenen Vorräte der Artillerie für den Entscheidungskampf am nächsten Tage zu ergänzen.

Zu derselben Stunde, da die Zeitungen im ganzen Osten der Bevölkerung diesen ersten Erfolg der amerikanischen Waffen verkündeten, erhielt Leutnant Esher von General Longworth den Auftrag, dem Kommandierenden der zehnten Brigade, die hier auf dem rechten Flügel vor der Paßhöhe des Gebirges stand, die Befehle für den folgenden Tag zu überbringen. Um ganz sicher zu gehen, wählte General Longworth die mündliche Befehlsübermittelung und gab nur die Anweisung, daß die Empfangsbestätigung von jedem Truppenteil durch den Feldtelegraphen oder das Telephon ins Hauptquartier zu melden sei.

Leutnant Esher überholte mit seinem Motorrad unterwegs eine endlose Munitionskolonne. Er konnte nur langsam vorwärts kommen, da Krankenwagen und die zahllosen Fuhrwerke, die schon die provisorischen Feldlazarette nach rückwärts zu entleeren begannen, ständig die Straße verstopften. Dann war der Weg wieder frei.

Laut ratterte der Motor durch die nächtliche Stille ringsum, die nur selten durch das lang hinhallende Echo eines Schusses unterbrochen wurde. Hier und da wurde der einsame Fahrer von Posten an der Straße angerufen, er gab die Parole und töfferte weiter.

Der Leutnant hatte durch Fragen festgestellt, daß er den General Lawrence am schnellsten auf einem schmalen Gebirgspfade erreichen würde, der jetzt links von der wieder durch Transporte völlig unpassierbar gewordenen Straße abbog. Es war eine gefährliche Fahrt, jeden Augenblick konnte das Motorrad auf ein unvorhergesehenes Hindernis stoßen, und der dunkle Abgrund zur Rechten, in den die von den Radreifen beiseite geschleuderten Gesteinstrümmer polternd hinabrollten, konnte bei jeder Biegung des Weges verderblich werden.

Leutnant Esher stieg deshalb ab und führte sein Rad. An einer Waldecke studierte er beim Schein seiner elektrischen Taschenlampe die Karte, da erfolgte dicht über ihm ein Anruf, er verstand ihn nicht, gab die Parole, ein paar Schüsse blitzten in nächster Nähe auf — und als Leutnant Esher wieder zu sich kam, sah er über sich gebeugt das Gesicht eines japanischen Militärarztes.

Er hatte das unbestimmte Gefühl, durch eine Felswüste transportiert worden zu sein, und als er sich mühsam die Vorgänge der letzten Stunden ins Gedächtnis rief, konnte er nicht mehr zweifeln, daß er, wahrscheinlich vom Wege abgeraten, dem Feinde in die Arme gelaufen sein mußte.

Er versuchte den Kopf zu heben, um sich über seine Umgebung zu vergewissern, doch er vermochte es nicht. Ein durchdringender Schmerz in der Schulter zwang ihn wieder auf das Lager. An den Geräuschen rings umher konnte er jedoch erkennen, daß er sich jedenfalls in einer japanischen Vorpostenstellung befand. Der Militärarzt wechselte einige Worte mit einem Offizier, der an das Lager des Verwundeten herangetreten war. Sie sprachen japanisch und Esher konnte nichts verstehen.

„Bin ich verwundet?" fragte er dann den Sanitätssoldaten, der neben seinem Lager hockte.

Der wies mit einer Gebärde auf den Militärarzt. „Es wird wieder gut werden, Herr Leutnant," sagte dieser.

„Wo bin ich verwundet?"

„Das rechte Schlüsselbein getroffen," antwortete der Arzt und blieb dann in der Nähe Eshers auf einem Steine sitzen. Viel Arbeit schien der Arzt bei diesem Truppenteil nicht zu haben.

Der stechende Schmerz in der rechten Schulter übertäubte einige Minuten die Gedanken des Verwundeten, dann kehrten sie wieder zurück zu der Ordre für die Brigade Lawrence. Gott sei Dank, daß er nichts Schriftliches mit sich führte, dem Feind war nur ein demoliertes Motorrad und der zerschossene Körper eines gleichgültigen Offiziers in die Hände gefallen. Sicher würde man beim Divisionsstabe bald durch telephonische Nachfrage erfahren, daß der Befehl bei General Lawrence nicht eingetroffen sei, und konnte ihn dann wiederholen.

Esher drehte mühsam den Kopf zur Seite und sah den japanischen Offizier die soeben von einem Meldereiter überbrachte Ordre beim Scheine einer Radfahrerlaterne für sich kopieren.

Wie in Erz gehauen saß der Reiter auf seinem kleinen Pferde, das sehr ermattet schien und keuchend atmete.

Da plötzlich wuchsen dem japanischen Kavalleristen riesenhafte Fledermausflügel, die sich immer weiter ausspannten und den ganzen Nachthimmel überwölbten. Wie ein wüstes Fabelwesen aus der unheimlichen Phantasie eines Doré geboren, erschien diese gespenstische Gestalt wie ein Racheengel der Apokalypse.

Dann schrumpfte der Reiter wieder zusammen und hüpfte wie ein gaukelndes Äffchen auf dem Rücken seines Pferdes.

Der Verwundete wischte sich mit der rechten Hand über die Augen. Was war denn das? Wachte er oder träumte er?

„Wasser“, bat er den Sanitätssoldaten, der gab ihm einen Blechbecher. Jetzt saß da oben wieder ein richtiger japanischer Kavallerist, und der Offizier schrieb weiter. Da wurde der Arm des Offiziers immer länger und länger und schrieb mit einem feurigen Griffel an die Himmelswölbung:

„Die zehnte Brigade des Generals Lawrence hat am 15. August wenn kein japanischer Angriff erfolgt, nur die bisherigen Stellungen zu halten, bis erst der Angriff unseres Zentrums . . .“

Herrgott, was war denn das? Ja richtig, so hatte es auf dem Papier gestanden, seine Meldung, der Befehl für die zehnte Brigade. Genau mit denselben Schriftzügen. Mit glühenden Lettern hatte er sich Zeile für Zeile, Wort für Wort ins Gedächtnis geprägt.

Der Verwundete versuchte sich aufzurichten, vergebens. Der Leutnant drüben schrieb weiter, und der japanische Reiter hielt daneben. Das Pferd schlug sich mit dem Schweif die Flanken.

Mit würgender Angst überkam es den Leutnant: Das war der Beginn des Wundfiebers. Wenn das so weiter ging, wenn er anfing zu phantasieren, dann konnten seine Worte den Befehl für die Brigade Lawrence dem Feinde verraten.

Und er sah Tausende von Japanern um sich mit hochgereckten Hälsen seinen Worten lauschen, und über den Kamm des Gebirges kamen neue Scharen heran, wie ein wimmelnder Ameisenzug, und alle wollten von ihm hören, was in seinem schmerzenden Kopfe für Geheimnisse wohnten, und der Offizier schwang sein Taschenbuch wie eine wallende Fahne über seinem Kopf. Dann faßte der Militärarzt den Leutnant, und Arm in Arm hüpften sie auf und ab . . . auf und ab.

Um Gottes willen, das war schon das Wundfieber.

Leutnant Esher dachte an daheim. Er sah sein Häuschen in der 48. Straße. Er kam vom Dienste nach Hause, er schritt durch den Garten, er hängte seinen Mantel an den Haken, öffnete die Tür, seine junge Gattin begrüßte ihn, sie nickte ihm zu . . . Eveline . . . stöhnte der Leutnant, dann dachte er an Gott.

Dann wieder der schreibende Offizier, der Kavallerist auf seinem Pferde und der schwarze Nachthimmel, auf dem die Sterne wie silberne Mücken tanzten. Mit aller Willenskraft erhob sich der Verwundete. Erschreckt fuhr der japanische Sanitätssoldat aus dem Halbschlummer, er sah seine Mehrladepistole in den Händen des Amerikaners.

Aber schon war es zu spät, ein Schuß krachte, und mit zerschmettertem Schädel sank Leutnant Esher zurück auf den harten Felsboden.

Es war ein Held, der so starb, und es war eine harte Zeit, die Männer mit eisernen Herzen brauchte.

* * *

Gegenüber Hilgard, dem Zentrum der feindlichen Stellung in den Blauen Bergen, hatte man Schützengräben ausgehoben. Das 28. Milizregiment hatte sie in der Nacht zum 14. August schon besetzt. Der Feind schien nichts davon gemerkt zu haben, da das Regiment am 14. in den Kampf nicht eingriff. Am 14. abends wurde auch das 32. Regiment in diese Stellung vorgeschoben, während von drüben her das bleiche Licht der Scheinwerfer suchend über das Gelände glitt und an den Abhängen der Berge hinstrich, die Posten, die in gedeckter Stellung nach dem Feinde auslugten, mit seinen blinkenden Strahlen blendend. Und traf die gleitende Lichtbahn irgendwo auf dunkle Schatten, die hastig davon sprangen, dann lohten drüben gelbrote Flammen auf, der Feuerblitz platzender Schrapnells zog flimmernde Streifen über den Nachthimmel und erhellte mit flackerndem Lichtschein die nächste Umgebung.

Unablässig zuckten in den metallenen Nervensträngen, die das Hauptquartier mit allen Feldwachen und Vorposten verbanden, die Gedanken und Befehle des einen Mannes, der diesen ganzen Apparat weit hinter der Front von einem kleinen Schulzimmer in

Baker City lenkte, in dem er die ihm so nötige Nachtruhe nur in kurzen Pausen genießen konnte.

Das 28. Milizregiment hatte in der Nacht zum 14. August gegenüber dem Städtchen Hilgard in dem harten Boden den Schützengraben mannstief ausgehoben. Jetzt war eine Pionierkompagnie dabei, den Graben zu erweitern und splittersichere Unterstände für die Truppen zu bauen, die womöglich schon am nächsten Abend aus dieser Stellung den Sturm auf Hilgard unternehmen sollten. Die Eindeckungen dieser Unterstände wurden durch dicke Bretter und Bohlen aus einer nahegelegenen Sägemühle hergestellt. Darüber streute man die ausgehobene Erde. Der Feind schien seine Aufmerksamkeit auf andere Stellen zu richten. Fortwährend kreuzten und schnitten sich drüben rechts die Lichtkegel der Scheinwerfer. Von dort, aus den Stellungen der Division Longworth, tönte nämlich ganz deutlich Musik herüber, ein flotter Marsch, der durch die Stille der Nacht mit seinen klaren vollen Tönen weit hinschallte.

Musik? Diejenigen, die ärgerlich über die Unvorsichtigkeit schimpften, angesichts des Feindes die Regimentskapelle spielen zu lassen, wußten ja nicht, daß jene Truppen, die dort in ihre Stellungen einrückten, heute schon einen Marsch von 40 (engl.) Meilen hinter sich hatten, und daß nur noch die nervenstählende Macht der Musik aus den apathisch vorwärts stolpernden Leuten eine letzte Zusammenraffung aller Kräfte herauspressen konnte.

Gin abody, meet abody
comin' thro' the rye

klangen die lustigen vier Vierteltakte der alten schottischen Weise hell und deutlich über das schweigende Schlachtfeld. Quiekend gellten die Pfeifen und dumpf rasten die Trommeln. Und oben über den dunklen Nachthimmel zogen die Lichtstrahlen der Scheinwerfer ihre ruhige Bahn.

Gin abody, meet abody
comin' thro' the rye . . .

In den Schützengräben des 28. Regimentes waren Schaufel und Hacke emsig an der Arbeit. Rasselnd flog die ausgehobene Erde und rollende Steinbrocken über die Brustwehr nach vorn, diese immer mehr verstärkend. Rastlos wühlten Pioniere und Infanteristen in der dunklen Höhlung durcheinander. Ein Bataillon,

das die Wache hatte, hielt Umschau nach dem Feinde zu, stets gewärtig, heranschleichende Gestalten plötzlich aus dem Dunkel auftauchen zu sehen.

„Hören Sie nichts, Herr Hauptmann?“

„Nein, wo?“

Ein seltsamer surrender Ton wie das Schnurren eines kleinen Dynamos war hörbar.

Ein leiser Pfiff, die Pioniere hielten in der Arbeit inne. Auf den Spaten gestützt, horchte man angestrengt. Seltsam, woher dieses fast unirdisch klingende Geräusch kam.

Da hörte man jemand irgendwo ganz laut sprechen, ein anderer antwortete. Oben in der Luft war's. Ein schwarzer Schatten strich über den Nachthimmel. „Ein Luftschiff!“ rief einer im Schützengraben. Das surrende Schüttern der Luftschrauben eines Motorballons war deutlich vernehmbar. Baff baff . . . baff gingen ein paar Schüsse in die Luft.

„Stop the fire!“ klang es befehlend von oben.

„Halt! Es ist unser eigener Ballon!“

„Nein, es ist ein japanischer!“

Baff . . . baff noch ein paar Gewehrschüsse. Hinten erwachte der grobe Baß eines Geschützes, und daneben kläffte das scharfe Bäng . . . Bäng . . . Bäng einer kleinen Ballonkanone in dem zweiten Schützengraben los. Ein heller Blitz oben in der Luft, ein rasselnder Splitterschlag von Metall kam herunter.

„Hol euch der Teufel! Ihr schießt ja auf uns!“ brüllte Hauptmann Lange nach der Batterie hinüber.

„Feuer stoppen!“ klang dort hastig ein Befehl. Hinten krachten noch ein paar Kanonenschüsse.

Da ein blendender heller Lichtschein von oben. Ein weißer Magnesiumstern tropfte langsam herunter, den ganzen Schützengraben in jähem Aufleuchten plötzlich erhellend. Über dem schwarzen Grabenrand sahen gespenstisch die Köpfe der Pioniere hervor. Dann erlosch das Licht. Das Auge, das vergebens die Dunkelheit wieder zu durchdringen suchte, sah nur flimmernde feuerrote Kreise. Drüben begannen die japanischen Batterien zu schießen. Das Luftschiff war verschwunden. War der unheimliche Nachtvogel Freund oder Feind gewesen?

* * *

Das 28. und 32. Milizregiment sollten den Sturmangriff auf Hilgard eröffnen. Eigentlich hatte General Mac Arthur den Sturm am 15. August in der Morgendämmerung beabsichtigt, doch da noch eine Brigade der Division Wood zurück war, so mußte der Angriff um 24 Stunden auf den 16. August verschoben werden. Der 15. sollte dazu benutzt werden, die anscheinend schon erschütterte Stellung des Feindes noch einmal kräftig unter Artilleriefeuer zu nehmen. Mit dem grauenden Morgen begann auf amerikanischer Seite der Geschützkampf.

Während fast 60 amerikanische Geschütze Hilgard beschossen und ein unablässiger Hagel von Geschossen das Gelände rückwärts der Stadt überschüttete, während die über den Häusern schwebenden weißen Watteflöckchen der platzenden Schrapnells die Aussicht auf die blauen Berge fast verdeckten und die schwarzen Trichterwolken einschlagender Geschosse den Boden aufwühlten und eine eiserne Saat in die Furchen streuten, lagen das 28. und 32. Milizregiment, ohne einen Schuß zu tun, in den Gräben.

Der Kommandeur der 16. Brigade, zu der die beiden Regimenter gehörten, befand sich am Vormittag im ersten Schützengraben und beobachtete neben Oberst Katterfeld den Erfolg des Artilleriefeuers in Hilgard durch sein im Graben aufgestelltes Scherenfernrohr. Eben hatte ein Schrapnell die mit Kupfer gedeckte Spitze des Kirchturmes des Städtchens zerstört, in der sich ein japanischer Beobachtungsposten befunden hatte.

Wenn auch die amerikanischen Geschosse in Hilgard bereits tüchtig aufgeräumt hatten, so boten doch die Häusermauern gegen den Bleihagel der Schrapnells immerhin einen gewissen Schutz. Der Brigadier ließ daher aus dem Schützengraben nach der hinter dessen rechter Flanke stehenden Batterie durch Zuruf den Befehl weitergeben, mit Granaten die Häuser links und rechts der Straße, die nach Hilgard hineinführte, unter Feuer zu nehmen.

„Mit Granaten auf die Häuser links und rechts der Straße in Hilgard! . . . Mit Granaten links und rechts der Straße in Hilgard . . . Mit Granaten . . . Hilgard“ so verklang der von Mann zu Mann in der Höhlung des Schützengrabens weitergegebene Befehl an die Batterie im Tosen der Schlacht.

„. . . Granaten . . . Keine Granaten . . . Schrapnells . . . Batterie hat keine Granaten, hat nur Schrapnells,“ kam nach einer Weile die Antwort.

„Natürlich wieder keine Granaten, immer nur Schrapnells. Wie soll ich denn aber mit Schrapnells eine Stadt zusammenschießen!" murrte der Brigadier und ging in den splittersicheren Unterstand, wo sich das Telephon befand.

„Von Union aus sofort durch Transportautomobil zweihundert Granatschüsse an die achte Batterie vor Hilgard!" telephonierte der Brigadier . . . „Was, Union hat keine Granaten mehr? Die letzten an die Division Longworth abgegeben? . . . Ich brauche aber notwendig mindestens hundert Schüsse. Lassen Sie sie sofort mit dem Munitionsautomobil vom rechten Flügel zurückholen! . . . Auch kein Automobil mehr?"

Ein Wunder war's sicherlich, daß das Telephon bei all den kräftigen Segenswünschen, die der Brigadier hineinschrie, nicht vor Entsetzen alle und jede Geduld verlor.

Aber mit der von Union aus — dort endete die von Monida für den Transportdienst gebaute Feldbahn — gemeldeten Tatsache hatte es leider seine Richtigkeit. Genau so wie in fast allen europäischen Armeen war auch in der amerikanischen die Granatmunition für die Feldartillerie gegenüber den Schrapnells viel zu gering bemessen. Außerdem war die Mehrzahl der Munitionsautomobile schon verbraucht. Dem Vorteil größerer Schnelligkeit gegenüber wies das Automobil, sobald es in den Bereich des feindlichen Feuers geriet, einen bedenklichen Nachteil, den der allzugroßen Sichtbarkeit auf. Die hinter dem Automobil jäh aufjagenden Staubsegel ließen dessen Fahrrichtung sofort weithin erkennen, und da das Fahrzeug an die gebahnten Straßen gebunden war, so brauchte der Feind nur die Straße nach seiner Schußtafel unter energisches Feuer zu nehmen, und es war meist schnell um dieses moderne Beförderungsmittel geschehen. Die massenhaft am Wege liegenden zerstörten Kraftwagen bewiesen, daß die lebendige Zugkraft des Pferdes ihre Rolle in der modernen Schlacht durchaus noch nicht ausgespielt hatte.

Auch die Kommandostäbe und die Generäle selber verzichteten nach den ersten fatalen Erfahrungen in der feindlichen Feuerzone gern auf ihre Automobile. Nachts verrieten die glotzenden feurigen Augen das Automobil und tags das bekannte Staubdreieck. Kaum kam ein solcher Kraftwagen angetöffert, so schlugen links und rechts die feindlichen Geschosse ein. Deshalb stieg man lieber wieder zu Pferd, war damit nicht auf die gebahnten

Straßen angewiesen und bot dem Feinde immerhin ein geringeres Zielobjekt.

Gegen Mittag nahmen die vor Hilgard eingegrabenen japanischen Batterien den Schützengraben des 28. Regimentes unter Schrapnellfeuer. Oberst Katterfeld ließ daher die Hälfte seiner Leute in den splittersicheren Unterständen in Deckung gehen.

Das Heulen und Krachen der platzenden Schrapnells verfehlte natürlich nicht seine Wirkung auf die Nerven der hier zum ersten Male ins Feuer kommenden Truppen. Doch unschädlich prasselte der Bleiregen der Schrapnellkugeln auf die bretternen Deckungen hernieder, ohne sie durchschlagen zu können, und das gab den Leuten in ihren Erdhöhlen nach einer halben Stunde schon ein gewisses Gefühl der Geborgenheit wieder. Bis der Feind zu einer anderen Waffe griff, das wirkungslose Massenfeuer der Feldartillerie einstellte, sich mit Aufschlagszündern unter sorgsamer Feuerbeobachtung von dem Fesselballon hinter Hilgard aus auf die Deckungsstellungen hinter den Schützengräben eingabelte und dann die Bretterdächer mit Haubitzgranaten unter Feuer nahm.

Schon die ersten Treffer richteten furchtbare Verheerungen an. Im Rauch explodierender Schimosegranaten wirbelten die langen Bretter wie Streichhölzer in die Höhe, und grauenhaft war das Blutbad, wenn ein feindliches Geschoß mitten unter die dichtgedrängten Bewohner dieser unterirdischen Maulwurfsgänge einschlug. Zurück also in die Schützengräben! Der Feind hatte jedoch diesen Stellungswechsel von oben erkundet, und unablässig ließen jetzt die Zeitzünder der Schrapnells den Hagelschlag ihrer Bleifüllungen in die Schützengräben niedergehen, und die japanische Artillerie schoß so gut, daß die lange Linie der Schützengräben sich oben in der Luft durch eine gleichlaufende Linie blitzdurchzuckter, weißer Rauchwölkchen markierte. Jetzt gab es nichts mehr zu verbergen, und Oberst Katterfeld ließ sein Regiment nunmehr das Feuer auf Hilgard und die davor eingegrabene feindliche Artillerie eröffnen.

Hauptmann Lange lag mit der Nase im Erdwall des Grabens und beobachtete durch sein Görzglas die Wirkung des Feuers. Trotzdem dies nicht sein erster Feldzug war, hatte er Mühe genug gehabt, das würgende Unbehagen und das jedem Neuling im Kriege bekannte fatale Gefühl niederzukämpfen, als seien sämtliche feindlichen Gewehre und Geschützmündungen direkt auf ihn selber

gerichtet. Doch als die ersten Leute seiner Kompagnie fielen und ihm damit die Sorge erwuchs, für den Rücktransport der Verwundeten zu sorgen, hatte er seine Haltung wiedergefunden. Galt es doch auch, den Soldaten ein Beispiel der Kaltblütigkeit zu geben. Ruhig und umständlich zündete sich der Hauptmann eine Zigarette an. Doch wenn er auch scheinbar gleichmütig vor sich hinpaffte, die Zigarette wippte bedenklich zwischen seinen Lippen auf und nieder.

Da arbeitete der Freiwillige Singley, der Berichterstatter des „New York Herald“ doch mit noch größerer Seelenruhe. Er hatte ja schließlich auch schon fünf Gefechte hinter sich, bevor er die Erlaubnis zum Eintritt in die 7. Kompagnie erhalten hatte, um hier mit Bleistift und Kamera die Ereignisse der Schlacht für sein Blatt aufzunehmen.

Jetzt richtete er für seinen Kodak in der Brustwehr des Schützengrabens eine förmliche Bettung her und stellte, unter den Apparat gebückt, dessen Visier auf die sechs japanischen Geschütze links vor den Häusern von Hilgard ein, deren Standpunkt nur an der bei jedem Feuerblitz eines Schusses in die Höhe geblasenen Staubwolke zu erkennen war. Denn eben hatte er den durch die Schützenlinie von Mund zu Mund nach rechts an die achte Batterie weitergegebenen Befehl gehört, jene Geschütze mit einigen Lagen Schrapnells zuzudecken. Ein paar Minuten mochten bis dahin noch vergehen. Singley zog sein Notizbuch und überblickte das Resultat der letzten Stunde:

No. 843 japanische Granate durchschlägt eine Bretterdeckung,
No. 844 Schützengraben wird von neuem besetzt,
No. 845 Hauptmann Lange raucht im feindlichen Feuer,
No. 846 japanische Schrapnells bezeichnen in der Luft die Linie des Schützengrabens.

Singley legte sein Notizbuch neben sich und kroch wieder unter seinen Kodak, sorgsam das Objektiv auf die Batterie drüben einstellend. Jetzt! Ein Feuerblitz zuckte vor dem zweiten Geschütz auf, und ein schwarzer Rauchtrichter schoß empor. Knips!

„No. 847: Japanische Batterie vor Hilgard unter Feuer genommen.“

Singley wechselte in seinem Apparat die volle Filmrolle aus, setzte eine neue ein und suchte dann nach einem weiteren Objekt für seine Kamera.

Er nahm seine Mütze ab und blickte vorsichtig über den Rand des Schützengrabens. War es eine Täuschung? Er sah einen kleinen schwarzen Punkt gerade auf sich zufliegen, „Granate“ durchzuckte es seine Gedanken, und blitzschnell warf er sich platt auf den Boden des Schützengrabens.

Wwuuii—wutt fuhr das schwere Geschoß in die Rückwand des Grabens. „Aufschlagzünder!“ rief Hauptmann Lange, „niederwerfen!“

Eine furchtbare Detonation erschütterte die Luft, Sand und Steine wirbelten umher, und die erstickenden Pulvergase benahmen allen den Atem, bis man sich in der Staub- und Rauchwolke allmählich wieder erkannte, froh sich unverletzt zu finden.

„Herr Hauptmann!“ erklang da eine schwache Stimme unten aus dem Graben, „Herr Hauptmann Lange, ich bin verwundet.“

Der Hauptmann bückte sich und half dem Berichterstatter, der vollständig mit Erde überschüttet war, aus seinem Grabe heraus.

„Meine Beine,“ stöhnte Singley. Zwei Soldaten faßten an und lehnten den Berichterstatter mit dem Rücken gegen die Erdböschung. Beide Unterschenkel waren Singley durch ein großes Sprengstück zerschmettert.

„Herr Hauptmann Lange, einen letzten Dienst, bitte!“

„Singley, was wollen Sie denn?“

„Hier, nehmen Sie meinen Apparat!“

Singley richtete an der Einstellung „Hier mit $^1/_{20}$ Sekunde. Bitte, Herr Hauptmann, richten Sie den Apparat direkt auf mich und ruhig abdrücken . . . So, ich danke schön. Nun lassen Sie mich fortschaffen!“

Bevor die Leute kamen, schrieb Singley noch in seine Liste:

„No. 848 Berichterstatter Singley von einer feindlichen Granate tödlich verwundet. Hail Columbia!“

Dann klappte er sein Notizbuch zu, steckte es in seine Brusttasche, und fünf Minuten später wurde er von zwei Sanitätssoldaten bis zu dem nächsten Verbandsplatz geschleift, von wo er abends ins Lazarett überführt wurde.

Acht Tage darauf prangte im „New York Herald“ Hauptmann Langes Aufnahme des Berichterstatters als Schlußstück der journalistischen Laufbahn Singleys. Auch ein Held auf seine Art. Im Lazarett von Salubria war er gestorben.

Er konnte sich rühmen, den Krieg nach Hause geschickt zu haben.

Oder war das nicht der Krieg? Waren die schwarzen Schatten auf der photographischen Platte doch nichts weiter als das, was von einer Blume übrig bleibt, wenn sie der Botaniker als ein welkes Nichts zwischen die Blätter seiner Sammlung einreiht? Viel mehr jedenfalls nicht.

Nein, das war nicht der Krieg. Irgend ein platzendes — lautlos platzendes Artilleriegeschoß, eine auseinanderstiebende Kompagnie, das ist nicht der Krieg.

Tausend platzende Geschosse, das heulende Sausen, das nie aufhörende nervenzermarternde Brummen und Rauschen in der Luft, das helle Krachen zerreißenden Eisens überall, das ist der Krieg. Und dabei das hoffnungslose Gefühl, daß das alles nie, nie wieder aufhören wird, daß das immer so weitergeht bis dahin, wo die Gedanken in irgend etwas Gräßlichem, Grauem, Unfaßbarem, Zusammenschlagendem verdämmern. Diese hüpfenden puffenden Staubwölkchen überall auf der Erde, einschlagende Infanteriegeschosse, die zu kurz gehen, und von denen jedes, jedes . . . Dieses scheußliche scharfe Singen wie von Mückenschwärmen Sssst, Sssst, das unwirsche Sumsen wie von zornigen Hornissen, die mit dem Kopf gegen eine Fensterscheibe rennen. Klapp! Das traf einen Stein. Baff! Zwei Zoll näher, dann . . . „Ruhig zielen, langsam feuern!“ ruft der Leutnant mit trockener rostiger Stimme. Man zielt ruhig, man feuert langsam, man muß wieder laden. Sssst . . . Und man bekommt eine Wut, eine so unbändig rasende Wut, daß man immer langsam feuern und ruhig zielen muß. Und das ganze Feld vor dem Schützengraben ist mit glitzernden Infanteriegeschossen bedeckt, auf denen das Sonnenlicht blinkert. Ob das wohl jemals aufhört? Nie hört das auf. Hundert Stunden hat so ein Tag. Zweihundert. Und wenn jeder für sich allein wäre, dann fiele es natürlich keinem ein, hier über den Rand des Grabens zu schießen. Dann säßen sicherlich alle unten im Graben. Aber, da man nicht allein ist, geht das nicht. Ob beim Feinde denn nicht einmal die Munition alle wird? Immer schießt er.

Dieser gräßliche Durst. Die Kehle glüht, der Hals glüht, die Zähne werden stumpf und knirschen mit den Sandkörnern, die einem ins Gesicht spritzen, wenn ganz dicht eine kleine freche Staubwolke aufhüpft. Sssst. Singe singe singe machen die Mücken. Unablässig brummen die Bienen. Diese Himmelhunde da

drüben, diese Kerle, diese . . . Singe singe singe. Nie hört das auf, nie. Da rechts macht einer einen Witz, einige Soldaten lachen. „Ruhig zielen, langsam feuern!“ mahnt der Leutnant. Und dabei nichts im Magen, gar nichts. Nicht das geringste. Als heute morgen der Feldküchenwagen kam, schlug hinten in den Verbindungsweg eine Granate ein, aus war's mit dem Küchenwagen. Wie lange ist das schon her! Und die Bienen summen. Batsch! Den Sergeanten hat's. Mitten in die Stirn. Hört denn das nie auf? Nie? Man kaut auf Sand, atmet Sand und glühende dörrende Hitze. Wie Feuer geht es durch die Eingeweide. Und dann dieses gemeine fade Gefühl, diese ekle Flauheit im Magen, wenn man hinter sich die Sanitätsleute herumkriechen fühlt, wie sie wieder einen wegschleppen. Wie gräßlich sieht er aus. Wie schreit er. Man ärgert sich über ihn, wie kann man nur so schreien! So ein Kerl! „Ruhig zielen, langsam feuern!“ mahnt der Leutnant. Hüpfende puffende Staubwölkchen. Sand im Munde, Feuer in den Eingeweiden. Immer an Wasser denken, schönes klares eiskaltes Quellwasser, unendlich viel Wasser, Ströme von Wasser . . . heulendes glühendes Toben und Krachen in der Luft, rasselnder Splitterschlag von oben, bohrende Schmerzen im Hirn und wühlendes Ekelgefühl im Magen und Singe singe singe Sssst Sssst . . . Singe Singe Singe . . .

D a s i s t d e r K r i e g, nicht die Bilder, die sie zu Hause beglotzen all die Menschen, die es gut haben, die Wasser haben, viel Wasser, und die hingehen können, wohin sie wollen, die nicht bleiben müssen, wo die Mücken summen Singe singe singe . . .

Oberst Katterfeld kniete am Boden des Schützengrabens und betrachtete die Karte von Hilgard. Er markierte mit einem Bleistift auf dem Papier ein paar Stellungen. Daneben unter dem Bretterdach der Blindage hörte er die Soldaten untereinander reden.

„Glaubst Du, daß das alles wegen der Philippinen ist?“ sagte der eine.

„Wegen der Philippinen? Unsinn. Das wäre auch so gekommen. Die wollen den Pacific. Wegen der Philippinen brauchten wir hier nicht zu liegen.“

„Nein? Wohl wegen des Imperialismus?“

„Ach, red' doch nicht! Was die Japs wollen, wissen wir *doch*. Mit oder ohne Imperialismus.“

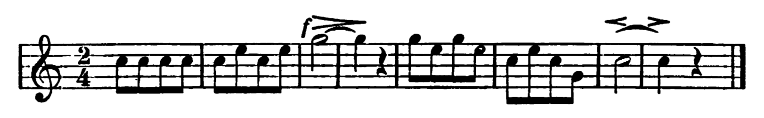
„Was reden denn die Zeitungen immer von Imperialismus?"

„Die schreiben, wie sie es verstehen. Imperialismus ist, daß wir herrschen wollen, wo die Sterne und Streifen wehen."

Der Oberst sah in die Blindage hinein. Es war der Sergeant Benting, der so sprach. „Recht so, Benting," sagte der Oberst, „Imperialismus ist der Wille zur Macht. Imperialismus ist der Höhenblick über Erdteile. Das Volk, das ihn nicht hat, wird nie der Welt Erbe zu eigen gewinnen."

Dann gab der Oberst Befehl, das Haus rechts der Straße, in das eben ein platzendes Schrapnell Bresche gelegt hatte, und aus dem ein Zug Infanterie herausstob, unter Feuer zu nehmen.

Noch einmal bei Beginn der Dämmerung schwoll der Geschützkampf auf allen Seiten des Schlachtfeldes zu einem wilden Höllenlärm an. Das ganze Tal war in Rauch- und Staubwolken gehüllt, überall fuhren die Feuerblitze und die schwarzen Rauchwolken platzender Geschosse vom Erdboden auf. Dann kam der Abend, langsam ward es stiller. Eine Batterie nach der andern verstummte. Von der Paßhöhe des Gebirges flog der schrille Pfiff einer Lokomotive über das Tal. Und jetzt klang ganz von weit her durch die sternenhelle Nacht der abendliche japanische Hornruf, und von den Berghängen antwortete es ganz leise wie ein traumhaftes Echo, in der tiefen Stille des Schlachtfeldes nach dem wilden Kampfestosen des Tages seltsam zum Herzen sprechend:



Der Sturm auf Hilgard.

3 Uhr morgens. Nur vom linken Flügel von der Division Fowler hallte ab und zu ein vereinzelter Kanonenschuß herüber. Oben von der Paßhöhe des Gebirges klang deutlich das Fahren und Rangieren von Eisenbahnzügen, der knallende Zusammenprall der Wagen und das dumpfe Rollen der Räder. Rechts war es ruhig.

Leise Pfiffe durch alle Schützengräben! Und dann quollen die zum Sturm auf Hilgard bestimmten Regimenter leise und behutsam aus den langen Furchen hervor. Die ersten Kolonnen führten Matratzen, Heusäcke, Bretter und Erdsäcke mit sich, um mit ihnen den Stacheldrahtverhau zu überbrücken, wenn es nicht gelingen sollte, schnell die Pfähle, die das Drahtgewirr trugen, umzuhauen. Einzelne amerikanische Batterien hinter La Grande begannen zu feuern. Noch war es drüben ruhig.

Doch da stiegen rechts an der Berglehne rasch hintereinander zwei rote Leuchtkugeln empor, zwei blaue folgten. Lautlos erloschen sie hoch in der Luft. Ein Signal diesseits oder jenseits? Die Regimenter stockten einen Augenblick, es erfolgte nichts. Nur die beiden Scheinwerfer hinter Hilgard hefteten ihre Lichtkegel auf jene Stelle, wo die bunten Sterne aufgefahren waren. In Hilgard bellte ein Hund, doch das Bellen brach kurz ab. Wieder Totenstille da vorne, nur von rückwärts grollte der Geschützdonner und aus den Waldtälern links ballerten vereinzelte Schüsse.

Jetzt waren die ersten an den Drahthindernissen. Da, ein lauter, jäh emporlodernder Schmerzensschrei, ein paar rote Explosionsflammen schlugen aus der Erde empor, und in ihrem Feuerschein waren plötzlich die Pfähle und die Netzfäden des Drahtverhaus sichtbar. In der vorderen Reihe zappelten ein paar Menschen zwischen den Drähten, die anscheinend elektrisch geladen waren. Jetzt galt es. Die mit Kautschukhandschuhen zum Schutz gegen den elektrischen Strom versehenen Pioniere packten entschlossen zu. Hallende Axthiebe erklangen. Laute Flüche und jammerndes Stöhnen. „Ein Hundsfott, wer das Maul auftut" schrie jemand mit gedämpfter Stimme. Gegen den aufsprühenden Schein explodierender Sprengkörper, mit denen man die Pfähle im Boden zu lockern versuchte, hoben sich die schwarzen Silhouetten der Stürmenden, die lange Bretter und Erdsäcke über das Geflecht der Stacheldrähte hinwarfen, scharf ab.

Schwankende, springende Gestalten von zuckenden Flammen grell beleuchtet, knatternde Schüsse, Milliarden rotglühender Feuerfunken ringsum, und dazwischen das unheimliche scharf abgehackte Rattattatt ... Rrrrrr ... Rattattatt der Maschinengewehre, ein Laut, als lüde man Steinschotter aus einem Wagen ab.

Drüben war die Hölle losgebrochen. Vor, zwischen und aus

den Häusern Hilgards schlug den stürmenden Regimentern ein geradezu vernichtendes Gewehrfeuer entgegen, in das sich der grobe Knall der Feldbatterien mischte. Doch über die Leichen der Gefallenen, die zwischen den bohrenden Stacheln der tödlichen Drahtschlingen eingepferchten hier verröchelten, über die schwankenden Bretter und durch die von den Minenexplosionen gebrochenen Lücken drangen unter lautem Hurragebrüll die Bataillone vor. Was tat es, daß hier und da die eigenen Maschinengewehre, die die Stürmenden mit vorgeschleift hatten, blutige Furchen durch die dunklen Kolonnen zogen, es ging vorwärts. Die Feldbatterie links der ersten Häuser, die Feldbatterie rechts der ersten Häuser und zwei feindliche Maschinengewehre geradeaus vor der Barrikade waren schon in den Händen des 28. Regiments. Jetzt schlug seine dunkle Woge gegen die Häuserfront. Keine Möglichkeit weiterzukommen! Vor der haushohen Barrikade, die den Straßeneingang sperrte, verblutete vergebens ein Bataillon. Im toten Winkel des Feuers der Verteidiger, die aus den bis zu Schießscharten verstopften Fensteröffnungen der Häuser schossen, konnten die Stürmenden einen Moment verschnaufen. Aber weiter! Man hatte keine Sturmleitern. Man brauchte auch keine Leitern. Schnell bauten sich an den Außenwänden der Häuser Menschenpyramiden auf, an denen, gehoben und geschoben, gestützt und gehalten von den Armen der Untenstehenden, einzelne Soldaten bis soweit hinauf gelangten, daß sie in die Scharten hinein schießen konnten. Mit Äxten und mit den Gewehrkolben half man nach; einzelne Häuser waren schon in unserem Besitz. Alle Scheinwerfer des Feindes vereinigten ihr Licht auf Hilgard, man focht in blendender Helle. Seltsam nah erschien über den Häusern der weiße Turmstumpf der Kirche von Hilgard, um die zerrissenen Kupferplatten des Daches spielten rotgoldene Lichtreflexe.

Aber es kam kein Zuzug von rückwärts, das rasende feindliche Artilleriefeuer und die spritzenden Geschoßgarben der Maschinengewehre fegten den Erdboden vor Hilgard, fegten die Schützengräben, aus denen neue Bataillone emporstiegen, pflügten das Gelände in glühenden Furchen auf, und zwischen den Schützengräben und den ersten Häusern Hilgards, von wo gellende Hornsignale um schnellen Nachschub riefen, breitete sich eine unpassierbare Feuerzone aus. Die Erfolge der Sturmkolonnen drohten wieder verloren zu gehen, wenn es dem Feinde gelang nach

Hilgard Verstärkungen zu werfen. Da schaffte ein Angriff von links aus dem Waldtale endlich Luft.

Die irische Brigade unter General O'Briens Führung stürmte wie eine Windsbraut heran und griff ganz unvermutet in den Kampf ein.

Dieser Angriff warf die heranrückenden japanischen Verstärkungen zurück. Man sah die Regimenter im Morgendämmern zurückfluten und dann auf dem ansteigenden Terrain Schützenlinien bilden. Zwischen diesen und der Rückseite Hilgards lagen die Schützenschärme der Iren, die sprungweise vorgingen. Doch unter dem rasenden Artilleriefeuer der Japaner kam der Kampf zum stehen

Während das fahle Morgenlicht am Himmel langsam emporkroch gab es ein wildes Durcheinander. Das 17. japanische Infanterieregiment rang noch mit den beiden amerikanischen Regimentern um den Besitz der Vorderfront Hilgards, die beiden in der Hinterfront des Städtchens eingenisteten japanischen Bataillone richteten ihr Feuer auf die dichten Kolonnen des dritten irischen Regimentes, das noch nicht in Schützenlinien aufgelöst war. Ein kritischer Moment, wenn es nicht gelang, den Widerstand in Hilgard schnell zu dämpfen.

In den Häusern und auf den durch beginnende Brände und den Feuerschein platzender Geschosse jäh erleuchteten Straßen tobte ein wilder Kampf von Mann zu Mann, mit Bajonett und Kolben ging man sich gegenseitig zu Leibe, alle Truppenverbände kamen durcheinander. Und wo die Waffen zerbrochen, rang Mann gegen Mann, nicht Menschen mehr, Gorillas, die sich mit Zähnen und Krallen gegenseitig zerfleischen. Krachendes Gebälk, stürzende Mauern, hoch auflodernde Flammen, von den Dächern herniederrauschende Funkenlawinen und darüber und dazwischen die platzenden Schrapnells, Angreifer und Verteidiger im Durcheinander niedermähend.

Endlich trafen Verstärkungen ein, ein Regiment, das beim Passieren der Feuerzone vor Hilgard mehr als die Hälfte seiner Leute verloren hatte.

„Wo ist Oberst Johnson?"

„Drüben jenseits der Straße."

„Gefangen?" fragte einer.

„Gott bewahre, die machen keine Gefangenen, wir machen ja auch keine.“

Langsam wurde es heller.

Die Irländer draußen hinter Hilgard hatten einen schweren Stand. Wenn es gelang, den Feind in der Flanke zu fassen, konnte man seine Stellung aufrollen. Anders kam man jedenfalls nicht vorwärts. In jeden im Sprung hochgehenden Zug der Schützenlinien mähte der Sensenschnitt der verderbenspritzenden Maschinengewehre furchtbar ein. Der Feind wich und wankte nicht.

General O'Brien hatte schon fünf Ordonnanzen fortgeschickt, um zur Division Fowler die Aufforderung hinzubringen, koste es was es wolle, den Feind von links her zu fassen. Alle fünf waren augenblicklich unter feindlichen Schüssen zusammengebrochen, sobald sie nur einen Zoll Uniformtuch hinter ihrer Deckung zeigten. Sollte die Brigade nicht nutzlos verbluten, mußte etwas geschehen.

Da erschien, sich kriechend heranarbeitend, neben dem General der Unteroffizier Dan Freeman.

„Hier, Herr General“, rief er mit freudestrahlendem Gesicht „jetzt haben wir die Verbindung“, und schob O'Brien den Telephonapparat hin, dessen Drahtleitung er durch die ganze Feuerzone hinter sich abgerollt hatte.

„Mann, sind Sie des Teufels,“ rief der General, und dann in den Apparat: „Werfen Sie auf den rechten Flügel der vor uns liegenden japanischen Truppen, was Sie aufbringen können! Die feindliche Stellung ist erschüttert, aber von hier aus im Frontalangriff gegen die Abhänge nicht zu nehmen.“

Minuten vergingen, todesbange Minuten unter dem Geschoßhagel des Feindes. Die platzenden Granaten lichteten die Reihen der Regimenter, und das Infanteriefeuer fegte über den Boden hin, dazu wurde die Munition bei den Irländern knapp. In Hilgard fuhren zwischen den Ruinen der Häuser mehrere Batterien auf; der Feind wich und wankte nicht.

Da brauste es von links heran: Kavallerie, indianische Scouts, reguläre Kavallerie, Milizkavallerie, freiwillige Regimenter, hinter ihnen Maschinengewehre und Feldartillerie. Eine ungeheure Menschenlawine in dichte Staubwolken gehüllt, aus denen sprühende Feuerfunken prasselten.

Das war die Rettung. Ein gellender Jubelschrei der Irländer

übertönte das wilde Toben der Feldschlacht, und nun gab es kein Halten mehr. Wie Kornschwaden sanken die ersten Linien der Reiter vor dem Kugelschlag der Maschinengewehre nieder; einerlei, weiter, weiter! Ganze Regimenter wurden zerfetzt. Hunderte von Sätteln wurden leer, aber die Reitermasse kam heran, und noch bevor sie die irischen Schützenlinien erreicht hatte, ging fast ohne Kommando alles, was St. Patricks grünes Kleeblatt am Hute trug, hoch; ein konzentrischer Sturmangriff.

Diesem Anlauf war der Feind nicht gewachsen. Mitten zwischen seinen Schützenlinien waren die Irländer, waren die Reiter, mitten in die feindlichen Schützenlinien stürmte im Galopp eine Batterie vor, Tote, Verwundete, Lebende ohne Unterschied mit den Rädern zermalmend. An den Geschützrohren klebten blutige Fetzen, die Räder warfen abgerissene Gliedmaßen empor, ganze Körper wurden von den Radspeichen mit herumgewirbelt.

Gellende Trompetensignale. Die Pferde herumgeworfen! Abgeprotzt! Da setzte eine feindliche Granate auf die Deichsel der Protze auf, und im Nu bildete die Bespannung des Geschützes einen wüsten, blutigen Knäuel wild umherschlagender Beine, angstvoll sich windender Pferdeleiber.

Aber das Geschütz war in Stellung. Heraus mit der Munition! Bums! krachte der erste Schuß, der noch im Rohr gesessen hatte, und dann griffen sie alle zu, ein indianischer Scout, an der Schulter stark blutend, schleppte Granaten, ein Pionier schleppte Granaten, ein todwunder Artillerist schob die Kartusche ins Rohr.

„Ziel dort oben links, neben den beiden einzelnen Fichten 600 Yards," brüllte ein Leutnant mit offenem Uniformrock, unter dem man das blutige Hemd sah.

„Links neben den beiden Fichten," antwortete der Richtkanonier über dem Lafettenschwanz liegend. Bums! fuhr der Schuß los. Wie ein Zug Wachteln ging drüben eine japanische Schützenlinie hoch.

Noch mehr Geschütze, Maschinengewehre, Munitionswagen, alles brauste in wilder Hast vorüber, unablässig feuerten die Batterien.

Der Kampf verzog sich weiter nach vorn. Lichterloh brannten die Häuser Hilgards, weiß erhob sich über ihnen noch immer die Ruine des Kirchturmes. Rechts neben Hilgard vorbei zogen

Kolonnen über Kolonnen unter den Klängen der Regimentsmusiken.

Ein Ordonnanzoffizier jagte vorüber: „Wie steht es vorn?“ rief man ihn an. „Gut, gut, wir siegen.“ Donnernder Jubel gab die Antwort.

Die feindlichen Geschosse begannen spärlicher einzufallen. Der Kampf zog sich an den Bergabhängen empor.

In Hilgard arbeiteten Pioniere eifrig daran, die Straße wieder frei zu machen, um den Truppen den Umweg um die Stadt zu ersparen. Man legte die brennenden Häuser mit Dynamit nieder und errichtete bei der Stadt einen Verbandsplatz, auf den die Verwundetentransporte von allen Seiten über das weite Schlachtfeld zustrebten.

Gegen Mittag waren die Aufräumungsarbeiten in Hilgard soweit gediehen, daß das 36. Milizregiment (Nebraska) als erstes die Stadt passieren konnte. Rauchende, qualmende Ruinen mit Toten und Sterbenden und verkohlten Leibern gefüllt zu beiden Seiten der Straße. Seltsam leer hallte der Taktschritt der Bataillone an den Häuserwänden wider, als die erste Kompagnie jetzt auf den Platz einbog, wo die weiße Kirche inmitten der in Trümmern liegenden Häuser fast noch unversehrt stand. Irgendwo jammerte ein Verwundeter laut um Wasser.

Was war das? Waren das nicht Glockenklänge? Die Soldaten traten unwillkürlich leiser auf. Ja, Glockenklänge, ganz vereinzelt anfangs, dann lauter anschwellend brausten durch die hohen Fensterluken des weißen Kirchturmes. Baum ... Baum ... Baum ...

Der Fahnenträger der ersten Kompagnie senkte das Feldzeichen, stumm marschierten die Soldaten weiter. Der Hauptmann der Kompagnie ritt hinüber zum Eingang des Kirchturmes und blickte hinein. Ein etwa zehnjähriger Junge zog und zerrte unablässig an den dicken Glockenseilen. In der Kirche schienen sich Verwundete zu befinden, lautes Stöhnen klang durch die halbgeöffnete Tür.

Der Hauptmann schaute sich verwundert um, dort drüben lagen zwei tote Japaner, im Krampf der Todesstarre einen schrecklichen Anblick bietend. Daneben krümmte sich jammernd ein durch einen Bajonettstich in den Unterleib verwundeter amerikanischer Infanterist, und dort in dem Winkel erkannte der Hauptmann

auf einer zerfetzten Matratze eine Frau in dunkler Kleidung. ... Baum ... Baum ... klangen von oben die Glocken. Der Lärm der Schlacht drang nicht mehr hierher.

„Was machst Du da, Junge?“ fragte der Hauptmann.

„Ich läute für Mütterchen die Glocken,“ sagte der Knirps.

„Für Mütterchen?“

„Herr General,“ erklang da eine schwache Stimme aus dem Winkel, „lassen Sie den Jungen, ich möchte noch einmal unsere Glocken hören.“

„Was ist Ihnen, sind Sie verwundet?“ fragte der Hauptmann.

„Es geht wohl zu Ende,“ antwortete die Frau, „eine Kugel hier in der Lunge, ich glaube, es ist die Lunge.“

„Ich werde Ihnen einen Arzt schicken,“ sagte der Hauptmann, „obgleich wir ...“

„Ist nicht mehr nötig, Herr General, ist nicht mehr nötig.“

„Wie kommen Sie hierher?“

„Mein Mann,“ klang es schwach zurück, „liegt drüben in unserm brennenden Hause, er war Pastor hier in Hilgard .... Die Tage waren schrecklich,“ die Frau machte eine Pause, „ja, schrecklich, Herr General, Sie wissen das nicht. Meinen Mann haben sie erschossen, unsere Elly hat eine Granate zerrissen, als ich mich mit ihr und dem Jungen über die Straße hierher rettete,“ und dann mit steigender Erregung: „Herr General, man kann an Gott verzweifeln, wenn man das alles sieht, daß es soviel herzbrechendes Weh in der Welt geben kann, daß sich die Menschen so morden. Sie wissen das nicht in der Schlacht, aber hier ... Und da der liebe Gott seine Kirche in diesem Kampfe gnädig bewahrt hat, habe ich den Jungen gebeten, mir noch einmal die Glocken zu läuten, vielleicht ist es manchem, der draußen stirbt, auch noch ein Trost, auch noch eine Stimme von oben, ein Friedensklang nach diesen schrecklichen Tagen. Lassen Sie den Jungen, Herr General, lassen Sie ihn die Glocken weiter läuten.“

„Kann ich Ihnen irgend etwas helfen?“ fragte der Hauptmann.

„Nein, nur Wasser.“

Der Hauptmann kniete an dem Schmerzenslager der verlassenen Frau nieder und reichte ihr seine Feldflasche.

In gierigen Zügen trank sie.

„Ich danke Ihnen, Herr General, was wird nun aus meinem Jungen? Mein armer Mann ...“ und sie begann leise zu weinen.

„Frau,“ sagte der Hauptmann, sich mühsam zu einer Rauheit zwingend, „es ist nicht um diesen Jungen, es ist nicht um den Einzelnen, der gefallen ist, es ist um unser großes Volk, das jetzt den Feind geschlagen hat. Es wird auch für die Verlassenen und Waisen aus dem Kriege sorgen, jetzt da uns der Herr den Sieg gegeben hat. Die, die da draußen liegen und die hier gefallen sind, sie sind gestorben für unser Vaterland, das wir mit unserem Blute schwer zurückerkaufen.“

Baum . . . Baum . . . machten die Glocken, als der Hauptmann tief ergriffen die Kirche verließ. Baum . . . Baum . . . klangen sie weiter. Tausenden, die auf der Walstatt in banger Todesnot lagen, und den armen Verwundeten, die im Innern der Häuser mit zerschmetterten Gliedern die Flammen langsam auf sich zukriechen sahen, ein letzter Ruf von oben, ein Klang von Gott, der sich von unserem Volke abgewandt zu haben schien.

Und dann kam der Abend, der Abend des 16. August, der mit blutigen Lettern in der Geschichte unseres Volkes verzeichnet steht. In der Front ging es vorwärts. Alle Reserven befanden sich bald im Feuer. Unsere prächtigen Regimenter gingen sozusagen nach vorne durch, eine japanische Stellung an den Berghängen nach der anderen wurde im Sturm genommen. Der Rückzug des Feindes begann. In den Donner der Geschütze mischte sich immer wieder der gellende Hurraruf unserer Soldaten. Immer neue Meldungen von Erfolgen in der Front und auf beiden Flanken trafen bei General Mac Arthur im Hauptquartier ein.

Der Draht hatte längst die frohe Kunde durchs ganze Land getragen. In allen Städten herrschte lauter Jubel, stolz flatterten die Sterne und Streifen von allen Häusern, und hell aufjauchzten die Herzen.

General Mac Arthur, der sich mit seinem Hauptquartier bei Hilgard befand, wartete noch auf die Nachrichten von der Division Fowler, die sich durch die Bergtäler auf dem linken Flügel gegen den Paß vorzuarbeiten hatte. Sie sollte den Versuch machen, die rechte Flanke des Feindes zu umfassen, meldete aber, daß sie auf unerwarteten Widerstand gestoßen sei. Hier schien also der Rückzug des Feindes noch nicht begonnen zu haben.

Dafür ging es im Zentrum besser. Aber was wollte dieses todesmutige Vorwärtsstürmen, dieses kühne Draufgehen, das mit Hunderten zuckender Menschenleiber über feindliche Laufgräben

Brücken schlug, das aus ganzen Kompagnien lebende Sturmleitern vor den japanischen Schanzen aufbaute, was wollte all dieser Heldenmut heißen gegenüber der unerbittlichen Schlachtenmathematik Marschall Nogis, der mit inniger Freude diese stürmenden Menschenwogen des amerikanischen Heeres auf sich zufluten sah, während er von seinem Zelte aus die scharfen Zangen der japanischen Flanken sich hinter der Armee General Mac Arthurs schließen ließ.

Um 7 Uhr abends kam vom rechten Flügel die befremdende Mitteilung, die Batterien, die schon die Rückzugslinie des Feindes entlang der Bahnlinie unter Feuer genommen hatten, bekämen plötzlich Feuer von rückwärts und bäten um Verstärkungen. Es gab keine Reserven mehr, das letzte Bataillon, der letzte Mann war nach vorn gehetzt! Wo kamen die Feinde in der Flanke noch her?

Eindringlich, ängstlich bat das Telephon um Verstärkungen, um Batterien, um Maschinengewehre, die Munition ginge zu Ende. Unser Train war längst verbraucht, die Munition, die wir hatten, war vorne, und zwischen den Depots weit hinten in blauer Ferne und den kämpfenden Truppen klaffte eine weite Lücke. General Mac Arthur hatte nichts mehr zu vergeben.

Jetzt kam von Indian Valley die Bitte um Maschinengewehre, wir hatten keine mehr. General Mac Arthur ließ nach Union, dem Endpunkte der Feldbahn, telegraphieren. Stunden könnten vergehen, hieß es, die Eisenbahnarbeiter müßten erst die Strecke reparieren. Stürmische Bitten auch von Toll Gate um Munitionsersatz, vergeblich.

Und dann kam um 8 Uhr, als die Sonne glühend im Westen versunken war, und die Kette der blauen Berge, über denen die weißen Rauchballen platzender Schrapnells schwebten, im goldenen Lichte des Abends erstrahlten, während das von Staubwolken erfüllte Tal langsam im Dunkel zu versinken begann, da kam von Baker City die niederschmetternde Kunde, daß große geschlossene feindliche Truppenkörper an der zerstörten Bahnlinie von Sumpter sichtbar wären. Kurz darauf meldete Union die Unterbrechung der Eisenbahnlinie nach rückwärts und einen Angriff durch abgesessene japanische Kavallerie mit Maschinengewehren. Die Division Wood meldete noch immer die Einnahme neuer japanischer Stellungen in der Front. Hier siegte man sich zu Tode.

Mit unerbittlicher Folgerichtigkeit schlossen sich die Arme der riesigen Zange, mit denen Nogi die gesamte Nordarmee jetzt einzuschließen drohte. Die amerikanische Aufklärung auf beiden Flanken hatte die in den Terrainfalten, in den flachen Talmulden, unter dem Schutze der Wälder in Reserve gehaltenen japanischen Truppen nicht bemerkt. Zwei Meilen weiter nach links und rechts, und unsere Kavallerie wäre auf die stählernen Zähne jener Riesenzange gestoßen, aber an diesen zwei Meilen fehlte es eben.

Um 10 Uhr abends wurde das brennende Baker City von den Japanern gestürmt, vorher schon war Indian Valley in die Hände des Feindes gefallen. Der Frontalangriff hoch oben in den Bergen begann zu schwanken, kam zum Stehen, einige eroberte Stellungen wurden wieder geräumt, und unten im Tale bei La Grande, von wo man die Feldlazarette nach rückwärts zu räumen begann, trafen die Sanitätswagen und die Verwundetentransporte jetzt mit den aus Baker City zurückflutenden Truppen zusammen. Ein Rückzug traf auf den anderen, und dann kam die Nacht, die furchtbare Nacht der Vernichtung. Wieder brüllte der Geschützdonner über das Tal hin, wieder knatterten die Maschinengewehre in den Tumult hinein, und das Infanteriefeuer wogte auf und ab.

Wohl kann man eine erschöpfte Truppe, wohl kann man ausgehungerte, vor Durstesqualen vergehende Truppen noch zu einem letzten Sturmangriff vortreiben, wohl kann man mit ihnen siegen, indem sie das Letzte daran setzen, den letzten Rest ihrer Kräfte in jäh auflodernder Begeisterung zusammenfassen, aber mit Truppen, die 24 Stunden lang hin- und hergejagt sind, deren Nervenkraft in dem alle Spannkraft abstumpfenden Geschiebe der Schlacht verbraucht ist, mit ihnen kann man die verloren gehende Entscheidung nicht mehr retten.

Die zu Tode ermatteten Regimenter gingen zurück, zurück in den Talkessel der blauen Berge, der, rings umzuckt von flammenden Blitzen, in sich Tod und Verderben barg. Das Hauptquartier mußte zurück, verirrte sich im Dunkeln, kam vom Wege ab, und mitten im feindlichen Feuer ritt, nur von einem einzigen Offizier begleitet, General Mac Arthur über das blutige Feld.

Der General traf auf eine Kavalleriebrigade der Division Longworth, er setzte sich selber an die Spitze der Reiter und preschte mit ihnen gegen ein japanisches Regiment vor. Ein

wüstes Handgemenge im Dunkel der Nacht. Wohl blieben nur ein paar hundert Reiter in den Sätteln, aber der Stoß schaffte Luft, er riß auch die wankenden Bataillone wieder mit vorwärts.

General Mac Arthur befahl den Rückzug über Union und ließ die Division Wood, die langsam auf Hilgard zurückwich ihn decken. Alle Truppenverbände drohten sich aufzulösen, und nur die entschlossene Energie der Offiziere hinderte die allgemeine Deroute. Wie Mauern standen die dezimierten Regimenter der Division Wood vor den Ruinen Hilgards. Sie waren der starre Fels, an dem sich der heranwogende Sturm des Feindes brach. So gelang es wenigstens den Divisionen Fowler und Longworth einen leidlichen Rückzug zu erkämpfen, denn auch die Kräfte des Feindes begannen nachzulassen. Die Ungewißheit des Nachtkampfes, bei dem man sozusagen mit verbundenen Augen kämpft, und der jede Gefechtsleitung unsicher macht, bei dem die Schußwirkung des eigenen Feuers unkontrollierbar ist, lähmte auch die Stoßkraft der japanischen Angriffe. Die dünnen Linien der feindlichen Truppen die von Baker City und von Norden her den eisernen Ring um unser Heer zu schließen drohten, wurden durch den entschlossenen Ansturm amerikanischer Regimenter durchstoßen, und wenn auch unser gesamter Train und zahlreiche Geschütze in der Hand des Feindes blieben, der Rückzug über Union war frei.

Im Morgendämmern des 17. August begannen die Reste der Division Wood das tapfer behauptete Hilgard zu räumen. Schritt um Schritt wichen unter dem feindlichen Artilleriefeuer die Helden von Hilgard zurück.

Vor Union hielt General Mac Arthur am Wege und ließ die Regimenter — oft nur noch eine Kompagnie stark — schweigend passieren. Unmutig runzelte er die Stirn, als er den Oberst Katterfeld erblickte, der allein, nur von zwei Infanteristen gefolgt, mitten auf der Straße ritt. Der Oberst blutete aus einer Kopfwunde.

General Mac Arthur gab seinem Pferd die Sporen: „Herr Oberst wie können Sie Ihr Regiment verlassen?“

Oberst Katterfeld richtete sich in den Bügeln auf und griff salutierend an die Mütze: „Melde gehorsamst Herr General, daß vom 28. Milizregiment nur die beiden Soldaten Dan Woodlark und unser kleiner Makkabäer Abraham Singer übrig sind. Es

sind tapfere Leute Herr General, die ich hiermit zur Beförderung vorschlage."

General Mac Arthur wurden die Augen feucht, er schluckte an ein paar Worten und reichte Oberst Katterfeld die Hand: „Verzeihen Sie," sagte er schlicht, „ich wollte Sie nicht kränken."

„Dummes Zeug," rief der Oberst. „Wir fangen wieder an, Herr General, wir fangen wieder an. So lange wir uns nicht selbst aufgeben, ist nichts verloren."

Das war ein gutes Wort am 17. August.

Ein Bruder in Not.

Ganz anders wie in Europa hatten die Ereignisse dieses Krieges in Australien gewirkt. Dort wußte man, daß dies nicht ein Krieg war, sondern der Krieg, der zugleich über die Zukunft Australiens entscheiden mußte. Vermochte dieser nach Osten gerichtete Mongolensturm auf dem Boden Nordamerikas ein Neuland zu erobern, erlosch auch nur ein Stern im blauen Felde der Unionsflagge, so war damit auch der Kontinent, der dort unten im Schatten Asiens lag, der mongolischen Rasse ausgeliefert.

Die sich überstürzenden Nachrichten vom philippinischen Archipel, von San Franzisco und die niederschmetternde Kunde von der Vernichtung der Pacificflotte fegten wie ein Wirbelsturm durch die Straßen Sidneys, Melbournes, Adelaides und führten in Wellington und Auckland zu gewaltigen Volkskundgebungen. Alle Geschäfte ruhten, man horchte nur auf den aus weiter Ferne herübertönenden Donner der Geschütze und dachte der Zukunft. Riesenhafte Volksversammlungen unter freiem Himmel und zahllose Straßenkundgebungen vor den amerikanischen Konsulaten legten Zeugnis davon ab, auf wessen Seite Australiens Herz schlug. Der fünfte Kontinent heischte jetzt in dieser Entscheidungsstunde seine politische Stellung im Rate der Völker.

In Sidney hatte man dem japanischen Konsul die Fenster eingeworfen. Von London aus, wo man vor jeder feindseligen Stellungnahme gegen das verbündete Japan zitterte, verlangte man kategorisch eine weitgehende Genugtuung: Salutierung der japanischen Flagge auf dem Konsulat durch eine Küstenbatterie usw. Die australische Regierung lehnte dies ab und verstand sich nur zu einer einfachen Erklärung des Bedauerns. Schließlich mußte sich der japanische Konsul in Sidney damit begnügen. In

Tokio buchte man aber dies Ergebnis auf der Creditseite und schrieb es von der Dankesschuld für den 10. August 1904 ab, als die englische Flotte hinter Togos Linienschiffen die Wandeldekoration bildete.

Ein großer Teil der in Australien ansässigen Japaner hatte bereits vor Beginn des Krieges das Land verlassen, um sich der Invasionsarmee anzuschließen, und die Zurückbleibenden machten bald die Erfahrung, daß es für sie in der ganzen australischen Inselwelt keine Arbeit mehr gab, und als sie die Folgerung hieraus, den Platz zu räumen, nicht zogen, erinnerten australische Fäuste die Gelben daran, daß die Zeit der allgemeinen englisch-mongolischen Völkerverbrüderung vorüber sei. Hohnlachend verfrachtete man die letzten in Sidney auf einem englischen Dampfer. Sie mochten sehen, wo sie blieben. Auch die Chinesen begannen das Land zu verlassen, und wo sie nicht gutwillig gingen, wurde es ihnen sehr nachdrücklich zu Gemüte geführt, daß der gelbe Mann in Australien seine Rolle ausgespielt habe.

Australien, bisher nur ein Anhängsel der alten Welt, eine Kolonie, die ihr Blut von dem Herzen des britischen Reiches und ihre Gedanken von dem Nervenzentrum in Downingstreet erhalten hatte, Australien, das bis jetzt ein rein vegetatives Sonderdasein an der Peripherie des britischen Weltreiches geführt hatte, begann sich jetzt auf ein eigenes politisches Leben zu besinnen, und diese durch den Ausbruch des mongolischen Gewitters rapid beschleunigte Entwicklung war unaufhaltsam. Die Zeit war eben vorbei, da die europäischen Völker sagen konnten: die Weltgeschichte wird unter uns gemacht, die anderen Völker gehen uns nichts an.

Einmal schon hatte Australien aktiv in die Politik eingegriffen. Damals, als dem Union Jack Gefahr drohte, als britische Regimenter bei Magersfontein, bei Colenso und bei Graspan vor den Flinten eines Bauernvolkes dahinschmolzen, als Ladysmith belagert wurde und in Downingstreet bange Sorge herrschte um den Bestand des Imperiums, erging in ernster Stunde der Hilferuf an alle die Völker, die unter demselben Union Jack wohnten, an dessen Flaggenmast dort unten eine nervige Bauernfaust rüttelte. Und sie kamen, die kolonialen Hilfstruppen. Auf den Grasfeldern und vor den Kopjes Transvaals erwuchs ein australisches, ein kanadisches Heldentum. Schön sahen sie ja nicht aus, und salonfähig waren sie vielleicht nicht,

diese prachtvollen Kerle aus dem australischen Busch, aber England nahm sie als Retter in heißer Not mit offnen Armen auf und — vergaß ihrer. Doch in Australien kann man jene Zeit nicht so bald vergessen. Es laufen dort noch zu viel Leute mit Holzbeinen und mit einem Arme herum. Aber das Gedächtnis der Männer in Downingstreet ist kurz, sie wußten nichts mehr von einer Dankesschuld an die Kolonien.

Um ihrer Kattunballen willen, um ihrer Exportlisten willen und wegen des indischen Besitzes warf die Londoner Regierung alle Traditionen des britischen Weltreiches über Bord und vergaß die Kulturaufgabe Alt-Englands, die Welt der angelsächsischen Rasse zu erobern und zu erhalten. Um der Kaufherren des City willen verriet Alt-England Größer-Britannien, das in den Berechnungen der Londoner Staatsmänner nur eine Zahl, nur ein Begriff war, während die Völker draußen gläubig die Entschlüsse der englischen Politik als das Evangelium britischer Macht hinnahmen.

England reichte dem japanischen Parvenu die Hand zum Bündnis, denn es brauchte jemand, der ihm den russischen Rivalen bändigte.

Was England der mandschurische Feldzug gekostet hat, läßt sich genau auf Pfund und Schilling ausrechnen; mit ein paar hundert Millionen japanischer Anleihen hatte man den Zusammenbruch Rußlands erkauft, ein glattes Geschäft.

Aber schon redete Charles Dilke dem Volke ins Gewissen: „Noch eine japanische Anleihe“ rief er, „heißt unserm schlimmsten handelspolitischen Rivalen ein scharf geschliffenes Dolchmesser in die Hand geben.“

Doch England knüpfte das Bündnis nach dem Kriege noch fester angesichts der japanischen Ameisen, die auch nach Indien heimlich hineinkrochen und dort dem Volke ins Ohr raunten, daß die Herrschaft von ein paar hunderttausend Weißen über 300 Millionen Inder nur von der Legende der Überlegenheit der weißen Rasse lebe, von einer Legende, die Mukden und Tsuschima vernichtend zerrissen hatten.

Schließlich konnte es einerlei sein, welche Politik die City guthieß, aber hier mutete man den Kolonien zu, allein die Kosten zu tragen. Das war der Dank für die Kriegshilfe in Südafrika, das war der Dank dafür, daß man in Ottawa, Kapstadt und Melbourne den englischen Waren Zollvergünstigungen bewilligte.

Den Warnungen Sir Wilfried Lauriers, Seddons und Deakins zum Trotze, die die Gefahr greifbar vor Augen sahen, verlangte man in London von den Kolonien die Zulassung der uneingeschränkten japanischen Einwanderung, obgleich Hawais Beispiel zeigte, wie schnell der Kuli-Import eine angelsächsische Kolonie in eine japanische verwandelt.

Auch Südafrika band England mit mongolischen Minenarbeitern eine eiserne Rute, bis das Afrikandertum sich durch einen Akt der Selbsthilfe von dieser gelben Pest befreite.

Aus Rücksicht auf das verbündete Japan verlangte Downingstreet von Kanada und Australien, daß es den gelben Einwanderer als gleichberechtigt mit dem weißen Manne behandeln solle. Neuseelands Premierminister Seddon, dieser eigensinnige, in seiner Größe in Europa vollkommen unerkannte Mann, schlug auf seiner letzten Reise nach London am Beratungstisch der Kolonialkonferenz dröhnend mit der Faust auf die Platte und appellierte an das Gewissen Alt-Englands gegenüber der gelben Gefahr. Vergebens. Wenn er auch für Neuseeland auf den exklusiven Einwanderungsgesetzen bestand, so dauerte es doch noch Jahre bis Australien selber, bis Kanada, durch die hereinflutenden Massen japanischer Kulis an die drohende Gefahr für die Zukunft erinnert, sich zu einem energischen Widerstande aufrafften.

Im August 1908 kam dann die amerikanische Flotte. Wie ein Jubelsturm ging es durch die australischen Küstenstädte, und der Empfang der amerikanischen Marinesoldaten gab der Welt den Beweis, daß hier die Herzen zusammenschlugen in banger Sorge um zukünftige Katastrophen. Nie hat das Zusammengehörigkeitsgefühl der weißen Rasse, der angelsächsischen Rasse, solche Feste gefeiert, und als man sich die Hand zum Abschied drückte, wußte man, daß ein Bruder von dannen zog, mit dem man einst Seite an Seite stehen mußte, wenn der Tag der Entscheidung kam, wenn die Würfel darüber fielen, ob der Pacific angelsächsisch oder mongolisch sein sollte.

Nun war alles Wirklichkeit und furchtbares Ereignis geworden, was man damals als noch Jahrzehnte hinausgerückt sich gedacht hatte. Der gemeinsame japanische Feind stand auf dem Boden Nordamerikas. Die amerikanische Herrschaft war im ersten Anlauf von den Philippinen, von Hawai hinweggefegt worden und das große Brudervolk in den Vereinigten Staaten rang um

seine Existenz, um sein Völkerdasein und um die Zukunft der weißen Rasse.

Wo war der allbritische Gedanke geblieben, der allbritische Gedanke, für den Australien, Kanada, Neuseeland einst ihre Söhne nach Südafrika geschickt hatten? England, das die hehre Aufgabe hatte, das Palladium angelsächsischer Herrschaft zu wahren, stand in diesem Kampfe abseits.

Nach Ottawa hatte das Kabinett von St. James die Mahnung gerichtet, einen Zuzug kanadischer Freiwilliger nach den Vereinigten Staaten nicht zu dulden, und nach Melbourne und Wellington war dieselbe Weisung ergangen. Aber auf der Werft von Esquimault durften japanische Schiffe ihre Havarien ausbessern und wie in allen Kriegen, wo immer sie geführt werden, machten englische Rhedereien profitable Kohlengeschäfte mit dem Feinde.

Als aber England den Versuch wagte, die europäischen Mächte zu bestimmen, gemeinsam auf Mexiko einen Druck auszuüben, um es zu veranlassen durch eine Zusammenziehung seiner Armee gegenüber El Paso dem fortwährenden Wechseln amerikanischer Freikorps über die Grenze — worüber man von Tokio aus Klage geführt hatte — ein Ende zu machen, da durchkreuzte Deutschland diesen Plan, indem es einfach erklärte, die im Jahre 1903 erfolgte Anerkennung der Monroedoktrin als politischen Grundsatz mache es ihm unmöglich, sich in die politischen Angelegenheiten Amerikas einzumischen. Aber trotz dieses Mißerfolges spielte das Kabinet von St. James die Rolle des internationalen Tugendwächters weiter und benutzte seinen durch die Bündnispolitik früherer Jahre begründeten Einfluß auf die europäischen Regierungen in der Richtung, daß es fortgesetzt vorsichtig jede Verletzung der Neutralität gegenüber Japan zu verhindern suchte.

Natürlich war die Sorge um Indien der Grund, daß der Staat, der sonst immer ganz nach Belieben bald diese bald jene Auffassung von Neutralitätspflichten vertreten hatte, jetzt plötzlich so moralische Anwandlungen bekam.

Sehr peinlich wurde es in London empfunden, als ein kanadisches Blatt im Juli die Unterredung mitteilte, die kurz vor Ausbruch des Krieges zwischen einem japanischen und einem englischen Diplomaten stattgefunden haben sollte. „Was wird im Kriegsfalle Großbritannien tun?“ sollte dabei der Japaner gefragt haben, worauf er die vieldeutige Antwort erhielt: „Seine Pflicht.“

Dann hatte der Japaner mit der dreisten Offenheit dieses Volkes, sobald er sich auf der Höhe der Situation weiß, erklärt: „Die Auffassung der Londoner Regierung von ihrer politischen Pflicht würde sich darnach richten müssen, daß die englische Herrschaft über Indien davon abhänge, ob in den Drähten, die die möglichen Aufstandsherde in Indien miteinander verbänden, von Tokio aus der Kontakt geschlossen werde oder nicht, und ob England eine Unterstützung der Union mit einem indischen Aufstande erkaufen wolle.

Diese durch eine merkwürdige Indiskretion an die Öffentlichkeit gelangte und natürlich in London sofort abgeleugnete Unterredung erleuchtete mit einem Schlage Englands politische Situation. Japan verlangte keine direkte Unterstützung durch Kriegshilfe, wozu England nach dem Buchstaben des zweiten Vertrages mit Japan auch gar nicht verpflichtet war, es forderte aber in diesem Entscheidungskampfe von Großbritannien als dem Hüter der mobilen Kräfte des angelsächsischen Weltreiches eine wohlwollende Neutralität, also einen Verrat an der eigenen Rasse um Indiens willen.

Dieser politische Fechterkniff der japanischen Regierung war die Rache des gelben Mannes dafür, daß England mit halben Versprechungen Japan in den Krieg mit Rußland hineingetrieben hatte, aber nach dessen Ausbruch anstatt der erwarteten Kriegshilfe nur magere Sympathiekundgebungen bereit hatte.

Englands Verhängnis erfüllte sich jetzt: lockerer wurden die Fäden, die von Ottawa, Kapstadt, Melbourne und Wellington nach Downingstreet hinüberführten, gelockert nicht durch einen Schwerthieb, sondern durch die englische Politik selber.

War innerhalb des Imperiums aber kein Platz mehr für eine weiße Politik, nun so mußte Australien, so muße Kanada die lästigen Fesseln zerreißen, die den weißen Mann unter dem Union Jack dem Mongolentum gebunden zu überliefern drohten.

Solcher Entschluß war nicht leicht, und Monate dauerte es, bis man sich zu ihm durchrang. Ende August forderte eines Tages die gesamte australische Presse zur Anwerbung von Freiwilligen für die amerikanische Armee auf. Tausende meldeten sich, und die reichen Geldmittel, nach deren Herkunft niemand fragte, genügten vollauf zur Ausrüstung und Uniformierung dieser Leute.

Ein energischer japanischer Protest über London, wurde dahin beantwortet, daß die australische Regierung offiziell keine Kenntnis von der Anwerbung von Freiwilligen für die Union besitze, und daß sie infolgedessen auch nicht in der Lage sei, in eine solche Bewegung einzugreifen.

Es herrschte eine fröhliche Zuversicht unter den Freiwilligen. Man zog ins Feld, um dem großen Bruder, der langsam zu verbluten drohte, in seiner Not zu helfen. Das Rassengefühl des weißen Mannes war erwacht und war unwiderstehlich gegenüber jedem Mongolensturm. Im Oktober bereits gingen die ersten Dampfer voll Freiwilliger ab. Da es keine japanischen und chinesischen Spione mehr gab, und da der gesamte Depeschen- und Nachrichtendienst von der Regierung streng überwacht wurde, blieb die Abfahrt der Dampfer dem Feinde verborgen. Aus Rücksicht auf die bei der Magalhaensstraße kreuzenden japanischen Schiffe wählte man den Weg über Suez, und unbelästigt trafen die Dampfer in Hampton Roads ein.

Überall, wo das Gewissen der angelsächsischen Rasse nicht in Kattunballen und nicht in Börsenpapieren steckte, überall, wo das Solidaritätsgefühl der Angelsachsen noch den Willen hatte, in das Rad der Geschichte mit kräftiger Faust einzugreifen, regte es sich. Ungehört verklang der Widerspruch der Londoner Regierung.

Was galten dem Kanadier, was galten dem Bürger von Columbia, der unter der gelben Invasion wirtschaftlich ebenso zu leiden hatte wie der Bürger der Vereinigten Staaten, was galten ihm, der, wenn der Sieg den Gelben blieb, sicher der nächste war, der der Gefahr zum Opfer fallen mußte, die Rücksichten der Downingsstreet auf Indien.

In dieser Entscheidungsstunde der Weltgeschichte hatte England versagt, England, das unauflöslich an Japan gefesselt war. Mit demselben Rechte, mit dem Washington einst die Fahne erhoben hatte, mit demselben Rechte strömten ungezählte Scharen aus Kanada und Columbia über die Grenze, mit demselben Rechte verlangte man von Ottawa aus kategorisch die Verweisung der japanischen Kriegsschiffe aus dem Hafen von Esquimault. „Entweder die Flagge streichen und abrüsten, oder abfahren!“ so schrieb die kanadische Presse, so klang es wider in dem von dem kanadischen Staatssekretär William Mackenzie nach London gerichteten Protest,

und dieser elementaren Begeisterung gegenüber versagte das Drohwort der Londoner City. England hatte verspielt.

Die kanadischen und australischen Regimenter fochten Seite an Seite mit ihren amerikanischen Brüdern. Das prahlerische Wort der amerikanischen Presse zu Beginn des Krieges: „Wir werden die Gelben in den Pacific treiben“, jetzt, da der vereinigte Wille zweier Weltteile hinter ihm stand, jetzt konnte es Wahrheit werden.

---

wüstes Handgemenge im Dunkel der Nacht. Wohl blieben nur ein paar hundert Reiter in den Sätteln, aber der Stoß schaffte Luft, er riß auch die wankenden Bataillone wieder mit vorwärts.

General Mac Arthur befahl den Rückzug über Union und ließ die Division Wood, die langsam auf Hilgard zurückwich ihn decken. Alle Truppenverbände drohten sich aufzulösen, und nur die entschlossene Energie der Offiziere hinderte die allgemeine Deroute. Wie Mauern standen die dezimierten Regimenter der Division Wood vor den Ruinen Hilgards. Sie waren der starre Fels, an dem sich der heranwogende Sturm des Feindes brach. So gelang es wenigstens den Divisionen Fowler und Longworth einen leidlichen Rückzug zu erkämpfen, denn auch die Kräfte des Feindes begannen nachzulassen. Die Ungewißheit des Nachtkampfes, bei dem man sozusagen mit verbundenen Augen kämpft, und der jede Gefechtsleitung unsicher macht, bei dem die Schußwirkung des eigenen Feuers unkontrollierbar ist, lähmte auch die Stoßkraft der japanischen Angriffe. Die dünnen Linien der feindlichen Truppen die von Baker City und von Norden her den eisernen Ring um unser Heer zu schließen drohten, wurden durch den entschlossenen Ansturm amerikanischer Regimenter durchstoßen, und wenn auch unser gesamter Train und zahlreiche Geschütze in der Hand des Feindes blieben, der Rückzug über Union war frei.

Im Morgendämmern des 17. August begannen die Reste der Division Wood das tapfer behauptete Hilgard zu räumen. Schritt um Schritt wichen unter dem feindlichen Artilleriefeuer die Helden von Hilgard zurück.

Vor Union hielt General Mac Arthur am Wege und ließ die Regimenter — oft nur noch eine Kompagnie stark — schweigend passieren. Unmutig runzelte er die Stirn, als er den Oberst Katterfeld erblickte, der allein, nur von zwei Infanteristen gefolgt, mitten auf der Straße ritt. Der Oberst blutete aus einer Kopfwunde.

General Mac Arthur gab seinem Pferd die Sporen: „Herr Oberst wie können Sie Ihr Regiment verlassen?“

Oberst Katterfeld richtete sich in den Bügeln auf und griff salutierend an die Mütze: „Melde gehorsamst Herr General, daß vom 28. Milizregiment nur die beiden Soldaten Dan Woodlark und unser kleiner Makkabäer Abraham Singer übrig sind. Es

sind tapfere Leute Herr General, die ich hiermit zur Beförderung vorschlage."

General Mac Arthur wurden die Augen feucht, er schluckte an ein paar Worten und reichte Oberst Katterfeld die Hand: „Verzeihen Sie," sagte er schlicht, „ich wollte Sie nicht kränken."

„Dummes Zeug," rief der Oberst. „Wir fangen wieder an, Herr General, wir fangen wieder an. So lange wir uns nicht selbst aufgeben, ist nichts verloren."

Das war ein gutes Wort am 17. August.

Ein Bruder in Not.

Ganz anders wie in Europa hatten die Ereignisse dieses Krieges in Australien gewirkt. Dort wußte man, daß dies nicht ein Krieg war, sondern der Krieg, der zugleich über die Zukunft Australiens entscheiden mußte. Vermochte dieser nach Osten gerichtete Mongolensturm auf dem Boden Nordamerikas ein Neuland zu erobern, erlosch auch nur ein Stern im blauen Felde der Unionsflagge, so war damit auch der Kontinent, der dort unten im Schatten Asiens lag, der mongolischen Rasse ausgeliefert.

Die sich überstürzenden Nachrichten vom philippinischen Archipel, von San Franzisco und die niederschmetternde Kunde von der Vernichtung der Pacificflotte fegten wie ein Wirbelsturm durch die Straßen Sidneys, Melbournes, Adelaides und führten in Wellington und Auckland zu gewaltigen Volkskundgebungen. Alle Geschäfte ruhten, man horchte nur auf den aus weiter Ferne herübertönenden Donner der Geschütze und dachte der Zukunft. Riesenhafte Volksversammlungen unter freiem Himmel und zahllose Straßenkundgebungen vor den amerikanischen Konsulaten legten Zeugnis davon ab, auf wessen Seite Australiens Herz schlug. Der fünfte Kontinent heischte jetzt in dieser Entscheidungsstunde seine politische Stellung im Rate der Völker.

In Sidney hatte man dem japanischen Konsul die Fenster eingeworfen. Von London aus, wo man vor jeder feindseligen Stellungnahme gegen das verbündete Japan zitterte, verlangte man kategorisch eine weitgehende Genugtuung: Salutierung der japanischen Flagge auf dem Konsulat durch eine Küstenbatterie usw. Die australische Regierung lehnte dies ab und verstand sich nur zu einer einfachen Erklärung des Bedauerns. Schließlich mußte sich der japanische Konsul in Sidney damit begnügen. In

Tokio buchte man aber dies Ergebnis auf der Creditseite und schrieb es von der Dankesschuld für den 10. August 1904 ab, als die englische Flotte hinter Togos Linienschiffen die Wandeldekoration bildete.

Ein großer Teil der in Australien ansässigen Japaner hatte bereits vor Beginn des Krieges das Land verlassen, um sich der Invasionsarmee anzuschließen, und die Zurückbleibenden machten bald die Erfahrung, daß es für sie in der ganzen australischen Inselwelt keine Arbeit mehr gab, und als sie die Folgerung hieraus, den Platz zu räumen, nicht zogen, erinnerten australische Fäuste die Gelben daran, daß die Zeit der allgemeinen englisch-mongolischen Völkerverbrüderung vorüber sei. Hohnlachend verfrachtete man die letzten in Sidney auf einem englischen Dampfer. Sie mochten sehen, wo sie blieben. Auch die Chinesen begannen das Land zu verlassen, und wo sie nicht gutwillig gingen, wurde es ihnen sehr nachdrücklich zu Gemüte geführt, daß der gelbe Mann in Australien seine Rolle ausgespielt habe.

Australien, bisher nur ein Anhängsel der alten Welt, eine Kolonie, die ihr Blut von dem Herzen des britischen Reiches und ihre Gedanken von dem Nervenzentrum in Downingstreet erhalten hatte, Australien, das bis jetzt ein rein vegetatives Sonderdasein an der Peripherie des britischen Weltreiches geführt hatte, begann sich jetzt auf ein eigenes politisches Leben zu besinnen, und diese durch den Ausbruch des mongolischen Gewitters rapid beschleunigte Entwicklung war unaufhaltsam. Die Zeit war eben vorbei, da die europäischen Völker sagen konnten: die Weltgeschichte wird unter uns gemacht, die anderen Völker gehen uns nichts an.

Einmal schon hatte Australien aktiv in die Politik eingegriffen. Damals, als dem Union Jack Gefahr drohte, als britische Regimenter bei Magersfontein, bei Colenso und bei Graspan vor den Flinten eines Bauernvolkes dahinschmolzen, als Ladysmith belagert wurde und in Downingstreet bange Sorge herrschte um den Bestand des Imperiums, erging in ernster Stunde der Hilferuf an alle die Völker, die unter demselben Union Jack wohnten, an dessen Flaggenmast dort unten eine nervige Bauernfaust rüttelte. Und sie kamen, die kolonialen Hilfstruppen. Auf den Grasfeldern und vor den Kopjes Transvaals erwuchs ein australisches, ein kanadisches Heldentum. Schön sahen sie ja nicht aus, und salonfähig waren sie vielleicht nicht,

diese prachtvollen Kerle aus dem australischen Busch, aber England nahm sie als Retter in heißer Not mit offnen Armen auf und — vergaß ihrer. Doch in Australien kann man jene Zeit nicht so bald vergessen. Es laufen dort noch zu viel Leute mit Holzbeinen und mit einem Arme herum. Aber das Gedächtnis der Männer in Downingstreet ist kurz, sie wußten nichts mehr von einer Dankesschuld an die Kolonien.

Um ihrer Kattunballen willen, um ihrer Exportlisten willen und wegen des indischen Besitzes warf die Londoner Regierung alle Traditionen des britischen Weltreiches über Bord und vergaß die Kulturaufgabe Alt-Englands, die Welt der angelsächsischen Rasse zu erobern und zu erhalten. Um der Kaufherren des City willen verriet Alt-England Größer-Britannien, das in den Berechnungen der Londoner Staatsmänner nur eine Zahl, nur ein Begriff war, während die Völker draußen gläubig die Entschlüsse der englischen Politik als das Evangelium britischer Macht hinnahmen.

England reichte dem japanischen Parvenu die Hand zum Bündnis, denn es brauchte jemand, der ihm den russischen Rivalen bändigte.

Was England der mandschurische Feldzug gekostet hat, läßt sich genau auf Pfund und Schilling ausrechnen; mit ein paar hundert Millionen japanischer Anleihen hatte man den Zusammenbruch Rußlands erkauft, ein glattes Geschäft.

Aber schon redete Charles Dilke dem Volke ins Gewissen: „Noch eine japanische Anleihe“ rief er, „heißt unserm schlimmsten handelspolitischen Rivalen ein scharf geschliffenes Dolchmesser in die Hand geben.“

Doch England knüpfte das Bündnis nach dem Kriege noch fester angesichts der japanischen Ameisen, die auch nach Indien heimlich hineinkrochen und dort dem Volke ins Ohr raunten, daß die Herrschaft von ein paar hunderttausend Weißen über 300 Millionen Inder nur von der Legende der Überlegenheit der weißen Rasse lebe, von einer Legende, die Mukden und Tsuschima vernichtend zerrissen hatten.

Schließlich konnte es einerlei sein, welche Politik die City guthieß, aber hier mutete man den Kolonien zu, allein die Kosten zu tragen. Das war der Dank für die Kriegshilfe in Südafrika, das war der Dank dafür, daß man in Ottawa, Kapstadt und Melbourne den englischen Waren Zollvergünstigungen bewilligte.

Den Warnungen Sir Wilfried Lauriers, Seddons und Deakins zum Trotze, die die Gefahr greifbar vor Augen sahen, verlangte man in London von den Kolonien die Zulassung der uneingeschränkten japanischen Einwanderung, obgleich Hawais Beispiel zeigte, wie schnell der Kuli-Import eine angelsächsische Kolonie in eine japanische verwandelt.

Auch Südafrika band England mit mongolischen Minenarbeitern eine eiserne Rute, bis das Afrikandertum sich durch einen Akt der Selbsthilfe von dieser gelben Pest befreite.

Aus Rücksicht auf das verbündete Japan verlangte Downingstreet von Kanada und Australien, daß es den gelben Einwanderer als gleichberechtigt mit dem weißen Manne behandeln solle. Neuseelands Premierminister Seddon, dieser eigensinnige, in seiner Größe in Europa vollkommen unerkannte Mann, schlug auf seiner letzten Reise nach London am Beratungstisch der Kolonialkonferenz dröhnend mit der Faust auf die Platte und appellierte an das Gewissen Alt-Englands gegenüber der gelben Gefahr. Vergebens. Wenn er auch für Neuseeland auf den exklusiven Einwanderungsgesetzen bestand, so dauerte es doch noch Jahre bis Australien selber, bis Kanada, durch die hereinflutenden Massen japanischer Kulis an die drohende Gefahr für die Zukunft erinnert, sich zu einem energischen Widerstande aufrafften.

Im August 1908 kam dann die amerikanische Flotte. Wie ein Jubelsturm ging es durch die australischen Küstenstädte, und der Empfang der amerikanischen Marinesoldaten gab der Welt den Beweis, daß hier die Herzen zusammenschlugen in banger Sorge um zukünftige Katastrophen. Nie hat das Zusammengehörigkeitsgefühl der weißen Rasse, der angelsächsischen Rasse, solche Feste gefeiert, und als man sich die Hand zum Abschied drückte, wußte man, daß ein Bruder von dannen zog, mit dem man einst Seite an Seite stehen mußte, wenn der Tag der Entscheidung kam, wenn die Würfel darüber fielen, ob der Pacific angelsächsisch oder mongolisch sein sollte.

Nun war alles Wirklichkeit und furchtbares Ereignis geworden, was man damals als noch Jahrzehnte hinausgerückt sich gedacht hatte. Der gemeinsame japanische Feind stand auf dem Boden Nordamerikas. Die amerikanische Herrschaft war im ersten Anlauf von den Philippinen, von Hawai hinweggefegt worden und das große Brudervolk in den Vereinigten Staaten rang um

seine Existenz, um sein Völkerdasein und um die Zukunft der weißen Rasse.

Wo war der allbritische Gedanke geblieben, der allbritische Gedanke, für den Australien, Kanada, Neuseeland einst ihre Söhne nach Südafrika geschickt hatten? England, das die hehre Aufgabe hatte, das Palladium angelsächsischer Herrschaft zu wahren, stand in diesem Kampfe abseits.

Nach Ottawa hatte das Kabinett von St. James die Mahnung gerichtet, einen Zuzug kanadischer Freiwilliger nach den Vereinigten Staaten nicht zu dulden, und nach Melbourne und Wellington war dieselbe Weisung ergangen. Aber auf der Werft von Esquimault durften japanische Schiffe ihre Havarien ausbessern und wie in allen Kriegen, wo immer sie geführt werden, machten englische Rhedereien profitable Kohlengeschäfte mit dem Feinde.

Als aber England den Versuch wagte, die europäischen Mächte zu bestimmen, gemeinsam auf Mexiko einen Druck auszuüben, um es zu veranlassen durch eine Zusammenziehung seiner Armee gegenüber El Paso dem fortwährenden Wechseln amerikanischer Freikorps über die Grenze — worüber man von Tokio aus Klage geführt hatte — ein Ende zu machen, da durchkreuzte Deutschland diesen Plan, indem es einfach erklärte, die im Jahre 1903 erfolgte Anerkennung der Monroedoktrin als politischen Grundsatz mache es ihm unmöglich, sich in die politischen Angelegenheiten Amerikas einzumischen. Aber trotz dieses Mißerfolges spielte das Kabinet von St. James die Rolle des internationalen Tugendwächters weiter und benutzte seinen durch die Bündnispolitik früherer Jahre begründeten Einfluß auf die europäischen Regierungen in der Richtung, daß es fortgesetzt vorsichtig jede Verletzung der Neutralität gegenüber Japan zu verhindern suchte.

Natürlich war die Sorge um Indien der Grund, daß der Staat, der sonst immer ganz nach Belieben bald diese bald jene Auffassung von Neutralitätspflichten vertreten hatte, jetzt plötzlich so moralische Anwandlungen bekam.

Sehr peinlich wurde es in London empfunden, als ein kanadisches Blatt im Juli die Unterredung mitteilte, die kurz vor Ausbruch des Krieges zwischen einem japanischen und einem englischen Diplomaten stattgefunden haben sollte. „Was wird im Kriegsfalle Großbritannien tun?“ sollte dabei der Japaner gefragt haben, worauf er die vieldeutige Antwort erhielt: „Seine Pflicht.“

Dann hatte der Japaner mit der dreisten Offenheit dieses Volkes, sobald er sich auf der Höhe der Situation weiß, erklärt: „Die Auffassung der Londoner Regierung von ihrer politischen Pflicht würde sich darnach richten müssen, daß die englische Herrschaft über Indien davon abhänge, ob in den Drähten, die die möglichen Aufstandsherde in Indien miteinander verbänden, von Tokio aus der Kontakt geschlossen werde oder nicht, und ob England eine Unterstützung der Union mit einem indischen Aufstande erkaufen wolle.

Diese durch eine merkwürdige Indiskretion an die Öffentlichkeit gelangte und natürlich in London sofort abgeleugnete Unterredung erleuchtete mit einem Schlage Englands politische Situation. Japan verlangte keine direkte Unterstützung durch Kriegshilfe, wozu England nach dem Buchstaben des zweiten Vertrages mit Japan auch gar nicht verpflichtet war, es forderte aber in diesem Entscheidungskampfe von Großbritannien als dem Hüter der mobilen Kräfte des angelsächsischen Weltreiches eine wohlwollende Neutralität, also einen Verrat an der eigenen Rasse um Indiens willen.

Dieser politische Fechterkniff der japanischen Regierung war die Rache des gelben Mannes dafür, daß England mit halben Versprechungen Japan in den Krieg mit Rußland hineingetrieben hatte, aber nach dessen Ausbruch anstatt der erwarteten Kriegshilfe nur magere Sympathiekundgebungen bereit hatte.

Englands Verhängnis erfüllte sich jetzt: lockerer wurden die Fäden, die von Ottawa, Kapstadt, Melbourne und Wellington nach Downingstreet hinüberführten, gelockert nicht durch einen Schwerthieb, sondern durch die englische Politik selber.

War innerhalb des Imperiums aber kein Platz mehr für eine weiße Politik, nun so mußte Australien, so muße Kanada die lästigen Fesseln zerreißen, die den weißen Mann unter dem Union Jack dem Mongolentum gebunden zu überliefern drohten.

Solcher Entschluß war nicht leicht, und Monate dauerte es, bis man sich zu ihm durchrang. Ende August forderte eines Tages die gesamte australische Presse zur Anwerbung von Freiwilligen für die amerikanische Armee auf. Tausende meldeten sich, und die reichen Geldmittel, nach deren Herkunft niemand fragte, genügten vollauf zur Ausrüstung und Uniformierung dieser Leute.

Ein energischer japanischer Protest über London, wurde dahin beantwortet, daß die australische Regierung offiziell keine Kenntnis von der Anwerbung von Freiwilligen für die Union besitze, und daß sie infolgedessen auch nicht in der Lage sei, in eine solche Bewegung einzugreifen.

Es herrschte eine fröhliche Zuversicht unter den Freiwilligen. Man zog ins Feld, um dem großen Bruder, der langsam zu verbluten drohte, in seiner Not zu helfen. Das Rassengefühl des weißen Mannes war erwacht und war unwiderstehlich gegenüber jedem Mongolensturm. Im Oktober bereits gingen die ersten Dampfer voll Freiwilliger ab. Da es keine japanischen und chinesischen Spione mehr gab, und da der gesamte Depeschen- und Nachrichtendienst von der Regierung streng überwacht wurde, blieb die Abfahrt der Dampfer dem Feinde verborgen. Aus Rücksicht auf die bei der Magalhaensstraße kreuzenden japanischen Schiffe wählte man den Weg über Suez, und unbelästigt trafen die Dampfer in Hampton Roads ein.

Überall, wo das Gewissen der angelsächsischen Rasse nicht in Kattunballen und nicht in Börsenpapieren steckte, überall, wo das Solidaritätsgefühl der Angelsachsen noch den Willen hatte, in das Rad der Geschichte mit kräftiger Faust einzugreifen, regte es sich. Ungehört verklang der Widerspruch der Londoner Regierung.

Was galten dem Kanadier, was galten dem Bürger von Columbia, der unter der gelben Invasion wirtschaftlich ebenso zu leiden hatte wie der Bürger der Vereinigten Staaten, was galten ihm, der, wenn der Sieg den Gelben blieb, sicher der nächste war, der der Gefahr zum Opfer fallen mußte, die Rücksichten der Downingsstreet auf Indien.

In dieser Entscheidungsstunde der Weltgeschichte hatte England versagt, England, das unauflöslich an Japan gefesselt war. Mit demselben Rechte, mit dem Washington einst die Fahne erhoben hatte, mit demselben Rechte strömten ungezählte Scharen aus Kanada und Columbia über die Grenze, mit demselben Rechte verlangte man von Ottawa aus kategorisch die Verweisung der japanischen Kriegsschiffe aus dem Hafen von Esquimault. „Entweder die Flagge streichen und abrüsten, oder abfahren!“ so schrieb die kanadische Presse, so klang es wider in dem von dem kanadischen Staatssekretär William Mackenzie nach London gerichteten Protest,

und dieser elementaren Begeisterung gegenüber versagte das Drohwort der Londoner City. England hatte verspielt.

Die kanadischen und australischen Regimenter fochten Seite an Seite mit ihren amerikanischen Brüdern. Das prahlerische Wort der amerikanischen Presse zu Beginn des Krieges: „Wir werden die Gelben in den Pacific treiben“, jetzt, da der vereinigte Wille zweier Weltteile hinter ihm stand, jetzt konnte es Wahrheit werden.

Dunkle Schatten.

So kam der Herbst. Auf dem Kriegsschauplatze herrschte Ruhe. Nur selten kam es zu unbedeutenden Gefechten. Langsam, viel langsamer, als die Ungeduld unseres Volkes es erwartete, wurden die neuen Truppenaufgebote aktionsfähig, und ehe man an eine neue umfassende Offensive denken konnte, wurde es Winter.

Mitte November kamen drei japanische Reiter unter der weißen Parlamentärflagge bei unseren Vorposten an, und einige Tage darauf erfuhr man von Washington aus, daß der Feind Frieden angeboten hatte. Erst allmählich sickerten seine Bedingungen durch, bis man in der Bundeshauptstadt ihren Wortlaut veröffentlichte.

Die Staaten Washington, Oregon, Nevada und Kalifornien sollten japanischer Besitz bleiben, sollten aber gleichzeitig der Union weiter angehören. Sie sollten japanische Garnisonen erhalten und der japanischen Einwanderung offenstehen. Die Stärke der japanischen Garnisonen sollte näherer Vereinbarung überlassen bleiben, in den einzelstaatlichen Legislaturen und in den städtischen Verwaltungskörpern sollte die Hälfte der Mitglieder aus Amerikanern, die andere Hälfte aus Japanern bestehen. Unter diesen Bedingungen wollte Japan auf eine weitere Einwanderung von Japanern in die anderen Staaten der Union verzichten. Die Union habe Japan für die Kriegskosten mit der in Raten zu zahlenden Summe von zwei Milliarden Dollars zu entschädigen, auf welche die bisher in den Pacificstaaten erhobenen Kontributionen nicht anzurechnen seien. San Franzisko sollte der Kriegshafen für die japanische Flotte an der Pacificküste werden, und die dortige Kriegswerft und die Arsenale sollten in japa-

nischen Besitz übergehen. Die Philippinen, Guam und Hawai seien an Japan abzutreten.

Ein allgemeiner Schrei der Entrüstung vom Atlantic bis zum Felsengebirge hin war auf seiten des amerikanischen Volkes die Antwort auf dieses Friedensangebot. Die Niederlage anerkennen, den Feind im Lande behalten, das hieß die Ehre der Vereinigten Staaten mit einem Federstriche vernichten. Nein, um jeden Preis weiterkämpfen! Durch tausende von Volksversammlungen ging dieser Ruf: weiterkämpfen bis zur Vertreibung des Feindes!

Aber was sind Volksstimmungen! Es ist das naive Empfinden der Masse von gestern und heute und vielleicht von übermorgen. Die furchtbaren Opfer dieses Krieges hatten ihre Wirkung nicht verfehlt. Gewiß, für den alteingesessenen amerikanischen Bürger gab es kein Bedenken und ebensowenig für die eingewanderten Deutschen, Skandinavier und Irländer, sie hielten treu zum Sternenbanner. Aber die anderen, die tausende und hunderttausende romanischer und slavischer Abkunft, das italienische und russische Proletariat, und der Abhub der Völker Halbasiens, alle diese Elemente, die in den Vereinigten Staaten einen reichen Gewinn verheißenden Arbeitsmarkt aber keine Heimat sahen, die dachten anders.

Und diese Elemente unsrer Bevölkerung forderten auf Grund eines ihnen nur zu bereitwillig eingeräumten Bürgerrechtes jetzt die Wiederherstellung einer gewinnreichen Arbeitsgelegenheit. Und kaum, daß der erste Entrüstungssturm vorüber war, kamen andere Volksversammlungen, lärmende, stürmische Kundgebungen, die gewöhnlich auf der Straße mit einer Massenprügelei endeten, kamen flammende Aufrufe der sozialistischen Arbeiterführer, die Bedingungen Japans anzunehmen und Frieden zu schließen, damit die Werktagsarbeit wieder beginnen könnte.

Und diese Stimmung griff weiter um sich, sie wurde zu einer Macht im öffentlichen Leben und in der Presse, und leider verfehlte diese Agitation ihre Wirkung auch nicht auf die noch nicht völlig in ihrem amerikanischen Bürgertum gefestigten Elemente. Mochte man sich noch so sehr über diese feige Fahnenflucht entrüsten, so brachte doch die stete Wiederholung solcher Argumente in immer weiteren Kreisen friedensselige, schwachherzige Erwägungen zum Vorschein.

Nicht mehr der Kampf unserer Truppen auf den Hochplateaus des Felsengebirges war in der öffentlichen Debatte die Hauptsache, die Friedensbedingungen wurden das, worum man sich in den Bars, auf der Straße, in Versammlungen und in der Familie stritt.

Kaum zwei Wochen nach Überreichung der japanischen Friedensbedingungen standen sich in der Union zwei erbitterte Fronten gegenüber: die einen, die sich entschlossen und begeistert um das Banner des Vaterlandes scharten, die unerschüttert treue Fahnenwacht hielten, und die anderen, die gewillt waren, den Dollar auf Buddhas Altar zu opfern.

Und zu dieser täglich größer werdenden Partei kam auch die Negerbevölkerung, damit in den Südstaaten einen neuen, schweren Konflikt schaffend. Was galt dem Neger die Ehre der amerikanischen Flagge, was sagten ihm die in hunderten von Schlachten tapfer verteidigten Sterne und Streifen! Die Sterne leuchteten ihrem dumpfen Empfinden nicht, und ihr Blut war es nicht, welches das weiße Fahnentuch rot gefärbt hatte.

Und noch andere Kräfte lösten sich aus. In zahllosen Sekten und religiösen Konventikeln standen begeisterte Prediger auf und deuteten aus den geheimnisvollen Traumgesichten des Propheten von Patmos, aus denen jedes Zeitalter seine mystischen Waffen geschmiedet hat, die Gegenwart nach ihrem Sinne. Im Dämmerschein abendlicher Versammlungen sprachen sie von dem „Tier mit den sieben Häuptern“, von dem das Ärgernis kommen soll über die Welt, und fanatisierte Männer und Frauen begannen nach diesen Monaten unendlichen Elends und hoffnungslosen Jammers in dem Manne im Weißen Hause zu Washington den Antichrist zu sehen. Seinem Gebot und Willen zu widerstehen, wurde Pflicht und fanatisches Glaubensgesetz für jene Heiligen der letzten Tage, und ganz allmählich begann auch dieses Predigen auf den Gassen und in den abendlichen Gebetsversammlungen unser Volk zu beeinflussen, sodaß man die japanischen Bedingungen weniger hart zu finden begann, daß man den Frieden ohne Ehre wollte und den Kampf bis zum bitteren Ende nicht mehr wollte. Hatte Gott sich wirklich von uns gewandt?

Während drüben der Feind Gewehr bei Fuß die Wirkung seiner Botschaft abwartete, wurden bei uns die Stimmen immer

lauter und lauter, die zur Annahme des Friedens und zum Vertragen mit dem Feinde mahnten. Vergebens waren alle Vernunftgründe, vergebens der entschlossene Kampf vaterlandstreuer Männer gegen diese volksverseuchende Lehre von dem alleinseligmachenden friedlichen, kampflosen Dahinvegetieren. Unsere ganze Vergangenheit, die ganze tatenfrohe Geschichte unseres Volkes schien im Grauen der Nächte zu versinken.

Und während die sozialistischen Agitatoren überall die hungernden Arbeiter aufriefen zum Widerstand gegen die Fortführung des Krieges, während alle Kräfte über und unter der Erde am Werke waren, dem Gott der Schlachten, der auf blutiger Halde über die Schicksale der Völker entscheidet, in den Arm zu fallen, gab es wohl ein Mittel, uns aus dieser schwülen Atmosphäre zu retten: den Kampf. Aber durften wir es noch einmal wagen, den Kampf von neuem zu beginnen, bevor unsere Armeen ganz fertig waren zum Angriff, durften wir noch einmal die Entscheidung wagen, bevor wir des Erfolges ganz sicher waren? Der Tag von Hilgard gab darauf die Antwort. Das Kriegsdepartement sagte nein, sagte schweren Herzens nein; Wochen mußten noch vergehen. Sie mußten ertragen, sie mußten überwunden werden, bis die Offensive begonnen werden konnte.

Die japanischen Friedensbedingungen waren als unannehmbar abgelehnt worden. Auf dem Kriegsschauplatz nahm der Kleinkrieg seinen Fortgang, die Soldaten froren in ihren dünnen Mänteln, und in den Truppenlagern wurde emsig gearbeitet.

* * *

Auf den Straßen in Washington wurden Extrablätter verkauft, die von einem Seegefecht an der argentinischen Küste berichteten. Sie wurden eifrig gekauft, aber niemand glaubte die Nachricht, wir hatten das Hoffen und Glauben verlernt. Vor dem Kriegs- und Marineamt staute sich eine erregte Menge, die dort genauere Nachrichten zu erhalten hoffte. Niemand wußte Auskunft zu geben. Vor dem Südportal des langen Gebäudes, dem Eingang zum Ministerium des Auswärtigen, fuhr ein Automobil vor.

Der Staatssekretär des Auswärtigen, der den Präsidenten im Weißen Hause telephonisch nicht hatte erreichen können, aber erfahren hatte, daß er sich in der Marinekaserne befände, hatte

beschlossen, ihn dort aufzusuchen. Kaum bestieg er sein Automobil, als er sich von Hunderten bestürmt sah, ihnen zu sagen, was an der Nachricht aus Buenos Aires wahres sei. Er wisse nicht mehr als das eben ausgegebene Extrablatt, versicherte er immer wieder. Einerlei, man glaubte ihm nicht; er müsse es doch wissen. Ein paar Polizisten machten dem geräuschvoll vor sich hinkochenden Automobil den Weg frei. Fauchend und ratternd setzte es sich in Bewegung. Ein paar Straßen weiter mußte der Chauffeur wieder Halt machen.

Aus einer Seitenstraße drängte eine dichte Menschenmasse heran. Sie hatte dort in der Redaktion eines sozialdemokratischen Blattes die Fenster eingeworfen, weil es jene Meldung unter der Überschrift „Ein neuer patriotischer Schwindel“ mit hämischen Glossen versehen hatte.

Der Staatssekretär gab dem Chauffeur die Weisung, einen andern Weg nach der Marinekaserne zu nehmen. Das rettete ihm sein Leben, denn in dem Moment, da er sich vorbeugte, wurde er von dem Luftdruck einer Explosion gegen den Sitz des Führers geschleudert. Ein blendend weißer Blitz flammte hinter ihm auf. Eine Bombe war auf dem oberen Rande des Rücksitzes geplatzt. Der Staatssekretär, dessen Rock nur von einigen Glassplittern zerfetzt war, richtete sich auf und blickte über die menschengefüllte Straße.

„Ein Attentat, ein Attentat,“ heulte die Menge, „wo ist der Halunke?“ Und schon sah der Staatssekretär, wie man einen verkommen aussehenden Menschen ergriff, ihn fortschubste und mit Fäusten bearbeitete. Bald versank er im Gewühl, wurde wieder emporgerissen, und schließlich, als der Chauffeur sein Fahrzeug rückwärts durch die Menschenmenge steuerte, hörte der Staatssekretär neben sich rufen: „Gott sei Dank, der Kerl ist am Laternenpfahl.“ Das Volk hatte schnelle Justiz geübt.

Völlig erschöpft von der Aufregung langte der Staatssekretär wieder im Ministerium an. Er gab sofort Anweisung, den Präsidenten von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen.

Kaum hatte der Diener das Arbeitszimmer des Staatssekretärs verlassen, so trat dessen Gattin ein.

In leidenschaftlicher Erregung schloß sie ihren Mann in ihre Arme. „Laß nur, Edith,“ wehrte er, „diesmal ging's vorüber.“

„Aber sie werden Dich ein andermal treffen,“ schluchzte sie.

„Einerlei, Edith, einerlei, ob ich hier auf dem Straßenpflaster falle oder dort drüben im Kugelregen des Feindes, wir sterben alle auf unserm Posten. Jeden Tag kann uns das Schicksal hier wie dort treffen, aber“, und er machte sich aus den Armen seiner Gattin los und trat an seinen Schreibtisch, über dem als einziger Schmuck das Brustbild Abraham Lincolns hing, „wenn ich wie dieser falle,“ und er deutete auf das Bild, „so stehen Hunderte hinter mir, die bereit sind, ohne viel Worte, mit demselben Pflichtgefühl, meinen Platz einzunehmen.“

Ein Diener trat ein und überbrachte die Meldung, der Botschafter Großbritanniens bitte um die Ehre, vom Staatssekretär empfangen zu werden. „Einen Moment,“ sagte dieser, „lassen Sie Se. Exzellenz bitten, einen Moment zu warten.“

Von draußen von der Straße drang brausendes Stimmengemurmel herein. Der Staatssekretär trat an das Fenster.

„Sieh,“ sagte er zu seiner Gattin, „doch wenigstens etwas, ein paar Leute, die sich freuen, daß die Bombe ihr Ziel verfehlt hat.“

Das Erscheinen des Staatssekretärs löste draußen stürmische cheers-Rufe aus.

Der Staatssekretär hielt die Hand seines treuen Weibes in der seinen. „Edith,“ sagte er, „ich weiß, wir sind auf dem richtigen Wege. Unsern Weg dürfen wir nur in den Sternen lesen, die wir in unserm Banner führen. Es gibt nur eine Zukunft für die Vereinigten Staaten, nur eine: die unter den Streifen und Sternen, und kein Stern darf fehlen, nicht der von Washington, nicht der von Oregon und nicht der von Kalifornien. Wir haben unser Land erobert in heißen Kämpfen, und die Erbschaft, die unsere Väter uns hinterlassen haben, sie muß unser Heiligtum, unsere Ehre, unser Gewissen bleiben. Durch ein unerbittliches nationales Pflichtgefühl haben die Gelben sich ihre Stellung in der Welt erkämpft. Nur mit denselben Waffen können wir sie besiegen. Ich kenne den Einsatz in diesem Kampfe und ich übernehme die Verantwortung vor mir und vor meinem Gewissen und vor unserm Volke für jedes Leben, das vor dem Feinde verblutet. Ich bin nur einer und wenn ich falle, so bin ich gefallen im Bewußtsein, meine Pflicht getan zu haben. Laß die heulende Meute über meine Leiche hingehen, mir tut es nichts und auch dem nichts, der nach mir kommt und meinen Platz

einnimmt, wenn er nur mit fester Hand die sinkende Fahne unseres Vaterlandes ergreift. Volksgunst ist von gestern und von heute, sie darf uns nicht beirren. Die Verblendeten, die den elenden Kerl aufgestachelt haben, an mir die Dynamitprobe zu vollziehen, sie sitzen uns, die wir auf verantwortlichen Posten stehen, doch nur mit denselben Gefühlen gegenüber wie dem Tierbändiger, der in den Löwenkäfig geht. Kommt er wieder heraus, nun dann ist's gut, dann haben sie ihre Wette gewonnen, und wird er zerrissen und hat er seine Tollkühnheit mit zerfetzten Gliedern zu bezahlen, so ist es auch gut; morgen steht ein anderer an der Stelle, so oder so. Die Fahnenflucht in unsern eigenen Reihen zu besiegen, das amerikanische Bürgertum gegen die hergelaufenen Elemente zu schützen, die kein Vaterland haben, und denen die Streifen und Sterne nichts sind als ein Lappen Tuch, das ist meine Pflicht, mit der ich stehe und falle."

Tosende cheers-Rufe von draußen ließen den Staatssekretär das Fenster öffnen. Von Tausenden gesungen klang ihm das „star spangled banner" machtvoll entgegen. Da berührte seine Gattin ihn am Arm, „James, eine Depesche."

Jäh aus seinen Gedanken auffahrend, wandte sich der Staatssekretär und riß seinem Sekretär eine soeben dechiffrierte Depesche aus der Hand. Er überflog sie, dann atmete er tief auf. Und während ihm die Augen feucht wurden ob der schier unfaßbaren Kunde, sagte er leise zu seiner Gattin: „Das rettet uns aus all dem dumpfen Jammer der Verzagtheit."

Dann trat er wieder ans Fenster, aber die innere Erregung erstickte die Worte; er machte eine Handbewegung nach draußen, und allmählich flaute das dumpfe Tosen der Volksmenge ab, es trat eine Stille ein.

„Bürger der Vereinigten Staaten", begann der Staatssekretär, „Ich erhalte in diesem Augenblick . . . ." Stürmische cheers unterbrachen ihn. Andere verwiesen die Schreier zur Ruhe und mit weithin vernehmbarer Stimme las der Staatssekretär folgende Meldung vor:

Bahia Blanca 8. Dezember: Der heute morgen im Hafen eingetroffene Torpedozerstörer „Paul Jones" überbringt von Admiral Dayton folgende Meldung: „Ich habe am 4. Dezember im Hafen von Port Stanley (Falklands-Inseln) die japanischen Kreuzer „Adzuma" und „Asama" nebst drei Zerstörern Kohlen

nehmend angetroffen, habe die britische Hafenbehörde aufgefordert, die japanischen Schiffe umgehend zum Verlassen des Hafens zu zwingen, widrigenfalls ich sie am 5. Dezember morgens im Hafen angreifen würde. Am 4. Nachmittags die japanischen Schiffe vier Seemeilen vor Port Stanley angegriffen. Nach einstündigem Gefecht alle fünf japanischen Schiffe gesunken. Unsererseits Zerstörer „Dale“ gesunken. Verlust insgesamt 180 Mann. Havarierter Kreuzer „Maryland“ nach Buenos Aires gesandt. Am 6. Dezember morgens die japanischen Kreuzer „Idzumo“, „Tokiwa“, „Jakumo“ und vier Zerstörer vor dem Eingang der Magelhaensstraße gesichtet, mit der gesamten Flotte die Verfolgung aufgenommen. Mittags Kampf mit „Idzumo“ und „Tokiwa“. „Idzumo“ gesunken. Beim Erscheinen zweier feindlicher Linienschiffe Gefecht vorläufig abgebrochen. Die Zerstörer halten Fühlung mit dem japanischen Geschwader.

Admiral Dayton.

Lautlose Stille folgte diesen Worten, man schien die Kunde von einem Siege der amerikanischen Waffen kaum noch glauben zu wollen, die erste frohe Nachricht nach fast dreiviertel Jahren unablässiger Niederlagen. Aber dann brach es los wie ein tobender Orkan, der alles vor sich niederbricht. Bald begannen die hinteren Reihen der Menge sich aufzulösen, man eilte davon, um die Siegesbotschaft weiter zu verkünden. Aber von allen Seiten drängten sich immer neue Massen hinzu, die die Siegesdepesche noch einmal hören wollten.

Jetzt stieg auf der andern Seite der 17. Straße auf dem Dache des Winders Building am kahlen Flaggenmaste plötzlich das Sternenbanner empor, sich rauschend im frischen Winde entfaltend. Der Staatssekretär deutete nach oben, und brausend setzte die begeisterte Volksmenge noch einmal ein: „star spangled banner“.

„Das war ein Tag,“ sagte der Staatssekretär seiner Gattin die Hand reichend, „den unser Land nie vergessen darf. Doch nun die Geschäfte, und dann zum Präsidenten.“

Während seine Gattin das Zimmer verließ, drückte der Staatssekretär auf die Klingel: „Ich bitte Se. Exzellenz, den Botschafter seiner großbritannischen Majestät.“

Lautlos verschwand der Diener. Der englische Botschafter trat herein.

„Exzellenz,“ begrüßte ihn der Staatssekretär, ihm mit ein

paar Schritten entgegengehend, „ich bitte freundlichst entschuldigen zu wollen, daß ich Sie warten ließ. Ich verdanke die Ehre Ihres Besuches . . . . ?

„Ich komme nur, um auf die Reklamation der Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika wegen der Benutzung des Hafens von Esquimault durch japanische Schiffe zu antworten, daß die großbritannische Regierung die Beschwerde der Regierung der Vereinigten Staaten als berechtigt anerkennt. Die Regierung meines Landes hat bereits Vorsorge getroffen, daß in Esquimault ausschließlich Havarien, die die Seefähigkeit eines Schiffes betreffen, repariert werden dürfen, und daß anderen Schiffen der Aufenthalt im Hafen untersagt bleiben soll. Die großbritannische Regierung steht auf dem Standpunkte striktester Neutralität und ist gesonnen, jedes Mittel zu deren Aufrechterhaltung zu ergreifen.“

„Ich danke, Exzellenz,“ sagte der Staatssekretär, „ich erkenne die Bemühungen der englischen Regierung vollauf an und bedaure nur, daß diese Einsicht erst etwas spät kommt. Dieser Auffassung der Neutralitätspflichten von seiten der englischen Regierung würde es auch sicherlich nicht entsprechen, wenn ein japanisches Geschwader einen englischen Hafen als Operationsbasis benützt. . .“

„Sicherlich nicht,“ versetzte der Botschafter eifrig, „das ist auch niemals geschehen.“

„Wirklich nicht?“ antwortete der Staatssekretär ernst, „unsere Nachrichten lauten anders. Darf ich Eure Exzellenz bitten, von dieser Depesche Kenntnis zu nehmen?“

Er reichte dem Botschafter das Telegramm aus Bahia Blanca.

Der las es und gab es dem Staatssekretär zurück.

Beide Männer sahen sich einen Moment wortlos an. Der Botschafter senkte den Blick: „Ich bin ohne Instruktionen über diesen Fall. Er überrascht mich,“ sagte er, „wirklich, er überrascht mich völlig,“ und dann die Hand des Staatssekretärs ergreifend: „Ich erlaube mir Ihnen meinen aufrichtigen, vorläufig nur privaten Glückwunsch zu solchem Erfolge auszusprechen.“

„Ich danke, Exzellenz“, sagte der Staatssekretär, „die Vereinigten Staaten haben in den letzten Monaten gelernt, zwischen korrekten und freundschaftlichen Beziehungen zu fremden Mächten zu unterscheiden. Die englische Regierung hat an den militärischen Erfolgen ihres japanischen Verbündeten aufrichtigen und herzlichen Anteil zu nehmen gewußt, wie es der Bündnisvertrag vorzuschreiben

scheint. Wir bedauern, der englischen Regierung jetzt den Schmerz bereitet zu haben, aus einem englischen Hafen japanische Schiffe ausräuchern zu müssen. Vielleicht dürfen wir, wenn es uns gelingen sollte die Oberhand zu gewinnen, auf dieselben freundnachbarlichen Vergünstigungen rechnen, wie sie dem siegreichen Japan von seiten der englischen Regierung so reichlich zuteil geworden sind."

„Das," versetzte der Botschafter etwas unsicher, „hängt davon ab, wie die Neutralität damit gewahrt wird."

„Ach," sagte der Staatssekretär mit verbindlichem Lächeln, „auf dem Gebiet so feiner Unterscheidungen hat die englische Regierung ja inzwischen Ubung erlangt."

In diesem Moment wurde der Präsident gemeldet, der Botschafter verabschiedete sich.

Remember Hilgard!

Auch in diesem Kriege trösteten sich wie einst beim russisch-japanischen Feldzuge die Papierstrategen damit, daß die Erfolge der Japaner auf amerikanischem Boden nur Augenblickserfolge seien und daß, wenn erst das amerikanische Volk zu den Waffen gerufen sei, die ganze Herrlichkeit bald ein Ende haben werde. Aber wenn man immer darauf hinwies, Japan habe kein Geld zum Kriegführen, so war man doch recht schlecht unterrichtet. Bisher hatte dieser Krieg Japan keine zweihundert Millionen gekostet, denn nicht Japan, sondern die Pacificstaaten bezahlten den Krieg. In den Pacificstaaten hatte Japan bereits mehr Geld zwangsweise erhoben, als die ganze Kriegsentschädigung betrug, auf die man damals in Portsmouth gehofft hatte.

Der Tag von Hilgard und die vernichtende Niederlage der amerikanischen Nordarmee hatte all diesen Erwägungen ein jähes Ende bereitet. Diese furchtbare Katastrophe schärfte endlich auch den Staaten der alten Welt das Gewissen, die bisher von einem bequemen Platz im Zuschauerraum die Ereignisse verfolgt hatten. Denn die Entwicklung der gelben Gefahr hielt sich eben nicht an das Schema der diplomatischen Weisheit.

Auch England begann jetzt sachte von Japan abzurücken. Als auf den kanadischen Protest hin die Werften und Kohlenlager von Esquimault der Benutzung durch japanische Schiffe entzogen wurden, ahnte man in Tokio schon den Gesinnungswechsel der Londoner Regierung. Als dann nach dem Siege der amerikanischen Flotte bei Port Stanley und vor der Magelhaensstraße der Gouverneur der Falklandsinseln als Sündenbock in die Wüste geschickt wurde — anfangs hatte er die Absicht, durch Veröffentlichung seiner Instruktionen vom Juli das Kabinett von St. James

an den Pranger zu stellen, unterließ es aber schließlich — als allen Gouverneuren in den britischen Kolonien die Beobachtung strengster Neutralität zur Pflicht gemacht wurde, da wußte man in Japan, was die Glocke geschlagen hatte. Aber man war dort auf diesen Augenblick gerüstet.

Und jetzt kam die Vergeltung dafür, daß man von London aus das japanische Volk ein Jahrzehnt lang mit dem Bündnisgedanken genarrt hatte. Jetzt ließ Japan seine Contreminen springen und bewies Großbritannien, daß man nicht ungestraft mit Völkerschicksalen spielt.

Scheinbar ohne Zusammenhang mit dem Kriegsdrama auf amerikanischem Boden lohte plötzlich in Bengalen, am Fuße des Himalaya und auf den Hochländern von Dekan ein Aufstand empor, der die britische Herrschaft in ihren Grundfesten erschütterte. England hatte alle Hände voll zu tun, um noch rechtzeitig Truppensendungen nach Indien hinüberzuschaffen, ehe dort die heranschäumende Springflut alle Deiche zerriß. Zur selben Zeit brach der Aufstand in Französisch-Indochina aus, und während die Kriegsgeschwader Englands und Frankreichs die Transportschiffe nach dem Osten geleiteten, ging auch eine gewaltige Erschütterung durch ganz Afrika. Überall galt es zu retten und zu bergen, überall mußten die europäischen Garnisonen und die Flottenstützpunkte verstärkt werden. Es galt überall scharf auf dem Posten zu sein, um nicht durch unvorhergesehene Ereignisse überrascht zu werden.

Das waren Japans letzte Reserven, um die Völker der weißen Rasse zu hindern, den Vereinigten Staaten Kriegshülfe zu leisten.

Remember Hilgard! Unter dieser Parole erledigte der Kongreß in Washington in wenigen Sitzungen die Bill, die die Schaffung einer stehenden Milizarmee vorsah, die die Ausbildung jedes amerikanischen Bürgers mit den Waffen zur nationalen Pflicht machte, und willig folgten alle dem Rufe des Vaterlandes, galt es doch das Letzte.

Remember Hilgard! das war der Kriegsruf, das war der Gedanke, der durch alle Herzen zuckte, und der Welt bewies, daß, wenn das amerikanische Volk sich erst völlig auf sich selbst besonnen hat, es unwiderstehlich ist.

Was scherten uns noch die Lehrsätze der Diplomaten über Völkerrecht und Neutralität! Wie lästige Spinnengewebe wurden

sie fortgewischt, und mit demselben Rechte, mit dem man einst Japan während des russischen Krieges von Osten her mit Waffen und Kriegsmaterial versorgt hatte, weil man bei der Lahmlegung der russischen Flotte die Zufahrt nach den japanischen Häfen frei und keinen Kläger zu befürchten hatte, mit demselben, nein mit besserem Rechte führten vornehmlich deutsche Dampfer den Häfen unserer Ostküste Kriegsmaterial zu, die in deutschen Werkstätten hergestellten Waffen für die neuen amerikanischen Armeen. Denn die amerikanischen Waffenfabriken vermochten diesen Riesenbedarf in so kurzer Zeit nicht zu decken.

Als dann im Oktober auch englische Handelshäuser bei solchen Geschäften lohnende Profite witterten und ihre Angebote in Washington machten, fanden sie dort eine sehr kühle Aufnahme. Man wollte, so wurde ihnen geantwortet, sie nicht in die Gefahr eines Gewissenskonfliktes bringen, indem man ihnen zumutete, sich zu der Politik ihrer Regierung in Gegensatz zu stellen.

Remember Hilgard! klang es leise durch jedes Kommando auf den Exerzierplätzen in den Truppenlagern, wo die Massen unserer neuen Armee ausgebildet wurden. Ungeduldig harrten die Regimenter des Augenblicks, da sie gegen den Feind geführt werden konnten. Aber nicht noch einmal durften wir es wagen, mit unfertigen Armeen den kriegserprobten Feind anzugreifen. Wochen um Wochen, bittere Monate vergingen noch, bis im Winterschnee der Vormarsch wieder beginnen konnte.

Mehr als eine drittel Million Streiter zählte die Pacificarmee, die in den Januartagen gegen die japanische Stellung auf den Hochflächen des Felsengebirges gegen Granger in Marsch gesetzt wurden. Das dreitägige Ringen um diese wichtige Bastion des japanischen Zentrums endete mit dem Rückzug des Feindes.

Tausendfältiger Jubel erscholl im ganzen Lande. Endlich ein voller Erfolg! Vierzehn japanische Geschütze wurden von den beiden Missouri-Regimentern unter Verlust fast der Hälfte ihres Mannschaftsbestandes in viermaligem Ansturm erobert. Im Triumph wurden sie durch die Staaten geführt, und die leicht verwundeten Soldaten jener Regimenter, die auf den Protzkasten saßen, erklärten nach dem Einzuge in St. Louis, daß die stürmischen Umarmungen und die Tausende von Händedrücken von seiten des begeisterten Volkes sie fast mehr mitgenommen hätten als eine Schlacht von drei Tagen.

Durch die Einnahme von Granger war die Verbindung zwischen der Union-Pacific-Bahn und der nach Nordwesten abzweigenden Oregon-Bahn unterbrochen, doch wollte das so gut wie nichts besagen, da die Transporte hinter der japanischen Front nunmehr auf der Linie von Pocatello über Ogden nach Süden geleitet wurden. Und als der Höchstkommandierende der Pacificarmee von neuem den Angriff auf die japanischen Stellungen unternahm, fand er diese stärker, als er vermutet hatte.

Am 2. Februar begann der Angriff über Fort Brigder von neuem, unerschüttert hielt der Feind auf den Höhen des Gebirges stand. Die Erkundigungen durch Fesselballons und durch zwei Motorluftschiffe, von denen eins sofort nach dem Aufstieg durch feindliche Geschosse heruntergeholt wurde, ergaben, daß die japanischen Artilleriestellungen und Schützengräben die Front des Gebirges zu einer fast uneinnehmbaren Position gemacht hatten, und während noch der Siegesjubel unser Land durchhallte, befand sich die Pacificarmee in einer Lage, wo jeder Schritt vorwärts mit den blutigsten Opfern erkauft werden mußte.

Am 4. und 5. Februar trafen auf dem Schlachtfelde von Granger sechs frische Divisionen aus den Truppenlagern ein. Sie erhielten Befehl, die anscheinend nur schwachen feindlichen Streitkräfte, die am Bells-Paß standen, anzugreifen und über den verschneiten Paß dem japanischen Zentrum in die linke Flanke zu fallen. Unter unsäglichen Mühen begann der Vormarsch. Ganze Kompagnien mußten sich vor die Geschütze spannen, aber es ging vorwärts. Die schwachen japanischen Kavallerieabteilungen vor dem Bells-Paß zogen sich zurück, und der Paß selber wurde durch einen nächtlichen Angriff genommen. Jetzt trat Frost ein, an Seilen zog man die Geschütze und die Fahrzeuge des Trains auf den Bergpfaden empor. Die Truppen litten furchtbar unter der Kälte, aber sie murrten nicht, ging es doch vorwärts.

Am 7. Februar, als die Division Fischer als erste der Armee General Elliotts jenseits des Bells-Passes bereits im Tale des Bear River den Vormarsch nach Süden in der Richtung auf Almy und Evanston im Rücken der japanischen Stellungen angetreten hatte, meldeten die flußabwärts am Bear River bis Georgetown vorgeschobenen Kavalleriepatrouillen, die bis dahin die Bahnlinie zerstört hatten, den Anmarsch größerer feindlicher Streitkräfte von Norden her. General Elliott ließ die Division Fischer ihren

Vormarsch auf Almy fortsetzen, dirigierte die Divisionen Hardy und Livingstone ebenfalls nach Süden, ließ die Division Wilson als Reserve am Paß zurück und detachierte die Divisionen Ostermann und Stranger nach Norden, um den Vormarsch der feindlichen Verstärkungen aufzuhalten. Die auf dem linken Ufer des Bear River vorgehende Division Ostermann besetzte gleichzeitig auch die Übergänge des Bear River Range, um nötigenfalls einer feindlichen Diversion über Logau zu begegnen. Berittene Pioniere zerstörten vor und hinter Logau an mehreren Stellen die Bahnlinie.

Freilich befanden sich so die sechs Divisionen General Elliotts zwischen beiden feindlichen Heeren im engen Tal des Bear River: die nach Süden marschierenden Divisionen Fischer, Hardy und Livingstone, die der feindlichen Hauptarmee unter Marschall Oyama in die linke Flanke fallen sollten, und die nach Norden dirigierten Divisionen Ostermann und Stranger, die bei Georgetown bald mit den von Pocatello im Anmarsch befindlichen japanischen Streitkräften aneinder gerieten. General Elliott hatte also einen Kampf nach zwei Fronten zu führen: eine möglichst schnelle und energische Offensive nach Süden gegen Oyamas Flanke, und eine Defensive bei Georgetown. Zwischen beiden Fronten lag der Bells-Paß ungefähr in der Mitte. Und hier behielt General Elliott nur die drei schwachen Brigaden der Division Wilson in Reserve. Ein durchschlagender Erfolg der Japaner bei Georgetown konnte General Elliotts ganze Armee in die äußerste Gefahr bringen.

Im Weißen Hause.

In Washington riß man sich auf den Straßen um die Extrablätter mit den letzten Nachrichten von der Front. Man wartete stundenlang vor den Zeitungsredaktionen, aber die Entscheidung zögerte sich immer weiter hinaus, und wieder senkte sich Verzagtheit in die Herzen, wieder begann man zu zweifeln an dem endgiltigen Erfolge.

Sieben bange Tage der Erwartung!

Focht man denn gegen überirdische Gewalten, denen kein irdischer Heldenmut etwas anhaben konnte?

Im Weißen Hause war neben dem Arbeitszimmer des Präsidenten ein Telegraphenapparat aufgestellt worden, durch den der Präsident sofort alle Nachrichten von der Front erhielt. Auf einem Tische lag eine riesengroße Karte des Schlachtfeldes, auf dem der Kampf jetzt tobte. Der Privatsekretär des Präsidenten hatte auf der Karte durch bunte Holzklötzchen und kleine Fähnchen die Stellungen der amerikanischen Truppen markiert.

Jetzt erscholl die Klingel des Apparates, und auf dem Papierstreifen des Morseschreibers erschien eine neue Meldung des Generalstabes der Pacificarmee:

Fort Brigder, 8 Februar 6 Uhr p. m. Vom Fesselballon kommt die Meldung, daß auf der linken Flanke des Feindes anscheinend Truppenverschiebungen vorbereitet werden. Eine von zwei japanischen Bataillonen besetzte Stellung ist geräumt und sofort von Schützenzügen des 86. Regimentes mit zwei Maschinengewehren besetzt worden. Der Angriff des zweiten Bataillons des 64. Regiments auf eine durch Drahtverhaue gesicherte japanische Infanteriestellung blieb erfolglos,

einnimmt, wenn er nur mit fester Hand die sinkende Fahne unseres Vaterlandes ergreift. Volksgunst ist von gestern und von heute, sie darf uns nicht beirren. Die Verblendeten, die den elenden Kerl aufgestachelt haben, an mir die Dynamitprobe zu vollziehen, sie sitzen uns, die wir auf verantwortlichen Posten stehen, doch nur mit denselben Gefühlen gegenüber wie dem Tierbändiger, der in den Löwenkäfig geht. Kommt er wieder heraus, nun dann ist's gut, dann haben sie ihre Wette gewonnen, und wird er zerrissen und hat er seine Tollkühnheit mit zerfetzten Gliedern zu bezahlen, so ist es auch gut; morgen steht ein anderer an der Stelle, so oder so. Die Fahnenflucht in unsern eigenen Reihen zu besiegen, das amerikanische Bürgertum gegen die hergelaufenen Elemente zu schützen, die kein Vaterland haben, und denen die Streifen und Sterne nichts sind als ein Lappen Tuch, das ist meine Pflicht, mit der ich stehe und falle."

Tosende cheers-Rufe von draußen ließen den Staatssekretär das Fenster öffnen. Von Tausenden gesungen klang ihm das „star spangled banner" machtvoll entgegen. Da berührte seine Gattin ihn am Arm, „James, eine Depesche."

Jäh aus seinen Gedanken auffahrend, wandte sich der Staatssekretär und riß seinem Sekretär eine soeben dechiffrierte Depesche aus der Hand. Er überflog sie, dann atmete er tief auf. Und während ihm die Augen feucht wurden ob der schier unfaßbaren Kunde, sagte er leise zu seiner Gattin: „Das rettet uns aus all dem dumpfen Jammer der Verzagtheit."

Dann trat er wieder ans Fenster, aber die innere Erregung erstickte die Worte; er machte eine Handbewegung nach draußen, und allmählich flaute das dumpfe Tosen der Volksmenge ab, es trat eine Stille ein.

„Bürger der Vereinigten Staaten", begann der Staatssekretär, „Ich erhalte in diesem Augenblick . . . ." Stürmische cheers unterbrachen ihn. Andere verwiesen die Schreier zur Ruhe und mit weithin vernehmbarer Stimme las der Staatssekretär folgende Meldung vor:

Bahia Blanca 8. Dezember: Der heute morgen im Hafen eingetroffene Torpedozerstörer „Paul Jones" überbringt von Admiral Dayton folgende Meldung: „Ich habe am 4. Dezember im Hafen von Port Stanley (Falklands-Inseln) die japanischen Kreuzer „Adzuma" und „Asama" nebst drei Zerstörern Kohlen

nehmend angetroffen, habe die britische Hafenbehörde aufgefordert, die japanischen Schiffe umgehend zum Verlassen des Hafens zu zwingen, widrigenfalls ich sie am 5. Dezember morgens im Hafen angreifen würde. Am 4. Nachmittags die japanischen Schiffe vier Seemeilen vor Port Stanley angegriffen. Nach einstündigem Gefecht alle fünf japanischen Schiffe gesunken. Unsererseits Zerstörer „Dale“ gesunken. Verlust insgesamt 180 Mann. Havarierter Kreuzer „Maryland“ nach Buenos Aires gesandt. Am 6. Dezember morgens die japanischen Kreuzer „Idzumo“, „Tokiwa“, „Jakumo“ und vier Zerstörer vor dem Eingang der Magelhaensstraße gesichtet, mit der gesamten Flotte die Verfolgung aufgenommen. Mittags Kampf mit „Idzumo“ und „Tokiwa“. „Idzumo“ gesunken. Beim Erscheinen zweier feindlicher Linienschiffe Gefecht vorläufig abgebrochen. Die Zerstörer halten Fühlung mit dem japanischen Geschwader.

Admiral Dayton.

Lautlose Stille folgte diesen Worten, man schien die Kunde von einem Siege der amerikanischen Waffen kaum noch glauben zu wollen, die erste frohe Nachricht nach fast dreiviertel Jahren unablässiger Niederlagen. Aber dann brach es los wie ein tobender Orkan, der alles vor sich niederbricht. Bald begannen die hinteren Reihen der Menge sich aufzulösen, man eilte davon, um die Siegesbotschaft weiter zu verkünden. Aber von allen Seiten drängten sich immer neue Massen hinzu, die die Siegesdepesche noch einmal hören wollten.

Jetzt stieg auf der andern Seite der 17. Straße auf dem Dache des Winders Building am kahlen Flaggenmaste plötzlich das Sternenbanner empor, sich rauschend im frischen Winde entfaltend. Der Staatssekretär deutete nach oben, und brausend setzte die begeisterte Volksmenge noch einmal ein: „star spangled banner“.

„Das war ein Tag,“ sagte der Staatssekretär seiner Gattin die Hand reichend, „den unser Land nie vergessen darf. Doch nun die Geschäfte, und dann zum Präsidenten.“

Während seine Gattin das Zimmer verließ, drückte der Staatssekretär auf die Klingel: „Ich bitte Se. Exzellenz, den Botschafter seiner großbritannischen Majestät.“

Lautlos verschwand der Diener. Der englische Botschafter trat herein.

„Exzellenz,“ begrüßte ihn der Staatssekretär, ihm mit ein

paar Schritten entgegengehend, „ich bitte freundlichst entschuldigen zu wollen, daß ich Sie warten ließ. Ich verdanke die Ehre Ihres Besuches . . . . ?

„Ich komme nur, um auf die Reklamation der Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika wegen der Benutzung des Hafens von Esquimault durch japanische Schiffe zu antworten, daß die großbritannische Regierung die Beschwerde der Regierung der Vereinigten Staaten als berechtigt anerkennt. Die Regierung meines Landes hat bereits Vorsorge getroffen, daß in Esquimault ausschließlich Havarien, die die Seefähigkeit eines Schiffes betreffen, repariert werden dürfen, und daß anderen Schiffen der Aufenthalt im Hafen untersagt bleiben soll. Die großbritannische Regierung steht auf dem Standpunkte striktester Neutralität und ist gesonnen, jedes Mittel zu deren Aufrechterhaltung zu ergreifen.“

„Ich danke, Exzellenz,“ sagte der Staatssekretär, „ich erkenne die Bemühungen der englischen Regierung vollauf an und bedaure nur, daß diese Einsicht erst etwas spät kommt. Dieser Auffassung der Neutralitätspflichten von seiten der englischen Regierung würde es auch sicherlich nicht entsprechen, wenn ein japanisches Geschwader einen englischen Hafen als Operationsbasis benützt. . . .“

„Sicherlich nicht,“ versetzte der Botschafter eifrig, „das ist auch niemals geschehen.“

„Wirklich nicht?“ antwortete der Staatssekretär ernst, „unsere Nachrichten lauten anders. Darf ich Eure Exzellenz bitten, von dieser Depesche Kenntnis zu nehmen?“

Er reichte dem Botschafter das Telegramm aus Bahia Blanca.

Der las es und gab es dem Staatssekretär zurück.

Beide Männer sahen sich einen Moment wortlos an. Der Botschafter senkte den Blick: „Ich bin ohne Instruktionen über diesen Fall. Er überrascht mich,“ sagte er, „wirklich, er überrascht mich völlig,“ und dann die Hand des Staatssekretärs ergreifend: „Ich erlaube mir Ihnen meinen aufrichtigen, vorläufig nur privaten Glückwunsch zu solchem Erfolge auszusprechen.“

„Ich danke, Exzellenz“, sagte der Staatssekretär, „die Vereinigten Staaten haben in den letzten Monaten gelernt, zwischen korrekten und freundschaftlichen Beziehungen zu fremden Mächten zu unterscheiden. Die englische Regierung hat an den militärischen Erfolgen ihres japanischen Verbündeten aufrichtigen und herzlichen Anteil zu nehmen gewußt, wie es der Bündnisvertrag vorzuschreiben

scheint. Wir bedauern, der englischen Regierung jetzt den Schmerz bereitet zu haben, aus einem englischen Hafen japanische Schiffe ausräuchern zu müssen. Vielleicht dürfen wir, wenn es uns gelingen sollte die Oberhand zu gewinnen, auf dieselben freundnachbarlichen Vergünstigungen rechnen, wie sie dem siegreichen Japan von seiten der englischen Regierung so reichlich zuteil geworden sind."

„Das," versetzte der Botschafter etwas unsicher, „hängt davon ab, wie die Neutralität damit gewahrt wird."

„Ach," sagte der Staatssekretär mit verbindlichem Lächeln, „auf dem Gebiet so feiner Unterscheidungen hat die englische Regierung ja inzwischen Übung erlangt."

In diesem Moment wurde der Präsident gemeldet, der Botschafter verabschiedete sich.

Remember Hilgard!

Auch in diesem Kriege trösteten sich wie einst beim russisch-japanischen Feldzuge die Papierstrategen damit, daß die Erfolge der Japaner auf amerikanischem Boden nur Augenblickserfolge seien und daß, wenn erst das amerikanische Volk zu den Waffen gerufen sei, die ganze Herrlichkeit bald ein Ende haben werde. Aber wenn man immer darauf hinwies, Japan habe kein Geld zum Kriegführen, so war man doch recht schlecht unterrichtet. Bisher hatte dieser Krieg Japan keine zweihundert Millionen gekostet, denn nicht Japan, sondern die Pacificstaaten bezahlten den Krieg. In den Pacificstaaten hatte Japan bereits mehr Geld zwangsweise erhoben, als die ganze Kriegsentschädigung betrug, auf die man damals in Portsmouth gehofft hatte.

Der Tag von Hilgard und die vernichtende Niederlage der amerikanischen Nordarmee hatte all diesen Erwägungen ein jähes Ende bereitet. Diese furchtbare Katastrophe schärfte endlich auch den Staaten der alten Welt das Gewissen, die bisher von einem bequemen Platz im Zuschauerraum die Ereignisse verfolgt hatten. Denn die Entwicklung der gelben Gefahr hielt sich eben nicht an das Schema der diplomatischen Weisheit.

Auch England begann jetzt sachte von Japan abzurücken. Als auf den kanadischen Protest hin die Werften und Kohlenlager von Esquimault der Benutzung durch japanische Schiffe entzogen wurden, ahnte man in Tokio schon den Gesinnungswechsel der Londoner Regierung. Als dann nach dem Siege der amerikanischen Flotte bei Port Stanley und vor der Magelhaensstraße der Gouverneur der Falklandsinseln als Sündenbock in die Wüste geschickt wurde — anfangs hatte er die Absicht, durch Veröffentlichung seiner Instruktionen vom Juli das Kabinett von St. James

an den Pranger zu stellen, unterließ es aber schließlich — als allen Gouverneuren in den britischen Kolonien die Beobachtung strengster Neutralität zur Pflicht gemacht wurde, da wußte man in Japan, was die Glocke geschlagen hatte. Aber man war dort auf diesen Augenblick gerüstet.

Und jetzt kam die Vergeltung dafür, daß man von London aus das japanische Volk ein Jahrzehnt lang mit dem Bündnisgedanken genarrt hatte. Jetzt ließ Japan seine Contreminen springen und bewies Großbritannien, daß man nicht ungestraft mit Völkerschicksalen spielt.

Scheinbar ohne Zusammenhang mit dem Kriegsdrama auf amerikanischem Boden lohte plötzlich in Bengalen, am Fuße des Himalaya und auf den Hochländern von Dekan ein Aufstand empor, der die britische Herrschaft in ihren Grundfesten erschütterte. England hatte alle Hände voll zu tun, um noch rechtzeitig Truppensendungen nach Indien hinüberzuschaffen, ehe dort die heranschäumende Springflut alle Deiche zerriß. Zur selben Zeit brach der Aufstand in Französisch-Indochina aus, und während die Kriegsgeschwader Englands und Frankreichs die Transportschiffe nach dem Osten geleiteten, ging auch eine gewaltige Erschütterung durch ganz Afrika. Überall galt es zu retten und zu bergen, überall mußten die europäischen Garnisonen und die Flottenstützpunkte verstärkt werden. Es galt überall scharf auf dem Posten zu sein, um nicht durch unvorhergesehene Ereignisse überrascht zu werden.

Das waren Japans letzte Reserven, um die Völker der weißen Rasse zu hindern, den Vereinigten Staaten Kriegshülfe zu leisten.

Remember Hilgard! Unter dieser Parole erledigte der Kongreß in Washington in wenigen Sitzungen die Bill, die die Schaffung einer stehenden Milizarmee vorsah, die die Ausbildung jedes amerikanischen Bürgers mit den Waffen zur nationalen Pflicht machte, und willig folgten alle dem Rufe des Vaterlandes, galt es doch das Letzte.

Remember Hilgard! das war der Kriegsruf, das war der Gedanke, der durch alle Herzen zuckte, und der Welt bewies, daß, wenn das amerikanische Volk sich erst völlig auf sich selbst besonnen hat, es unwiderstehlich ist.

Was scherten uns noch die Lehrsätze der Diplomaten über Völkerrecht und Neutralität! Wie lästige Spinnengewebe wurden

sie fortgewischt, und mit demselben Rechte, mit dem man einst Japan während des russischen Krieges von Osten her mit Waffen und Kriegsmaterial versorgt hatte, weil man bei der Lahmlegung der russischen Flotte die Zufahrt nach den japanischen Häfen frei und keinen Kläger zu befürchten hatte, mit demselben, nein mit besserem Rechte führten vornehmlich deutsche Dampfer den Häfen unserer Ostküste Kriegsmaterial zu, die in deutschen Werkstätten hergestellten Waffen für die neuen amerikanischen Armeen. Denn die amerikanischen Waffenfabriken vermochten diesen Riesenbedarf in so kurzer Zeit nicht zu decken.

Als dann im Oktober auch englische Handelshäuser bei solchen Geschäften lohnende Profite witterten und ihre Angebote in Washington machten, fanden sie dort eine sehr kühle Aufnahme. Man wollte, so wurde ihnen geantwortet, sie nicht in die Gefahr eines Gewissenskonfliktes bringen, indem man ihnen zumutete, sich zu der Politik ihrer Regierung in Gegensatz zu stellen.

Remember Hilgard! klang es leise durch jedes Kommando auf den Exerzierplätzen in den Truppenlagern, wo die Massen unserer neuen Armee ausgebildet wurden. Ungeduldig harrten die Regimenter des Augenblicks, da sie gegen den Feind geführt werden konnten. Aber nicht noch einmal durften wir es wagen, mit unfertigen Armeen den kriegserprobten Feind anzugreifen. Wochen um Wochen, bittere Monate vergingen noch, bis im Winterschnee der Vormarsch wieder beginnen konnte.

Mehr als eine drittel Million Streiter zählte die Pacificarmee, die in den Januartagen gegen die japanische Stellung auf den Hochflächen des Felsengebirges gegen Granger in Marsch gesetzt wurden. Das dreitägige Ringen um diese wichtige Bastion des japanischen Zentrums endete mit dem Rückzug des Feindes.

Tausendfältiger Jubel erscholl im ganzen Lande. Endlich ein voller Erfolg! Vierzehn japanische Geschütze wurden von den beiden Missouri-Regimentern unter Verlust fast der Hälfte ihres Mannschaftsbestandes in viermaligem Ansturm erobert. Im Triumph wurden sie durch die Staaten geführt, und die leicht verwundeten Soldaten jener Regimenter, die auf den Protzkasten saßen, erklärten nach dem Einzuge in St. Louis, daß die stürmischen Umarmungen und die Tausende von Händedrücken von seiten des begeisterten Volkes sie fast mehr mitgenommen hätten als eine *Schlacht* von drei Tagen.

Durch die Einnahme von Granger war die Verbindung zwischen der Union-Pacific-Bahn und der nach Nordwesten abzweigenden Oregon-Bahn unterbrochen, doch wollte das so gut wie nichts besagen, da die Transporte hinter der japanischen Front nunmehr auf der Linie von Pocatello über Ogden nach Süden geleitet wurden. Und als der Höchstkommandierende der Pacificarmee von neuem den Angriff auf die japanischen Stellungen unternahm, fand er diese stärker, als er vermutet hatte.

Am 2. Februar begann der Angriff über Fort Brigder von neuem, unerschüttert hielt der Feind auf den Höhen des Gebirges stand. Die Erkundigungen durch Fesselballons und durch zwei Motorluftschiffe, von denen eins sofort nach dem Aufstieg durch feindliche Geschosse heruntergeholt wurde, ergaben, daß die japanischen Artilleriestellungen und Schützengräben die Front des Gebirges zu einer fast uneinnehmbaren Position gemacht hatten, und während noch der Siegesjubel unser Land durchhallte, befand sich die Pacificarmee in einer Lage, wo jeder Schritt vorwärts mit den blutigsten Opfern erkauft werden mußte.

Am 4. und 5. Februar trafen auf dem Schlachtfelde von Granger sechs frische Divisionen aus den Truppenlagern ein. Sie erhielten Befehl, die anscheinend nur schwachen feindlichen Streitkräfte, die am Bells-Paß standen, anzugreifen und über den verschneiten Paß dem japanischen Zentrum in die linke Flanke zu fallen. Unter unsäglichen Mühen begann der Vormarsch. Ganze Kompagnien mußten sich vor die Geschütze spannen, aber es ging vorwärts. Die schwachen japanischen Kavallerieabteilungen vor dem Bells-Paß zogen sich zurück, und der Paß selber wurde durch einen nächtlichen Angriff genommen. Jetzt trat Frost ein, an Seilen zog man die Geschütze und die Fahrzeuge des Trains auf den Bergpfaden empor. Die Truppen litten furchtbar unter der Kälte, aber sie murrten nicht, ging es doch vorwärts.

Am 7. Februar, als die Division Fischer als erste der Armee General Elliotts jenseits des Bells-Passes bereits im Tale des Bear River den Vormarsch nach Süden in der Richtung auf Almy und Evanston im Rücken der japanischen Stellungen angetreten hatte, meldeten die flußabwärts am Bear River bis Georgetown vorgeschobenen Kavalleriepatrouillen, die bis dahin die Bahnlinie zerstört hatten, den Anmarsch größerer feindlicher Streitkräfte von Norden her. General Elliott ließ die Division Fischer ihren

Vormarsch auf Almy fortsetzen, dirigierte die Divisionen Hardy und Livingstone ebenfalls nach Süden, ließ die Division Wilson als Reserve am Paß zurück und detachierte die Divisionen Ostermann und Stranger nach Norden, um den Vormarsch der feindlichen Verstärkungen aufzuhalten. Die auf dem linken Ufer des Bear River vorgehende Division Ostermann besetzte gleichzeitig auch die Übergänge des Bear River Range, um nötigenfalls einer feindlichen Diversion über Logau zu begegnen. Berittene Pioniere zerstörten vor und hinter Logau an mehreren Stellen die Bahnlinie.

Freilich befanden sich so die sechs Divisionen General Elliotts zwischen beiden feindlichen Heeren im engen Tal des Bear River: die nach Süden marschierenden Divisionen Fischer, Hardy und Livingstone, die der feindlichen Hauptarmee unter Marschall Oyama in die linke Flanke fallen sollten, und die nach Norden dirigierten Divisionen Ostermann und Stranger, die bei Georgetown bald mit den von Pocatello im Anmarsch befindlichen japanischen Streitkräften aneinder gerieten. General Elliott hatte also einen Kampf nach zwei Fronten zu führen: eine möglichst schnelle und energische Offensive nach Süden gegen Oyamas Flanke, und eine Defensive bei Georgetown. Zwischen beiden Fronten lag der Bells-Paß ungefähr in der Mitte. Und hier behielt General Elliott nur die drei schwachen Brigaden der Division Wilson in Reserve. Ein durchschlagender Erfolg der Japaner bei Georgetown konnte General Elliotts ganze Armee in die äußerste Gefahr bringen.

Im Weißen Hause.

In Washington riß man sich auf den Straßen um die Extrablätter mit den letzten Nachrichten von der Front. Man wartete stundenlang vor den Zeitungsredaktionen, aber die Entscheidung zögerte sich immer weiter hinaus, und wieder senkte sich Verzagtheit in die Herzen, wieder begann man zu zweifeln an dem endgiltigen Erfolge.

Sieben bange Tage der Erwartung!

Focht man denn gegen überirdische Gewalten, denen kein irdischer Heldenmut etwas anhaben konnte?

Im Weißen Hause war neben dem Arbeitszimmer des Präsidenten ein Telegraphenapparat aufgestellt worden, durch den der Präsident sofort alle Nachrichten von der Front erhielt. Auf einem Tische lag eine riesengroße Karte des Schlachtfeldes, auf dem der Kampf jetzt tobte. Der Privatsekretär des Präsidenten hatte auf der Karte durch bunte Holzklötzchen und kleine Fähnchen die Stellungen der amerikanischen Truppen markiert.

Jetzt erscholl die Klingel des Apparates, und auf dem Papierstreifen des Morseschreibers erschien eine neue Meldung des Generalstabes der Pacificarmee:

> Fort Brigder, 8 Februar 6 Uhr p. m. Vom Fesselballon kommt die Meldung, daß auf der linken Flanke des Feindes anscheinend Truppenverschiebungen vorbereitet werden. Eine von zwei japanischen Bataillonen besetzte Stellung ist geräumt und sofort von Schützenzügen des 86. Regimentes mit zwei Maschinengewehren besetzt worden. Der Angriff des zweiten Bataillons des 64. Regiments auf eine durch Drahtverhaue gesicherte japanische Infanteriestellung blieb erfolglos,

da der Feind mehrere maskierte Maschinengewehre unerwartet ins Gefecht brachte. Der Geschützkampf dauert fort, von General Elliotts Armee kommt die Nachricht, daß der Kampf gegen die im Tale des Bear River vorrückenden feindlichen Streitkräfte 3 Uhr nachmittags südlich Georgetown begonnen hat. Da der Feind unerwartet große Massen entwickelt, sind zwei Brigaden der Division Wilson vom Bells Paß nach Norden entsandt worden.

Generalmajor Illing.

Der Privatsekretär des Präsidenten verschob einige der bunten Klötze auf der Karte, veränderte die Stellung der Fähnchen am Bells Paß und schob zwei blaue Holzklötzchen in der Richtung auf Georgetown vor. Dann ging er zum Präsidenten und brachte ihm die Meldung.

Stunden vergingen wieder, es wurde Abend, es wurde Nacht. Um Mitternacht kam die Meldung, daß bei dem hartnäckigen Widerstand des Feindes bei Georgetown auch die letzte Brigade der Division Wilson vom Bells-Paß nach Norden vorgezogen worden sei.

„Die letzten Reserven," sagte der Präsident, als er die Karte betrachtete, „ein gewagtes Spiel."

Dann sah er zu seinem Privatsekretär hinüber. Der Mann schwankte vor Müdigkeit hin und her. Drei Nächte ohne eine Minute Schlaf. „Johnson," sagte der Präsident, „gehen Sie schlafen, ich bleibe noch wach, habe noch zu tun. Gehen Sie schlafen, Johnson, ich brauche Sie nicht mehr."

„Und der Apparat?" wandte der Privatsekretär ein.

„Ich höre ja alles nebenan, mir läßt es jetzt keine Ruhe. Außerdem hat sich noch der Kriegssekretär angemeldet, gehen Sie nur Johnson, ich werde schon fertig."

Der Präsident setzte sich wieder an seinen Schreibtisch und unterfertigte mehrere Schriftstücke. Eine halbe Stunde später wurde der Kriegssekretär gemeldet.

„Gleich, Harry," sagte der Präsident und deutete auf einen Stuhl, „in fünf Minuten bin ich fertig." Und während der Präsident weiter seine Unterschrift unter die Aktenstücke setzte, rückte sich der Kriegssekretär einen Stuhl zurecht, nahm ein Buch, legte es wieder fort, nahm eine Zeitung, legte sie wieder fort, nahm eine andere, las mechanisch einige Zeilen, blickte dann

gedankenvoll über den Rand des Blattes ins Leere, sprang auf. und ging langsam auf und ab. Dann verschwand er im Telegraphenzimmer. Noch einmal las er die obenauf liegende Meldung, die daheim auch auf seinem Schreibtisch lag, noch einmal prüfte er die einzelnen Stellungen, verschob hier und da ein wenig die Holzklötzchen, dann schrillte draußen eine Klingel.

Leise Schritte auf dem Korridor, nebenan ging eine Tür. Er hörte den Präsidenten die Aktenbogen zusammenlegen, hörte ihn sagen, „Nehmen Sie alles mit hinüber, es ist fertig. Morgen früh . . . Morgen früh, ach so, es ist schon der 9. Februar."

Dann ging wieder die Tür und der Präsident war allein. Er trat zu dem Kriegssekretär in das Telegraphenzimmer.

„Harry," sagte er leise, „wir stehen vor der Entscheidung, vielleicht fällt sie schon in den nächsten Stunden. Ich habe Johnson fortgeschickt, er mag sich schlafen legen. Wir wollen allein sein in der Stunde, da das Schicksal unseres Vaterlandes sich entscheidet."

Der Kriegssekretär ging rauchend, die Hände in den Taschen auf und ab. Beide Männer vermieden es, sich anzusehen, keiner wollte den andern die fiebernde Erregung merken lassen. Jeder horchte nur immer gespannt nach dem Apparat im Nebenzimmer, der die Schicksalskunde in sich barg.

„Um 10 Uhr," begann der Präsident nach einer langen Pause wieder, „kam die Meldung aus Fort Bridger, daß tatsächlich auf dem linken feindlichen Flügel Truppenverschiebungen stattfinden, die nachmittags vom Fesselballon schon bemerkt waren. Das könnte, . . ."

„Ja, das könnte" wiederholte der Kriegssekretär mechanisch.

Dann schwiegen beide wieder und pafften nur dichte Rauchwolken in die Luft.

„Und wenn doch wieder alles umsonst ist, wenn der Feind doch wieder . . .," sagte der Kriegssekretär vor sich hin. Da lärmte der Apparat im Nebenzimmer.

Bells Paß 9. Febr. 12^{15} nachts. Division Ostermann hat nach erbittertem Nachtgefecht mehrere feindliche Positionen westlich Georgetown genommen. Kleinere Mißerfolge der Division Stranger durch Vorstöße der von Bells Paß eingetroffenen Brigaden wieder wettgemacht.

Oberst Tarditt.

„Wenn sie nur aushalten bei Georgetown,“ sagte der Kriegssekretär, „wenn sie nur aushalten, es sind die letzten Reserven.“

„Gebe Gott, daß sie es tun.“

Dann gingen beide wieder hinüber in das Arbeitszimmer. Der Präsident blieb vor Lincolns Bild an der Wand stehen.

„Der hat auch solche Stunden durchgemacht,“ sagte er leise, „genau solche Stunden, vielleicht hier in diesem Raume, damals während des Gefechts bei Hampton Roads, als der „Monitor“ gegen den „Merrimac“ focht. Damals bekam er hier auch Stunde um Stunde die Nachricht, wie der Kampf stand. O hätten wir heute Lincoln, daß sein Wort noch einmal durch unser Land gehen könnte.“

Der Kriegssekretär blickte den Präsidenten festen Blickes an: „Ja, wir brauchen Männer, aber wir haben auch Männer, vielleicht haben wir sogar Männer, die größer sind als Lincoln.“

Der Präsident schüttelte abwehrend den Kopf: „Ich weiß nicht, wir haben alles getan, wir haben unsere Pflicht getan, aber vielleicht hätten wir noch mehr tun können. Mir ist so angst um den Ausgang des Kampfes, es ist mir, als ob wir waffenlos dem Gegner gegenüberständen, als ob unsere Waffen stumpf wären.“

Wieder raste die Klingel des Telegraphen. Der Präsident machte ein paar Schritte auf die Tür zu und blieb dann stehen: „Harry, gehen Sie lieber, nehmen Sie die Depesche:

> Fort Bridger, 8. Febr. 11^{50}. Von der Division Fischer kommt über den Bells Paß die Meldung, daß zwei Regimenter ihrer Spitze unter Scheinwerferbeleuchtung feindliche Truppen aus ihren Stellungen geworfen haben und vor sich hertreiben.
>
> Generalmajor Illing.

Wortlos rückte der Kriegssekretär mit dem Holzklötzchen der Division Fischer weiter nach Süden vor. „Einerlei, wie es bei Georgetown steht,“ sagte er, „hier liegt jetzt die Entscheidung, sie kann in einer Stunde fallen“ und er deutete auf den linken Flügel der feindlichen Stellung im Gebirge. „Wenn jetzt ein Frontalangriff eine Lücke bricht ...“

Er vollendete nicht. Schwer lag die Hand des Präsidenten auf seiner Schulter. „Ja, Harry, wenn ... Das haben wir nun seit drei Vierteljahren gesagt. Wenn ... und immer folgte auf das Wenn ein Aber, immer sagte der Feind das Aber.“

Der Präsident warf sich in einen Sessel und überschattete die müden Augen mit der Rechten. Unaufhörlich wanderte der Kriegssekretär im Zimmer auf und ab, gewaltige Rauchwolken von sich blasend.

3 Uhr morgens. Der schrille Ton der Klingel des Apparates ließ den Präsidenten auffahren. Langsam Zoll für Zoll rollte sich der weiße Papierstreifen von der Walze ab. Nebeneinander über den tickenden Apparat gebeugt, sahen die beiden Männer einen Buchstaben, ein Wort, einen Satz nach dem andern auf dem weißen Bande entstehen:

Fort Bridger, 9. Febr. 1[15]. Zurückkehrendes Motorluftschiff meldet heftigen Artilleriekampf hinter dem linken Flügel des Feindes. Soeben Befehl gegeben zum Angriff auf die Höhenstellungen mit allen Kräften. Nächtlicher Artilleriekampf auf der ganzen Front. Die Regimenter gehen mit Hurra und unter dem Rufe: Remember Hilgard! zum Sturme vor. Nach einer Meldung vom Bells Paß hat der Feind bei Georgetown den Rückzug angetreten. Zwölf feindliche Geschütze erobert.

Generalmajor Illing.

„Harry,“ rief der Präsident und ergriff die Hand des Kriegssekretärs, „Harry, wenn das der Sieg wäre.“

„Er wird es sein, er muß es sein“ sagte dieser. „Sehen Sie hier“ und er verschob die Klötze auf der Karte von neuem, „der ganze Druck der drei Divisionen General Elliots steht auf dem linken feindlichen Flügel. Jetzt ein entschlossener Angriff...“

„Auf die Schützengräben in der Nacht?“ wandte der Präsident ein, „wo die Truppen der Führung so leicht entgleiten, wo man ins Dunkle hineinschießt, wo ein unglücklicher Zufall den angreifenden Truppen den Sieg wieder entreißen kann?...“

Der Kriegssekretär schüttelte verneinend den Kopf: „Das Schicksal der Schlachten steht in Gottes Hand, wir müssen unseren Truppen vertrauen.“

Er ging mit langen Schritten um den Tisch herum, an dem der Präsident auf der Karte immer wieder die Stellungen beider Heere mit dem Inhalt der letzten Depeschen verglich.

„Harry“, sagte er dann, „wissen Sie noch damals in Harward, wo ich die Rede hielt über den Einheitsgedanken in der Geschichte der Völker; es war meine erste Rede, und wer hätte es gedacht, daß wir heute in diesen Zimmer zusammen sitzen

würden. Sonderbar, wie mir das alles jetzt wieder in Erinnerung kommt. Als ich damals in der deutschen Dichtung die Entwicklung der Einheitsidee verfolgte, hat es mich als jungen Mann doch mächtig ergriffen, so manches gute Wort zu finden, was auch für uns von Bedeutung ist, heute erst recht von Bedeutung ist. Als der Siegesjubel von Sedan hinüberklang nach Deutschland, nach dem noch uneinigen Deutschland und der Erfolg der Waffen das Wort der Dichter sofort sicher und schnell auslöste, da klingt mir eins von den Liedern jetzt im Herzen ganz seltsam wider ... Oh, wenn es wahr würde, wenn unsere Tapferen drüben, die jetzt an den Abhängen des Gebirges hinaufstürmen, wenn die es wahr machen könnten ...“ Wieder rasselte die Klingel des Apparates:

Fort Bridger 9. Febr. 2 [36]. Unter ungeheuren Verlusten haben die Brigaden Lennox und Malmberg die Artilleriestellungen auf dem feindlichen linken Flügel gestürmt. Zahlreiche Geschütze erobert. Von den Höhen Kanonendonner drüben im Tale deutlich zu hören. Division Fischer meldet durch Lichtsignale, daß sie den Feind erfolgreich zurückdrängt. Vor unserer Front beginnt der Rückzug der Japaner. Unsere Truppen ...“

Das Weitere vermochte der Präsident nicht mehr zu entziffern, die Worte tanzten vor seinem Blicke. Dem harten Mann, der in keinem Sturme gezittert hatte, umflorte sich der Blick. Still faltete er über dem surrenden Apparat, aus dem sich der bedruckte Papierstreifen endlos, unaufhörlich hervorschlängelte, die Hände.

„Harry,“ sagte er tief erschüttert, „diese Stunde ist größer, als der 4. Juli. Und jetzt Harry, jetzt weiß ich es, das Lied des deutschen Dichters, es sei unser Dankgebet:

„Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes an uns getan.
Ehre sei Gott in der Höhe!“

Dann trat der Präsident ans Fenster, schob die Vorhänge zurück, öffnete die Flügel und schaute lange in die kalte Winternacht hinaus.

„Harry, ist nicht etwas wie Glockenton in der Luft? Noch wissen die da draußen es nicht, noch wissen wir es allein.

Aber wenn sie erwachen, wenn der Morgen kommt und mit ihm die Siegeskunde laut wird, dann darf unser Banner sich stolz und groß wieder entfalten, und dann hat es keine Not mehr, auch die letzten Sterne wieder zurückzugewinnen."

Ein Augenblick der höchsten nationalen Erhebung, wie ihn jedes Volk nur einmal in hundert Jahren erlebt.

Draußen vor dem Weißen Hause ging ein einsamer Polizist auf und ab, er fuhr zusammen, als er über sich eine Stimme hörte.

„Policeman," rief der Präsident hinaus, „Policeman, gehen Sie, laufen Sie, schreien Sie es auf allen Straßen aus: Der Feind ist geschlagen, unsere Truppen haben gesiegt, die japanische Armee ist auf dem Rückzuge! Schlagen Sie an alle Türen, schlagen Sie die Fenster ein, rufen Sie in jedes Haus hinein: ‚Wir haben gesiegt, der Feind ist auf dem Rückzuge'."

Der Polizist machte sich eiligst davon, in dem weichen Schnee breite schwarze Fußstapfen zurücklassend. „Sieg, Sieg! wir haben gesiegt!" hörte man ihn im Laufen schreien.

Andere Leute kamen, ein Wagen kam angefahren, der Kutscher sprang vom Bock herunter und lief auf das Weiße Haus zu, nach dem erleuchteten Fenster hinaufblickend.

„Mann, lassen Sie Ihren Wagen stehen, laufen Sie," schrie der Präsident hinunter, „rufen Sie es aus, wir haben gesiegt! Die Japaner ziehen sich zurück! Unser Land wird wieder frei werden."

Rufe tönten in der Ferne, man hörte donnernde Schläge gegen Haustüren fallen.

Der Präsident schloß das Fenster. Der Kriegssekretär wollte ihm noch die weiteren Meldungen vorlesen: „Lassen Sie mich, Harry," wehrte er ab, „lassen Sie mich. Ich kann jetzt nichts mehr hören, lassen Sie mich allein. Aber wecken Sie die Herren."

Dann lärmten Klingeln auf den Korridoren, und in den Zimmern ward es lebendig. Die stille Bundeshauptstadt erwachte zum 9. Februar, zu dem Tage, der Tag und Nacht für unser Volk schied.

Und nun ging es rasch vorwärts.

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig.

Die Rechtsverhältnisse am Grundeigentum in China

von

Dr. O. Franke.

1903. M. 3.—.

Inhalts-Verzeichnis.

Einleitung: Rechtsquellen.

I. Teil: Das Grundeigentum der Chinesen.

A. Inhalt des Grundeigentums und Arten desselben.

1. Allgemeiner Inhalt.
2. Arten des Grundeigentums: a) Volkland. — b) Bannerland. — c) Regierungsland. — d) Kronland. — e) Öffentliches Land. — f) Militär-Kolonien.

B. Staatliche Reallasten.

1. Die Grundsteuer.
2. Die Arbeitsleistungen.
3. Die Abgaben der Übertragungen.

C. Erwerb und Verlust des Grundeigentums.

1. Erwerb des Grundeigentums: a) die Besitzergreifung. — b) Der Erbfall. — c) Der Kauf: Allgemeines: α) Der endgiltige Verkauf des Grundstücks; β) Der Verkauf des Grundstücks auf Wiederkauf; γ) Der Verkauf der Oberfläche oder des Grundes. (Endgiltiger und Verkauf auf Wiederkauf.)
2. Verlust des Grundeigentums: a) Die Aufgabe des Besitzes. — b) Die Confiscation. — c) Die Enteignung.

D. Erwerb dinglicher Rechte auf fremdes Grundeigentum.

1. Die Verpfändung.
2. Die Hypothek.
3. Die Grunddienstbarkeiten.

II. Teil: Die Rechte der Ausländer am Grundeigentum.

A. Wesen des ausländischen Grundeigentums.

B. Erwerb von Grundeigentum und von dinglichen Rechten auf fremdes Eigentum durch Ausländer.

C. Die Rechtsphäre des ausländischen Grundeigentums.

Druck von C. Kreysing in Leipzig.

„Wenn sie nur aushalten bei Georgetown," sagte der Kriegssekretär, „wenn sie nur aushalten, es sind die letzten Reserven."

„Gebe Gott, daß sie es tun."

Dann gingen beide wieder hinüber in das Arbeitszimmer. Der Präsident blieb vor Lincolns Bild an der Wand stehen.

„Der hat auch solche Stunden durchgemacht," sagte er leise, „genau solche Stunden, vielleicht hier in diesem Raume, damals während des Gefechts bei Hampton Roads, als der „Monitor" gegen den „Merrimac" focht. Damals bekam er hier auch Stunde um Stunde die Nachricht, wie der Kampf stand. O hätten wir heute Lincoln, daß sein Wort noch einmal durch unser Land gehen könnte."

Der Kriegssekretär blickte den Präsidenten festen Blickes an: „Ja, wir brauchen Männer, aber wir haben auch Männer, vielleicht haben wir sogar Männer, die größer sind als Lincoln."

Der Präsident schüttelte abwehrend den Kopf: „Ich weiß nicht, wir haben alles getan, wir haben unsere Pflicht getan, aber vielleicht hätten wir noch mehr tun können. Mir ist so angst um den Ausgang des Kampfes, es ist mir, als ob wir waffenlos dem Gegner gegenüberständen, als ob unsere Waffen stumpf wären."

Wieder raste die Klingel des Telegraphen. Der Präsident machte ein paar Schritte auf die Tür zu und blieb dann stehen: „Harry, gehen Sie lieber, nehmen Sie die Depesche:

Fort Bridger, 8. Febr. 11⁵⁰. Von der Division Fischer kommt über den Bells Paß die Meldung, daß zwei Regimenter ihrer Spitze unter Scheinwerferbeleuchtung feindliche Truppen aus ihren Stellungen geworfen haben und vor sich hertreiben.

Generalmajor Illing.

Wortlos rückte der Kriegssekretär mit dem Holzklötzchen der Division Fischer weiter nach Süden vor. „Einerlei, wie es bei Georgetown steht," sagte er, „hier liegt jetzt die Entscheidung, sie kann in einer Stunde fallen" und er deutete auf den linken Flügel der feindlichen Stellung im Gebirge. „Wenn jetzt ein Frontalangriff eine Lücke bricht ..."

Er vollendete nicht. Schwer lag die Hand des Präsidenten auf seiner Schulter. „Ja, Harry, wenn ... Das haben wir nun seit drei Vierteljahren gesagt. Wenn ... und immer folgte auf das Wenn ein Aber, immer sagte der Feind das Aber."

Der Präsident warf sich in einen Sessel und überschattete die müden Augen mit der Rechten. Unaufhörlich wanderte der Kriegssekretär im Zimmer auf und ab, gewaltige Rauchwolken von sich blasend.

3 Uhr morgens. Der schrille Ton der Klingel des Apparates ließ den Präsidenten auffahren. Langsam Zoll für Zoll rollte sich der weiße Papierstreifen von der Walze ab. Nebeneinander über den tickenden Apparat gebeugt, sahen die beiden Männer einen Buchstaben, ein Wort, einen Satz nach dem andern auf dem weißen Bande entstehen:

Fort Bridger, 9. Febr. 1[15]. Zurückkehrendes Motorluftschiff meldet heftigen Artilleriekampf hinter dem linken Flügel des Feindes. Soeben Befehl gegeben zum Angriff auf die Höhenstellungen mit allen Kräften. Nächtlicher Artilleriekampf auf der ganzen Front. Die Regimenter gehen mit Hurra und unter dem Rufe: Remember Hilgard! zum Sturme vor. Nach einer Meldung vom Bells Paß hat der Feind bei Georgetown den Rückzug angetreten. Zwölf feindliche Geschütze erobert.

Generalmajor Illing.

„Harry," rief der Präsident und ergriff die Hand des Kriegssekretärs, „Harry, wenn das der Sieg wäre."

„Er wird es sein, er muß es sein" sagte dieser. „Sehen Sie hier" und er verschob die Klötze auf der Karte von neuem, „der ganze Druck der drei Divisionen General Elliots steht auf dem linken feindlichen Flügel. Jetzt ein entschlossener Angriff..."

„Auf die Schützengräben in der Nacht?" wandte der Präsident ein, „wo die Truppen der Führung so leicht entgleiten, wo man ins Dunkle hineinschießt, wo ein unglücklicher Zufall den angreifenden Truppen den Sieg wieder entreißen kann?..."

Der Kriegssekretär schüttelte verneinend den Kopf: „Das Schicksal der Schlachten steht in Gottes Hand, wir müssen unseren Truppen vertrauen."

Er ging mit langen Schritten um den Tisch herum, an dem der Präsident auf der Karte immer wieder die Stellungen beider Heere mit dem Inhalt der letzten Depeschen verglich.

„Harry", sagte er dann, „wissen Sie noch damals in Harward, wo ich die Rede hielt über den Einheitsgedanken in der Geschichte der Völker; es war meine erste Rede, und wer hätte es gedacht, daß wir heute in diesen Zimmer zusammen sitzen

würden. Sonderbar, wie mir das alles jetzt wieder in Erinnerung kommt. Als ich damals in der deutschen Dichtung die Entwicklung der Einheitsidee verfolgte, hat es mich als jungen Mann doch mächtig ergriffen, so manches gute Wort zu finden, was auch für uns von Bedeutung ist, heute erst recht von Bedeutung ist. Als der Siegesjubel von Sedan hinüberklang nach Deutschland, nach dem noch uneinigen Deutschland und der Erfolg der Waffen das Wort der Dichter sofort sicher und schnell auslöste, da klingt mir eins von den Liedern jetzt im Herzen ganz seltsam wider ... Oh, wenn es wahr würde, wenn unsere Tapferen drüben, die jetzt an den Abhängen des Gebirges hinaufstürmen, wenn die es wahr machen könnten ...“ Wieder rasselte die Klingel des Apparates:

Fort Bridger 9. Febr. 2[36]. Unter ungeheuren Verlusten haben die Brigaden Lennox und Malmberg die Artilleriestellungen auf dem feindlichen linken Flügel gestürmt. Zahlreiche Geschütze erobert. Von den Höhen Kanonendonner drüben im Tale deutlich zu hören. Division Fischer meldet durch Lichtsignale, daß sie den Feind erfolgreich zurückdrängt. Vor unserer Front beginnt der Rückzug der Japaner. Unsere Truppen ...“

Das Weitere vermochte der Präsident nicht mehr zu entziffern, die Worte tanzten vor seinem Blicke. Dem harten Mann, der in keinem Sturme gezittert hatte, umflorte sich der Blick. Still faltete er über dem surrenden Apparat, aus dem sich der bedruckte Papierstreifen endlos, unaufhörlich hervorschlängelte, die Hände.

„Harry,“ sagte er tief erschüttert, „diese Stunde ist größer, als der 4. Juli. Und jetzt Harry, jetzt weiß ich es, das Lied des deutschen Dichters, es sei unser Dankgebet:

„Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes an uns getan.
Ehre sei Gott in der Höhe!“

Dann trat der Präsident ans Fenster, schob die Vorhänge zurück, öffnete die Flügel und schaute lange in die kalte Winternacht hinaus.

„Harry, ist nicht etwas wie Glockenton in der Luft? Noch wissen die da draußen es nicht, noch wissen wir es allein.

Aber wenn sie erwachen, wenn der Morgen kommt und mit ihm die Siegeskunde laut wird, dann darf unser Banner sich stolz und groß wieder entfalten, und dann hat es keine Not mehr, auch die letzten Sterne wieder zurückzugewinnen."

Ein Augenblick der höchsten nationalen Erhebung, wie ihn jedes Volk nur einmal in hundert Jahren erlebt.

Draußen vor dem Weißen Hause ging ein einsamer Polizist auf und ab, er fuhr zusammen, als er über sich eine Stimme hörte.

„Policeman," rief der Präsident hinaus, „Policeman, gehen Sie, laufen Sie, schreien Sie es auf allen Straßen aus: Der Feind ist geschlagen, unsere Truppen haben gesiegt, die japanische Armee ist auf dem Rückzuge! Schlagen Sie an alle Türen, schlagen Sie die Fenster ein, rufen Sie in jedes Haus hinein: ‚Wir haben gesiegt, der Feind ist auf dem Rückzuge'."

Der Polizist machte sich eiligst davon, in dem weichen Schnee breite schwarze Fußstapfen zurücklassend. „Sieg, Sieg! wir haben gesiegt!" hörte man ihn im Laufen schreien.

Andere Leute kamen, ein Wagen kam angefahren, der Kutscher sprang vom Bock herunter und lief auf das Weiße Haus zu, nach dem erleuchteten Fenster hinaufblickend.

„Mann, lassen Sie Ihren Wagen stehen, laufen Sie," schrie der Präsident hinunter, „rufen Sie es aus, wir haben gesiegt! Die Japaner ziehen sich zurück! Unser Land wird wieder frei werden."

Rufe tönten in der Ferne, man hörte donnernde Schläge gegen Haustüren fallen.

Der Präsident schloß das Fenster. Der Kriegssekretär wollte ihm noch die weiteren Meldungen vorlesen: „Lassen Sie mich, Harry," wehrte er ab, „lassen Sie mich. Ich kann jetzt nichts mehr hören, lassen Sie mich allein. Aber wecken Sie die Herren."

Dann lärmten Klingeln auf den Korridoren, und in den Zimmern ward es lebendig. Die stille Bundeshauptstadt erwachte zum 9. Februar, zu dem Tage, der Tag und Nacht für unser Volk schied.

Und nun ging es rasch vorwärts.

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig.

Die Rechtsverhältnisse am Grundeigentum in China

von

Dr. O. Franke.

1903. M. 3.—.

Inhalts-Verzeichnis.

Einleitung: Rechtsquellen.
I. Teil: Das Grundeigentum der Chinesen.
A. Inhalt des Grundeigentums und Arten desselben.
1. Allgemeiner Inhalt.
2. Arten des Grundeigentums: a) Volkland. — b) Bannerland. — c) Regierungsland. — d) Kronland. — e) Öffentliches Land. — f) Militär-Kolonien.
B. Staatliche Reallasten.
1. Die Grundsteuer.
2. Die Arbeitsleistungen.
3. Die Abgaben der Übertragungen.
C. Erwerb und Verlust des Grundeigentums.
1. Erwerb des Grundeigentums: a) die Besitzergreifung. — b) Der Erbfall. — c) Der Kauf: Allgemeines: α) Der endgiltige Verkauf des Grundstücks; β) Der Verkauf des Grundstücks auf Wiederkauf; γ) Der Verkauf der Oberfläche oder des Grundes. (Endgiltiger und Verkauf auf Wiederkauf.)
2. Verlust des Grundeigentums: a) Die Aufgabe des Besitzes. — b) Die Confiscation. — c) Die Enteignung.
D. Erwerb dinglicher Rechte auf fremdes Grundeigentum.
1. Die Verpfändung.
2. Die Hypothek.
3. Die Grunddienstbarkeiten.
II. Teil: Die Rechte der Ausländer am Grundeigentum.
A. Wesen des ausländischen Grundeigentums.
B. Erwerb von Grundeigentum und von dinglichen Rechten auf fremdes Eigentum durch Ausländer.
C. Die Rechtsphäre des ausländischen Grundeigentums.

Druck von G. Kreysing in Leipzig.

Über das „Barzini"=Buch schreibt Oberstleutnant z. D. Hübner am 1. Sept. in den **„Leipziger Neuesten Nachrichten"**:

„In allerjüngster Zeit nun ist von der Dieterich'schen Verlagsbuchhandlung des Herrn Theodor Weicher in Leipzig ein Werk des Italieners Barzini auf den Büchermarkt gebracht worden, das ein treffliches Bild jener Schlacht wiedergibt. Barzini, der als Spezialberichterstatter des „Corriere della Sera" der dritten kaiserlich japanischen Armee zugeteilt war, und mit dieser zunächst an der Belagerung von Port Arthur teil nahm, folgte derselben später auch zu der großen Feldarmee des Marschalls Oyama und erlebte hier die Schlacht bei Mukden. Die außerordentlich fesselnd geschriebene Schilderung dieser Schlacht leitet er durch die Wiedergabe eines Zirkulars des Generals Oku ein, das in seinen einzelnen Punkten besser als die umfassendste Beschreibung der Schlacht diejenigen Punkte erkennen läßt, auf deren Befolgung die Japaner größten Wert legten, und deren Beachtung sehr wesentlich dazu beitrug, sie — die zahlenmäßig bedeutend Schwächeren — zum Siege zu führen."

In der **„Ostpreuss. Zeitung"** vom 19. August heißt es:

„In dem, in sehr guter Übersetzung soeben in der Dieterich'schen Verlagsbh. erschienenen Buche: „Mukden, von Luigi Barzini" wird dem Leser nicht nur eine sehr klare und übersichtliche Gesamtdarstellung der Ereignisse vom 20. Febr. angegeben, sondern in einer großen Reihe von Einzeldarstellungen erhält derselbe auch Gelegenheit, die Kampfmethoden kennen zu lernen, die näher zu prüfen sich augenblicklich alle größeren Armeen Europas anschicken."



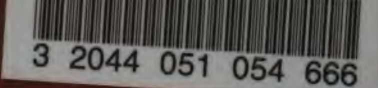
den Russisch=
erschien!



Druck von G. Kreysing in Leipzig.






3 2044 051 054 666


WIDENER
JAN 4 2000
BOOK DUE
WIDENER
JUL 26 2000
JAN 4 2000
CANCELLED
BOOK DUE